<36640512600011

<36640512600011

Bayer. Staatsbibliothek

V. 1644. 3.

J. Can. p. 910-5

Vollständige Sammlung aller Schriften

die durch Veranlassung der Allerhöchsten kaiserlichen

Toleranz- und Reformations-Edikten

auch anderer

Verordnungen,

gröstentheils zu Wien erschienen sind;

Nunmehro zum Besten der Freunde dieser interessanten Schriften zusammen getragen und mit vielen ungedrukten Aufsäzen vermehrt.

Fünfter Band.

WJEN,

1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek

Briefe über den Cälibat unsrer katholischen Geistlichen.

Von

K — u — r und W — o — g.

Ein Anhang zu den Briefen über das Mönchswesen.

Naturam expellas furca,
tamen usque recurret.
Horat.

I.

Mein Freund!

Ich zweifelte lange, ob ich Ihnen schreiben, oder wenn ich schriebe, ob ich Ihnen auf Ihren Brief antworten wolle. Endlich überwand die Vorstellung, Sie möchten etwa aus meinem Stillschweigen schliessen, ich sei mit Ihrem fürchterlichen Saze, der kaltblütig in ihrem Briefe dasteht, einverstanden. Es wäre besser, sagen Sie, wenn es unsrer Geistlichkeit zugestanden würde, Weiber zu nehmen. Wissen Sie auch, was Sie

damit sagten? Sie sagten, es wäre besser, wenn man einem vollkommnern Stande den unvollkommnern vorzöge; wenn man geradezu wider den ausdrüklichen Rath des heiligen Paulus und die Lehre der heiligen Väter handelte; wenn man sich über die heiligen Kirchenverordnungen, die in ganzen Versammlungen festgesezt und gutgeheissen worden sind, hinweg sezen würde; wenn man der Geistlichkeit erlaubte, wider das Gelübde der Keuschheit zu handeln; wenn man der Geistlichkeit noch eine Gelegenheit mehr gäbe, durch tausendfache neue Zerstreuungen die Pflichten ihres wichtigen Standes entweder ganz zu versäumen, oder nur zum Theil und halb und halb zu verrichten; wenn man — — Doch ich mag mir den Gräuel nicht einmal denken, der aus ihrem Projekte folgen würde. Und Sie, — den ich doch immer im Herzen so gut orthodox und gerecht gefunden, Sie getrauen sich, einen solchen Saz zu behaupten? Doch ich glaube, es war Ihr Ernst nicht, und vielleicht nur Scherz, den Sie lezthin aus der Zeitung geschöpft, und mich nun damit in Bewegung bringen wollten. Aber Ihr ganzer Brief war doch nichts weniger als scherzhaft, und ganz wider Ihre Laune. Hören Sie, Freund, ich bin recht in Kummer. Schreiben Sie mir nächstens Ihre Gesinnungen darüber offenherzig. — Und ist es etwa Ihr Ernst gewesen; so waffnen Sie sich nur fein

stark mit ihren Sophistereien. — Denn wirklich, eine hochwürdige Frau Pfarrerinn — nein, das wäre ein Absurdum, so groß, als eines. Ihrer Gattinn und Kindern meinen Respekt.

den 20 April, 1781.

Ihr

K — u — r.

2.

Hochwürdiger Herr!

Daß ich meinen fürchterlichen Saz, oder wenigstens eine lebhafte Erinnerung daran so zum Theil aus der Zeitung schöpfte, darinnen haben sie vollkommen Recht. Aber daß Sie ihn für Scherz nur, und nicht für wahren Ernst hielten, darinn haben Sie Unrecht. Und wenn Sie oben darein noch gar glauben, ich werde meine Meinung mit Sophistereien beweisen, werde nicht ausreichen mit Gründen, meine Meinung jedem hellen Denker einleuchtend und unwidersprechlich gut vorzustellen, so haben Sie noch weniger Recht. Also wäre es damit mein Ernst? — Ja Herr, und so Ernst, daß ich Willens bin, Ihnen nach und nach meine Meinung, und die unläugbaren Vortheile für den Staat sowohl, als die Kirche, aus einander zu sezen. Theologische Demonstrationen und Subtilitäten, Curialismus

und dergleichen Gespenster lassen wir beiseite. Daß der Cälibat nicht von Gott in seiner Schrift geboten; daß er in der Kirche nicht von jeher, und nicht allgemein eingeführt worden; daß ihn einige Concilia verworfen und einige angenommen haben; daß er eigentlich unter die zufällige Kirchendisciplin gehöre; daß das Sacrament der Priesterweihe und der Ehe keine widersprechende Sakramente seien; daß in die Kirche, und mit dieser jeder Regent in seinen Landen einschränken könne; daß man auch während des Gebots schon einigen Priestern die Ehe gestattet habe; und daß, wenn der Cälibat unter einigen nothwendigen Bedingungen eingeschränkt würde, ein grosser Schritt zur Vereinigung unsrer wahren Kirche mit der Evangelischen Kirche gethan wäre — dieß wissen Sie, und die ganze Welt. Ich glaube daher, daß weder Sie, noch sonst ein kluger Mann, dem Sie etwa meine Briefe zeigen möchten, es von mir für einen zu kühnen Schritt wider die Kirche halten werden, wenn ich den gezwungenen Cälibat unsrer Geistlichkeit wirklich bestreite. Sophisterey oder Neuerungssucht sind meine Waffen gar nicht. Gesunder Menschenverstand, Erfahrung, Liebe zur Wahrheit, Eifer für die Erhaltung und Besserung der Sitten, Aussichten eines glüklichern Staates sind einzig und allein meine Gründe und Waffen. Wenn ich also sage, es wäre besser,

wenn es unsrer Geistlichkeit (nicht der klösterlichen) zugestanden würde, Weiber zu nehmen' so sag' ich, es wäre besser für den Staat in Rüksicht der Geistlichkeit, und in Rüksicht der Christenheit. Wollen Sie darüber meine Beweise lesen, Hochwürdiger Herr, so hoff' ich, Sie, wo nicht selbst auf meine Meinung zu ziehen, doch zu überzeugen, daß ich nichtsdestoweniger ein guter Christ bin, und vielleicht zu bewirken, daß hie und da ein gerechter Fürst und Menschenfreund meinen Vortrag billiget und den Geistlichen Weiber und uns rechtschaffene Geistliche giebt. Meine liebe Hälfte und Kinder danken Ihnen herzlich, und sagen Ihnen wieder eben so viel Schönes zurük.

den 25 April, 1781.

Ihr

W—o—g.

3.

Ja, ja, der — hole mir den guten Christen, der sich so mit einem leichten Fusse über die Concilia und Patres und Vota hinaussezt! Etwas ungebunden wußte ich von jeher, daß Sie dächten, und hatte darob schon manche liebe Noth mit Ihnen; aber daß Sie es je so arg machen, Verordnungen der Kirche angreifen, den Cälibat

unsrer Geistlichkeit für einen Knoten ansehen sollten, der sich zerhauen läßt, wie der Gordische, nein, dieß hätt' ich nicht geglaubt. Doch so leicht, als Sie glauben, Herr Sophist, kommen Sie mir nicht davon, und ich fürchte, Ihre Zähne möchten so tief nicht steken, daß Sie die Nüsse, die ich Ihnen reichen will, werden aufbeissen können, ohne zu brechen. Ich will Ihnen meine Einwürfe nicht einzeln mittheilen, sondern will Ihnen die Gutthat erweisen, und das ganze Heer in seiner Ordnung zeigen, daß Sie sich etwa noch mit Anstand zurüke ziehen, oder, wann Sie sich den Streit doch einmal in den Kopf gesezt haben, ritterlich sterben mögen. Aufgeschaut, Herr Sophist!

Die Kirche legt den Geistlichen den Cälibat mit Recht und Nuzen auf.

Der Cälibat ist sittlich möglich.

Christus hat ihn seinen Jüngern angerathen.

Die Apostel haben die Lehre ihres Meisters mit Worten und mit ihrem Beispiel bekräftiget.

Wie auch andere apostolische Männer.

Die Kirche hat das Recht und die Macht, ihn zu fordern, um ihren Zwek zu erreichen.

Sie kann ihre Diener unter gewissen Bedingungen aufnehmen.

Der Cälibat ist wirklich ein vollkommenerer Stand als der eheliche.

Der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen.

Sehen Sie, Freund, da steht meine ganze Schlachtordnung. Beweisen will ich von diesen Gründen noch keinen, vielleicht überheben Sie mich selbst der Mühe, und streken Ihre Fahne, ehe Sie zu Felde ziehen. Ich erwarte ihren nächsten Brief mit Ungeduld.

Den 30 April, 1781.

Ihr

K—u—r.

4.

Hochwürdiger Herr!

Meine Hand will ich Ihnen geben, Herr, aber die Fahne nicht. Und wenn ich Ihre Schlachtordnung, wie Sie zu scherzen beliebten, so recht untersuche, so scheint mir immer, daß Sie bei ihrer Anordnung mehr Furcht äusserten als Hofnung auf Sieg. Denn wer sich so allgewaltig hinter gar so viel Mauern verschanzt und verbollwerkt, dem ist sicherlich nicht wohl ums Herz. Sey's nun Furcht, oder stiller ungekannter Wunsch, mit Ehren überwunden zu werden, so sag ich

Ihnen ein- für allemal Sie sind geschlagen, nicht eben in der fürchterlichen Bedeutung dieses Worts, sondern sie sind auf meiner Seite. Ich könnte die Sache ganz kurz sagen, könnte sagen, ich stimmte mit Ihren Einwürfen, mit einigen ganz, mit andern halb, und mit einem durchaus nicht überein, könnte meine Erklärungen und Einschränkungen und Gegenbeweise beisezen, und der Sache ihr schönes Ende geben. Aber das will ich nicht. Sie sollen mir ihre Säze beweisen, ich will dagegen meine Säze auch herschreiben, auch beweisen, meine Behauptung mit Vernunft und Erfahrung unterstüzen, und, wenn Gott will und der weise Regent, meinen Hochwürdigen Herrn Pfarrer an der Hand einer rechtschaffenen und liebenswürdigen Gattinn noch vergnügt und glüklich sehen.

So weit dachten Sie wohl nicht, daß wir schon wären! Nun meine Schlachtordnung! Aufgeschaut, Herr Theolog, Herr Pfarrer!

Die Kirche kann den Geistlichen mit Recht und Nuzen den Cälibat abnehmen.

Der Cälibat ist von Christus nur Einigen nicht Allen angerathen, konnte und kann auch nicht Allen angerathen werden.

Wenn die Kirche den Zwek des Cälibats nimmer erreicht, wie sie ihn auch wirklich nimmer erreicht, so ist sie befugt, den Geistlichen diesen Zwang abzunehmen.

Es ist wirklich dem Staate nüzlicher, wenn der Cälibat der Geistlichen aufgehoben wird.

Es ist der Geistlichkeit nüzlicher.

Es ist der Christenheit nüzlicher.

Der rechtschaffene Geistliche wird mit einer Frau Gott und dem Staate eben so wohl dienen, ja noch besser, als ohne Frau. Der liederliche Geistliche wird immer liederlich seyn, mit einer Frau vielleicht minder liederlich; vielleicht gar rechtschaffen.

Sehen Sie, Hochwürdiger Herr, dies wären so ohngefehr meine Gründe. Diese und die Ihrigen beweisen, bestreiten, billigen wir nach und nach Stükweise, ohne uns an ein System zu binden. Wahrheit bleibt immer Wahrheit. Die nächste Post bringt mir doch einen Brief? —

den 6. Mai, 1781.

Ihr

W—o—g.

5.

Mein Freund!

Daß die Kirche das Recht und die Macht hat, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen, dafür fordern Sie wohl keine Beweise. Denn so viel ich aus Ihren bisherigen Briefen sehe und Sie aus einem langen Umgange kenne, ist ihre Absicht nicht, die Kirche zu bestreiten. — Denn wäre

dieses, so würde ich mir Ihre Briefe von einem solchen Innhalte gerade zu verbitten. Daß der Cälibat sittlich möglich ist, wollen Sie davon Beweise? — Gut! Christus lehrte es beym Matth. im 19 K. Denn nachdem er dort den Ehestand als dem ganzen Menschlichen Geschlechte nothwendig empfohlen und erklärt hatte, daß er nur aus zwo Personen bestehen solle, sagten seine Jünger (im 10 V.): „Wenn es eine solche Beschaffenheit „des Menschen mit seiner Frau hat' so ist es nicht „gut zu heirathen.„ Darauf antwortete ihnen JEsus: „Nicht alle fassen dies Wort, — sondern „die, denen es gegeben ist. Denn es giebt Verschnittene, die aus Mutterleibe so gebohren sind; „und es giebt Verschnittene, die so von Menschen „gemacht sind und es giebt Verschnittene, die sich selbst „verschnitten haben, um des Himmelreichs willen. „Wer das fassen kann, der fasse es!„ Alle Kirchenväter und Ausleger der heiligen Schrift kommen überein, daß diese leztern Worte: “die sich selbst „verschnitten haben,„ so viel heissen, als: die ewige Keuschheit halten wollen. Es folgt also hiemit aus diesen Worten Christi, daß der Cälibat sittlich möglich ist. Christus hat den Cälibat seinen Anhängern angerathen, da er sagte: „wers fassen „kann, der fasse es!„ Und wieder im 29 V. des nämlichen Kapitels: „Ein jeder, der sein „Haus, Bruder, Schwester, Vater, Mutter,

„ Ehefrau ꝛc. ꝛc. wegen meinem Namen wird ver„lassen haben, soll einen hundertfachen Lohn em„pfangen, und das ewige Leben besizen.„ Wollte ich Ihnen alle Texte herschreiben, Herr, die im Evangelium den Cälibat anpreisen, so würde ich an kein Ende kommen. Für heute sei dies genug! das nächstemal geh' ich weiter.

den 11. Mai, 1781.

Ihr
K — u — r.

6.

Hochwürdiger Herr!

Ja, mein lieber Herr Pfarrer, da haben sie vollkommen recht! die Kirche hat das Recht und die Macht, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen. Der Cälibat ist sittlich möglich, und Christus hat denselben seinen Anhängern angerathen. Was folgt daraus? — Etwa daß es wider Orthodoxie und Glauben laufe, wenn der Cälibat den Geistlichen abgenommen würde? — So weit, Herr Pfarrer, werden Sie sich doch in Ihrer Theologie nicht verlohren haben? Wenn die Kirche das Recht, und die Macht hat, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen, so hat sie eben darum auch die Macht und das Recht, denselben den Geistlichen wieder abzunehmen. Oder hat sie dies etwa noch nie gethan, daß sie ein selbst gemachtes Gesez wieder

aufgehoben hätte? Ich würde Ihnen gleich hier ein Beispiel anführen, wenn ich es nicht schiklicher fände, dasselbe erst in einen meiner folgenden Briefe einzurüken. Der Cälibat ist sittlich möglich. Warum aber, weil er sittlich möglich ist, aus der Möglichkeit Zwang, aus einem Rathe Gebot machen, und die Gewissen der Menschen binden, beschweren, der Gefahr der Sünde aussezen, weil der Cälibat sittlich möglich ist? — Christus hat ihn seinen Anhängern angerathen, wider Recht! aber er hat ihn nur einigen, nicht allen angerathen, und hat ihn auch nicht allen anrathen können. Denn Gott kann sich nicht widersprechen, würde sich aber widersprochen haben, wenn er gegen sein eigenes Lob des ehelichen Standes allen den Cälibat angerathen hätte. = Es ist also blos Rath des Herrn, Cälebs zu seyn und zu bleiben. Wenn er es also bei seinen Jüngern, bei seinen Dienern, und auch für unsre Zeiten, die ihm dort gegenwärtig waren, wie izt, für unsre Geistlichen so erspriesslich und nothwendig gefunden hätte, warum hat nicht er selbst dies Gebot der Verschnittenen gemacht, warum erst auf die Kirche gewartet? Die übrigen Verhaltungsregeln seiner gesalbten Diener hat er alle genau bis aufs Pünktchen beschrieben und bestimmt, den Cälibat aber nirgend befohlen, nur angerathen. Die Kirche hingegen hat dem lieben Gott (erlauben Sie mir den

Ausdruk) sein Argument corrigirt, aus einem göttlichen Rathe ein Kirchengebot für die Geistlichen gemacht, und folglich die Gewissen der Geistlichen, weil es sittlich möglich ist, gebunden, die Gott, weil ers nicht für nothwendig fand, nicht gebunden hat. Das sei aber nicht gesagt, Herr Pfarrer, als wenn ich behaupten wollte, die Kirche habe damals, da sie dies Gebot machte, unrecht gethan. Damals hatte sie ihren Zwek, den sie auch wirklich durch dies Gebot erreichte. Ob sie ihn aber noch so erreicht wie damals?

den 17. Mai, 1781.

Ihr

W — o — g.

7.

Freund!

Wenn Sie sich einen Knecht dingen, Freund, so steht es allein bei Ihnen, unter was für Bedingungen Sie ihn in Ihre Dienste aufnehmen wollen. — Diese legen Sie ihm vor, und wollen darüber unverbrüchlich gehalten wissen. Wem nun meine Bedingungen zu schwer sind, sagen Sie, der entschlage sich meines Diensles. Soll nun unsre Mutter, die Kirche, welche wissen muß, was ihren Kindern erspriеslich und gut ist, nicht das nämliche Recht haben, das ein jeder Hausvater hat, und läßt sie es nicht jedem frei, vorher

Ueberlegungen anzustellen und zu überdenken, ob er Stärke genug habe, sich einen Stand zu wählen, dem sie aus wichtigen Gründen den Cälibat aufgebürdet hat? Es ist erstaunlich mit euch Herren, daß Ihr nur immer auf die Kirche stürmet, nur ihre Freyheiten und Gränzen näher bestimmen und einschränken, die Eurigen hingegen erweitern wollet! Daß Gott mit dem Cälibat auf die Kirche gewartet habe, was wollen Sie damit sagen? — Also hätte die Kirche gar kein Gebot machen sollen, das nicht Gott schon zuvor gemacht hat? also nichts von der österlichen Beicht und Communion? nichts von der Messe an Sonn und Feyertagen? nichts von der Fasten? Warum nicht? weil Gott diese Gebote nicht selbst gemacht hat. Sie wissen doch den Spruch noch, Herr, was zu viel beweiset, beweiset eben deswegen nichts. Lassen sie dieses Gebot also immer gut seyn, Freund! die Kirche kann nach ihrem eigenen Geständnisse den Cälibat zu ihrem Zweke fodern. Denn sie kann dasjenige auf die Seite zu räumen befehlen, was die Diener des Evangeliums von den Verrichtungen des Predigamtes, der Seelsorge und den kirchlichen Geschäften abzöge und sie daran verhinderte. Dies aber thut die Besorgung irrdischer Dinge, die Sorgfalt für die Haushaltung und Erziehung der Kinder, die aus dem Ehestande entspringen. Denn so sagt der große Paulus: „ Ich will aber daß

„ ihr

„ ihr ohne Bekümmerniß seyd. Der aber ohne „ Ehefrau ist, besorgt das, was des Herrn ist, „ und wie er dem Herrn gefalle; der aber mit „ einer Ehefrau ist, besorgt, was der Welt ist, und „ wie er seiner Frau gefalle, und ist getheilt.„ Sehen Sie nun bald, was die Kirche für einen Zwek hat? die Kirche will, daß ihre Diener, so wie in den übrigen Stüken, also auch in diesem, der Christenheit zum Muster dienen. — Sie will, der Geistliche soll sich einen vollkommenern Stand wählen, als den ehelichen. — Sie will, er soll dem Herrn sein Herz und seinen Leib ganz ohngetheilt wiedmen. Könnte dieser Zwek heiliger seyn, Freund? Hab' ich nun Ihre Einwürfe nicht widerlegt?' Oder haben Sie auch dawider noch Ihre — — —?

den 23. Mai, 1781.

Ihr

K — u — r.

8.

Nein, lieber Mann, Sie haben meine Einwürfe nicht widerlegt, sondern haben neben die Scheibe geschossen, die ich ausgestekt habe. Ihr Gleichniß da macht Aufsehen in der Ferne, wie die feurigen Männer auf dem Felde: will man sie aber haschen — flugs sind sie weg. Wenn ich meinen Knecht dinge, ihm meine häusliche Ordnung die ich gehalten wissen will, und die übrigen

Bedingungen vorlege, so nimmt er sie an, wenn sie ihm gut und billig, oder wenigstens erträglich scheinen. Wollen sie ihm aber in der Folge in der Ausübung nimmer behagen, — so macht mir der Pursche einen Bükling, und sucht sich einen andern Dienst, wo's ihm besser behagt. Ihr aber, meine lieben Geistlichen, müßt harren, wenn ihr gleich in der Folge erfahret, daß es nicht für euch ist, Cälebs zu bleiben; wenn ihr sehet, daß ihr ewig damit zu Grunde gehen müßt — ihr müßt harren, warum? weil es nun einmal so in der Kirche eingeführt ist; weil man das Vorurtheil hat, was für Einen gut ist, sei für Alle gut, und was vor hundert Jahren gut war, sei heute auch noch gut. — Und wie geht es bei den Ueberlegungen der Standeswahl meistens zu? Oft muß der Bube in der Wiege schon den Cälibat schwören, weil ein oder mehrere Familienkanonikate auf ihn warten, weil er das Unglük hat, nicht der Erstgebohrne zu seyn. — Oft tyrannisirt ein eigensinniger Vater, eine andächtige fromme Mutter, geldgierige Anverwandte das junge Herz so sehr, daß es sich hinführen läßt zur Schlachtbank, und seine Freiheit verkauft, ohne zu wissen, wie ihm geschehen ist. Oft wählt man sich diesen Stand aus menschlichen Absichten, oft weil man glaubt, seinen Unterhalt da am besten zu finden, und einst auch so ein Mann zu werden, der auf Pfänder leiht,

wie der hochselige Herr Onkel, oder sonst ein reicher Mann. Und in der geistlichen Pflanzschule bringt man den guten Studenten so wenige, so schlechte Begriffe von ihrem Stande bei, wacht so wenig auf sie, daß es nur eine Furcht ist und unabläßliche Verantwortung. — Herr, wollte ich da alle Fälle hersezen, die sich ereignet haben, oder nur die, von denen ich selbst Zeuge bin, es würde Ihnen vor den schröklichen Folgen des gezwungenen Cälibats grauen. Glauben Sie nun, Herr Pfarrer, das Gott an solchen Opfern Freude und Wohlgefallen hat? daß es nicht unendlich besser und nüzlicher wäre, solche unnatürliche Bande zu lösen, an denen die armen Schlachtopfer in den Abgrund gezogen werden, und vielleicht — noch tausend Seelen mit sich ziehen? — Was ist besser, daß unter einem Gebote, welches man aufheben könnte und nicht aufhebt, — Seelen von Gott erkauft zu Grunde gehen; oder daß sie, wenn man ihnen diesen Zwang abnehme, glüklich hier wären und dort würden? Kirche! Mutter der Gläubigen! Lehrerin des Glaubens! — Fürsten! Väter des Landes! Freunde der Menschen! machet doch alle' Menschen glüklich! —

" Also hätte die Kirche gar kein Gebot machen sollen, das nicht Gott schon zuvor gemacht „ hat? „ Ziemlich artig gefolgert, Herr Pfarrer, wie ihr gute Theologen alle pflegt! aufgemerkt,

ich will Ihnen meinen Saz in Forma hersezen, vielleicht sehen Sie dann, wie unpassend und übelklingend in diesem Stüke Ihre Antwort war. — Ich sage mit Ihnen, die Kirche hat das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Cälibat aufzulegen: nun, sag' ich hingegen, hat sie auch das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Cälibat abzunehmen. — Hätte Gott den Cälibat für nothwendig erkannt, so würde er ihn selbst geboten haben. — Die Kirche hat ihn den Geistlichen, denen ihn Gott nur blos angerathen hat, wirklich geboten, und also ihre Gewissen beschwert, gebunden, und der Gefahr zu sündigen ausgesezt. Ist dieses wahr, oder nicht wahr? Ich gebe Ihnen oben drein noch zu, daß die Kirche zu der Zeit, da sie den Cälibat geboten hat, vollkommen recht gethan habe, weil sie damals ihren Zwek erreicht hat. — Hingegen behaupte ich aber, daß sie izt eben so vollkommen recht thun würde, wenn sie ihn aufhebte, weil sie nun ihren Zwek überhaupt nicht mehr erreicht. Die Erfahrung lehrts. Ehe ich aber zu Beweisen schreite, will ich Sie auch wieder zum Worte kommen lassen und Ihre Gründe lesen, mit denen Sie mir zeigen wollen, was Sie im lezten Briefe mit so viel Eifer behaupteten. Ich bin mit aller Freundschaft ganz

den 27. Mai, 1781.

Ihr

W — o — g.

9.

Wirklich, lieber Freund, wirklich will ich es mit Eifer behaupten, daß die Kirche gut thut, wenn sie ihren Geistlichen den Cälibat auflegt, denn der Cälibat ist ein vollkommenerer Stand, als der eheliche, und der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen, und die weitläuftigen Pflichten seines Amts und Standes besser erfüllen. Ich erkläre Eines nach dem Andern. Die Vollkommenheit des Cälibats vor dem ehelichen Stande werden Sie doch dem heiligen Weltapostel Paulus nicht abtrozen wollen? „Bist du frei von einem Weibe, (sagt er in seinem Sendschreiben an die Korinther im 7 Kapitel)" so suche dir auch kein Weib — und wer „seine Tochter nicht verheirathet, thut besser, melius facit." Sehen Sie, Herr, dergleichen Stellen könnte ich Ihnen noch einige anführen, könnte Ihnen Zeugnisse darüber aus den heil. Vätern herschreiben. Aber zu was so viel Beweise für einen Stand, den der Herr im Evangelium gewiß nicht würde angepriesen, und noch weniger angerathen haben, wenn er nicht vor dem ehelichen Stande ein vollkommnerer Stand wäre.

Der andre Punkt von der Theilung des Herzens zwischen Gott und der Frau ist ohnehin unstreitig offenbar. Ich rufe Sie selbst zum Zeugen,

Freund, ob Sie nicht manche Stunde mit den Gefälligkeiten, die Sie ihrer Gattin erweisen und von ihr wieder erhalten, verlieren? Ob Sie nicht unter dem Kummer, den Ihnen Ihre Haushaltungsgeschäfte machen, oft bis zum Ueberdrusse zerstreut werden? Ob Sie bei den Tändeleien ihrer Kinder nicht manche schöne Stunde mit vertändeln? Wenn nun der Geistliche, verehligt, seine Zeit unter diese Geschäfte theilen müßte, wie viel bliebe ihm zu Geschäften seines priesterlichen Standes, dessen Verrichtungen im Umfange ausgebreiteter, in der Folge wichtiger, und in der Wesenheit heiliger sind, Zeit übrig? Und dennoch können Sie noch zweifeln, ob die Kirche ihren Zwek erreiche? Paulus räth nicht nur Geistlichen, sondern auch Andern ohne Unterschied den Cälibat, wie viel mehr ist er also Geistlichen rathsam! Verstehen Sie dieses Argumentum a minori ad maius? Sind Sie bei dem allem aber doch noch so verwegen, und beharren auf Ihrem Saze, so weiß' ich, was ich von Ihnen zu halten habe. Wider evangelische Räthe reden, wider Paulum, Augustinum und Hieronymum ꝛc. ꝛc. — die Haare möchten einem zu Berge stehen! Daß Sies wissen, ich fürchte mich bald vor Ihnen! —

den 31 Mai, 1781.

Ihr

K—u—r.

10.

Da waren Sie aber wieder fürchterlich im Feuer, lieber Freund, haben mich in Gedanken gewiß schon verdammt und vielleicht gar mit einer schwarzen Kerze in der Hand zum Schröken aller Gläubigen vor die Kirchthüre gestellt! — Geben Sie sich nur zufrieden, ich streite nicht wider Paulum, glaube, was Gott durch seinen Mund sagt, nicht wider die evangelischen Räthe, und will Ihnen auch wirklich kein Weib aufdringen. Meine Kaltblütigkeit würde Sie übrigens unendlich besser kleiden. Man denkt der Sache bedachtsamer nach, und sieht Männchen von Thon auf dem Ofen nicht für Riesen an. Ich kaute Ihre Nüsse, die Sie mir reichten, hübsch langsam, bis sie weich wurden, dann einen Druk — und sie theilten sich, wie mit dem Messer geschnitten. Ich gebe es Ihnen und dem grossen Paulus herzlich gerne zu, daß der unverheirathete Stand vollkommener ist, als der eheliche. Daß er aber in jeder Lage, in jedem Betracht, für jeden Menschen vollkommener sei, das sagt weder Paulus, noch sonst jemand, der nicht schwärmen will. Denn daraus würde folgen, daß jeder, der nach Vollkommenheit trachten wollte, seine Lenden umgürten und Cälebs bleiben müßte, oder werden sollte. „Wenn du vollkommen seyn „willst, so gehe, verkaufe was du hast, und giebs

den Armen! „ gleichwie nun der Geistliche in jedem Stüke den Gläubigen zum Muster dienen sollte, so sollte ers auch in diesem seyn. Dieß ist ein Rath, eben so, wie der Cälibat, betrift er nicht alle, alle Geistliche? Gieb die Einkünfte deines oder deiner Bißthümer, deiner Pfründe oder Pfründen ꝛc. ꝛc. — geben Sie ihre Pfarreinkünfte den Armen, und leben Sie, wie **Paulus**, von dem, *quæ ministraverunt manus istæ.* Nu, warum eine so bedenkliche Mine? *Vade & vende* heißt es unbedingt, nirgend kein *melius facit*, sondern platthin nur *vade & vende*, und zwar: *si vis perfectus esse!* Verstehen Sie dieses Argumentum a pari, hochwürdiger Herr Pfarrer? Was die Theilung des Herzens betrift, so ist der Grund Ihres Einwurfs nicht ganz so unstreitig offenbar, wie Sie wähnen. *Divisus est:* sagt **Paulus**, warum? weil er sein halbes Herz dem Weibe geschenkt hat, und das halbe Gott. Nicht wahr, das ist Ihre Stüze, an der Sie sich halten? Achtung, Herr Pfarrer, wenn Sie aufrecht stehen bleiben wollen! Diese Theilung des Herzens ist überhaupt Gott unangenehm, ist überhaupt Gott schimpflich, ist überhaupt von Gott verworfen. Totum te fecit totum te cupit, sagt **Augustin**. Also weg mit der Krone und dem Scepter, ihr gesalbten Häupter! Der Ehemann muß sich scheiden von der Frau, und die Frau vom Ehemann. Ins Feuer mit dem Taufbuche! Weg mit dem geheiligten Wasser

aus dem Taufsteine! Die Welt muß aussterben! warum? weil jeder Mensch, der Lai wie der Geistliche, Gott sein Herz ganz schenken muß! — Sehen Sie, Herr, wies geht! Wenn mau zu viel beweisen will, so beweiset man nichts. Denn wenn Sie wörtlich auf dieses *Divisus est* dringen, so fällt das Sakrament der Ehe und unsre Welt mit über den Haufen, und das will doch Gott, Paulus, und vermuthlich auch Sie nicht. Sie sehen also wohl, daß mans mit dem *Divisus* nicht so wörtlich nehmen darf. Oder ist es dem Ehemanne, und so wechselsweise der Ehefrau, nicht ausdrüklich von Gott geboten, daß sie einander herzlich lieben und sich betrachten sollen, als wären sie nur Ein Leib? Ist ihnen nicht ausdrüklich befohlen, einander durch gegenseitige Gefälligkeiten zuvorzukommen, und unter sich Leid und Freude zu theilen? Wer das thut, wird gegen Gottes und Pauli Willen nicht handeln. Die schöne Zeit aber, die man auf die Geschäfte seines Amts und Standes verwenden sollte, in dem Arme seiner Gattinn vertändeln, das nenne ich *Divisus* seyn, und Paulus auch. Wer dieß thut, sei er nun Laie oder Geistlicher, der fehlt grob, und dem wäre besser, er lebte nicht. Nun, zur Güte, hochwürdiger Herr! wird der Geistliche, der von seinem geistlichen Amte, von der Wichtigkeit seiner Verrichtungen, und von dem Erhabnen des Göttlichen Dienstes überzeugt,

nach seiner Ueberzeugung handelt, kurz, der ein rechtschaffner Mann ist, — wird der deswegen, weil er neben dem Sakramente des Priesterthums und der angehängten Gnade auch die Gnade und das Sakrament der Ehe empfangen hat, ein anderer Mann werden? Wird er sein Herz, seine Sorgfalt, seine Genauigkeit, seinen Eifer, und seine Liebe von Gott abziehen, und auf sein Weib verwenden, das er sich zur Gefährtinn seines Lebens nach dem Willen und der Einsezung Gottes gewählt hat? Ich denke nicht, sondern ich denke, er wird wie zuvor der rechtschaffene Geistliche bleiben, und selbst seine Gattinn, lehren, was so viel Gattinnen nicht wissen, was Ehestand, was wahre Frömmigkeit und Religion, und was Kinderzucht sey. Aber, sagen Sie, der Kummer und die Sorgen der Haushaltung, und die Tändeleien mit den Kindern, rauben dem Geistlichen seine Zeit. — Wunderlich! also ist dem Geistlichen keine Erholungsstunde erlaubt? Aber wuchern darf der Geistliche? Darf im Dorfe der reichste Bauer seyn? Darf die Haushaltung unter der Direktion der Jungfer Hauserinn allein führen? Darf in einer Schenke mit den benachbarten Herren Confratribus den lieben halben Tag durch spielen? Darf zum Aergerniß der Welt mit Beschwerung seines Gewissens thun, was er, wenn er verheirathet wäre, mit Recht thun dürfte? Und dazu schreit keine

Seele: *Divisus est*? Wäre es dagegen nicht besser, der Geistliche würde sich zu Hause in den Stunden, die er von Amtsgeschäften frei hat, mit Erziehung seiner Kinder abgeben, den Saamen des Christenthums, der kernhaften Frömmigkeit, der Sittsamkeit und Tugend unermüdet in ihr junges Herz legen, und den Laien zeigen, wie wichtig das Geschäfte sei, unsterbliche Seelen, erkauft und gegeben von Gott, für den Staat und Himmel zu bilden? — Wäre das nicht besser? — Und so würden jede rechtschaffene Geistliche gewiß handeln. Der Andere hingegen, der nur Namen und Kleidung des Geistlichen hat, und nicht sein Herz, würde vereheligt weniger Zeit zu Ausschweifungen haben, würde sich vielleicht Anfangs aus Gefälligkeit für seine Gattinn und nach und nach etwa selbst aus Ueberzeugung befleissen, rechtschaffen zu leben, wo nicht, — so wird er mit wie ohne Weib seyn, was er izt ist, wird sein Herz hängen an Felder und Ochsen, an Geld und Wucher, und doch dabei haben, wenn nicht das Sakrament und die Gnade der Ehe, doch eine verschwiegene und gefällige Haushälterinn. Und so ein Mann soll nicht *Divisus* seyn, solls erst in der Ehe werden? — Was meinen Sie, würde die Kirche ihren Zweke nicht besser erreichen, wenn die Geistlichen Weiber hätten? Ich bin

den 5ten Junius, 1781.

Ihr W—o—g.

II.

Liebster Freund!

Nun meinen Sie vermuthlich, Sie hätten mit ihrem Elenlangen Briefe alles abgethan, und ganz fein ins reine gebracht? Etwas haben Sie freilich gesagt; aber über einige Fälle sind sie entweder mit Bedacht, oder aus Uebersehen weggegangen. Ich sezte Ihnen zum Beispiel einen Geistlichen im Dorfe O . . . her. Sie kennen ihn von Person und aus dem Umgange. Sie wissens selbst, wie oft Sie und ich dem Manne schon zu Leibe gegangen sind, wie oft wir ihm schon ans Herz geredet haben, er sollte doch suchen, sich von der Wichtigkeit seines Standes mehr zu überzeugen, und seine Pflichten, die er vermöge des Standes verrichten muß, mit mehr Genauigkeit, mit mehr Antheil und Standhaftigkeit zu verrichten; er sollte seine Nebengeschäfte in die gewöhnlichen Erholungsstunden eintheilen, und nicht diese zu Haupt- und jene zu Nebengeschäften machen. Was halfs? Der Mann versprach Besserung, und that wie zuvor. Ich traf ihn erst gestern, und es war Sonnabend, in einer Gesellschaft an, bei der er sich gewöhnlich einfindet. Da blieb er spät bis in die Nacht, und den andern Tag hält er entweder seinen armen Pfarrkindern gar keine Predigt, unterweiset sie gar nicht in der christlichen

Lehre, — oder sagt ihnen so was aus dem Stegreife her, aus dem Niemand, und er selbst nicht, klug wird. Nun seze ich den Fall, daß diesem saumseligen Geistlichen gestattet würde, sich zu verheirathen. Was meinen Sie, Freund, daß geschehen möchte? Ich glaube, der Mann, der ohne Weib sein Amt nur halb verrichtet, seine Berufsgeschäfte vernachläßiget, würde mit einem Weibe noch weniger thätig und arbeitsam seyn, sondern manche schöne Stunde, die er etwa aus Langeweile zu Ausübung seiner Pflichten verwendet haben würde, nun mit seinem Weibchen zubringen, und sich dabei mit jener Entschuldigung im Evangelium: *Vxorem duxi*, noch groß dünken. — So würde unser Herr Pfarrer in O... gewiß handeln, und mit ihm alle, die ihm gleichen. Und wie viele gleichen ihm! Meinen sie nun, daß die Kirche mit der Erlaubniß zu heirathen etwa auch bei diesem etwas Gutes stiften würde? —

den 9ten Junius, 1781.

Ihr

K — u — r.

12.

Nur nicht zu viel Zuversicht auf Ihren mir vorgelegten Fall, hochwürdiger Herr Pfarrer! Denn hätten sie meinen Brief ganz gelesen, und nachher auch über denselben nachgedacht, so würden

Sie gefunden haben, daß ich so einen Fall gar nicht übersehen habe. Denn nahm ich nicht gerade einen solchen Fall an, und behauptete dabei, daß ein Mann, der nur den Namen und die Kleidung eines Geistlichen habe, und nicht auch das Herz desselben, mit einem Weibe vielleicht noch besser, und wenn nicht besser, doch eben so handeln würde, als ohne Weib? Ich erkläre mich deutlicher. Ihr Herr Pfarrer in O... der seines gleichen noch viele hat, ist ein Mann, der von Jugend an das Unglük hatte, nie mit Ernst zur Ordnung, zur Arbeitsamkeit, zur Thätigkeit angehalten zu werden, der so mit geschlossenen Augen hinrannte unter die Hände des Bischofs, und sich salben ließ — zum Diener des Herrn, ohne zu überdenken, wie wichtig sein Stand und wie schwer seine damit verbundene Pflichten seyen, der in seinen Studentenjahren ohne Absicht in den lieben Tag hinein lebte, seine Berufsgeschäfte als eine Nebensache betrachtete, und das meistens seine Hauptsorge seyn ließ, wie er sich mit seinen guten Freunden einen guten Tag machen und immer muntern Sinnes seyn könne. Ein solcher geht nun freilich seinen alten Schritt fort, und lebt — weil er nicht unter der beständigen Aufsicht eines Freundes steht, der in einem ungetrennten Umgange mit ihm lebt, und auf jede seiner Handlungen Acht hat — wie er als Knabe und Jüngling

lebte. Wäre dieser Mann, der an sich kein verderbtes, nur ein verwöhntes und dabei unstätes Herz hat, verehligt; hätte er eine rechtschaffene, arbeitsame, vernünftige Gattinn, so würde diese sein unthätiges Leben, seine ausschweifende Wirksamkeit auf die gute Seite lenken, würde durch liebvolle Erinnerungen den Mann aufmerksam machen, ihn mit Klugheit von den Beschäftigungen, die ausser seinem Kreise liegen, entfernen und ihn nach und nach auf den rechten Pfad führen, auf dem er nun eben so fortwandeln würde, wie er zuvor von demselben abgewichen war. Gesezt aber nun, hochwürdiger Herr, daß die Bemühungen der guten Gattinn alle fruchtlos wären, daß der Mann auf seinen zwekwidrigen Verrichtungen beharrte, ja daß er sogar im Ehestande noch liederlicher würde; so kann man seine Hartnäkigkeit und seine Liederlichkeit gewiß nicht dem Sakramente der Ehe und seiner Wesenheit zuschreiben. Oder wäre der Mann etwa in seinem gezwungenen Cälibate besser geworden? würde er seine Pflichten genauer erfüllt, und nicht vielmehr gesucht haben, im Umgange mit dem andern Geschlechte seine lästige Stunden wegzutändeln? — Nicht wahr, Herr Pfarrer, aus zwei Uebeln, die unvermeidlich sind, wähle man sich das kleinste, sagt eine bekannte Klugheitsregel? Die Uebel im gezwungenen Cälibate unsrer Geistlichkeit übersteigen die andern, (wenn aus der

Erlaubniß der Verehlichung je welche entstehen sollten,) in unverhältnißmäßigen Graden! Was sagen Sie dazu? Ich bin

den 12ten Junius, 1781.

Ihr

W — o — g.

13.

Werthester Freund!

Sie haben in Ihrem leztern Briefe einen Saz aufgestellt, der mich begierig macht, wie Sie mit dessen Behauptung zurechte kommen werden. Mit unserm Pfarrer in O . . . könnte es freilich so gehen, wie sie sagten, aber es könnte auch nicht so gehen. Oder wäre es etwa nicht möglich, daß er über die Annehmlichkeiten des Ehestandes seine geistliche Verrichtungen, (wie denn weibliche Reize auch wirklich sehr viel Eindruk auf sein Herz machen,) ganz bei seite sezte, seine übrigen Nebengeschäfte beibehielte, jene Zeit, die er bisher auf sein Amt verwendete, mit seiner Frau vertändelte, seine arme Heerde vernachläßigte, und so an ihrem Untergange Schuld würde, sich selbst aber damit ebenfalls auf Ewigkeiten unglüklich machte? wär e dies etwa nicht auch möglich? — Und bekäme er denn vollends eine Gattinn, genau so beschaffen wie er, oder noch schlechter, wie sähe

es

es dann aus? Wie sähe es um seine Haushaltung, um seine Kinder aus? Denn daß er darauf mehr Sorge tragen, sich ihrer mehr annehmen würde, dies sage mir nur Niemand. Ueberdies, mein Freund, wie mußtens denn die Geistlichen diese Zeit über machen, wie müssens die unsrigen noch heut zu Tage machen? konnte der Geistliche vor Zeiten ohne Weib leben, warum soll ers im Jahre 1781. nimmer können? Warum soll man erst heut zu Tage die herrliche Maxime: aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, in Ausübung bringen? und die Uebel möchte ich wohl hören, die aus dem Cälibate entspringen. *) Ist etwa der Cälibat vor einigen hundert Jahren und der jezige Cälibat nimmer der nämliche? Wenn heut zu Tage in so unermeßlichen und unverhältnißmäßigen Graden Uebel daraus entspringen, warum gerade erst jezt und nicht schon vor mehrern Jahren? warum sehen doch Sie allein diese Uebel des gezwungenen Cälibates ein, und nicht ausser Ihnen auch andre, die der Sache steuern, und den Geistlichen, wenns doch durchaus seyn muß, ihre Weiber an den Arm geben könnten? — Je nun, wenn Sie etwa einen geistlichen Sohn hätten, dems vielleicht nimmer

*) Statt tausend Beispiele von der Schädlichkeit des Cälibats nur eines der neuesten. Man sehe Brief über das Mönchswesen 2ter Theil, S. 210.
Anmerkung von einer dritten Hand.

behagen wollte, ohne Weibgen zu leben, — so wunderte michs nicht, warum Sie ihre Briefe mit so viel Ernst und Nachdruk fortsezten, da Sie aber nun so einen Sohn nicht haben, zu was so viel Eifer, so viel Ernst und Anstrengung? —

den 17. Junius, 1781.

Ihr

K — u — r.

14.

Hochwürdiger Herr!

Trauen sie mir so viel Eigennuz, und so wenig Patriotismus und Menschenliebe zu, daß Sie sich zu Ende Ihres leztern Briefs so sehr verwundern, warum ich mit so viel Eifer, mit so viel Ernst und Anstrengung gegen den Cälibat spreche und doch keinen geistlichen Sohn hätte? So schlecht sollten Sie doch von mir nicht denken! Blos darum zeige ich so viel Eifer und Ernst und Anstrengung, mein Freund, weil mir die Sache wichtig ist, wichtig für den Staat, und wichtig für die Kirche. Daß diese Wichtigkeit vor mir noch niemand eingesehen habe, oder zugleich mit mir einsehe, wie können Sie das wissen? Vielleicht arbeitet schon wirklich ein wahrer Menschenfreund an dem seligen Schritte *), den ich, wäre meine Hand so weitreichend, gewiß nach Kräften befördern würde. In Frankreich

*) Gott gebe es!
Anmerk. v. e. d. H.

gährt das Ding schon einige Jahre, hat zu Erasmus Zeiten schon gegohren, und ist allein vom Kurialismus gehindert worden, wies in tausend Gelegenheiten schon gegangen ist, und (wacht nicht Rechtschaffenheit eines wirksamen, klugen, einsichtsvollen Menschenfreunds,) in tausend Gelegeheiten noch ferner gehen wird. Und wann habe ichs denn gesagt, daß ich allein der Mann sei, dessen Auge so weit reiche? Daß man von dergleichen Sachen noch nicht öffentlich geredet und geschrieben hat, dies müssen Sie dem Zwange zuschreiben, den Mancher seiner Denkungsart anthun mußte, und dem übeln Empfange, den oft schon die treflichsten Vorschläge erfahren haben. *) Und gesezt unsere Briefe kämen zum Vorscheine, was meinen Sie, daß mancher dazu sagen würde? Steine auf ihn! würde man rufen, Steine auf ihn! Der Mann ist ein Kezer, weil er gescheider, als unsre Großväter, denken und Neuerungen einführen will. So würde nicht nur der ungelehrte, sondern auch der gelehrte Pöbel rufen, dem keine Kappe schön dünkt, als die er selbst geschnitten hat, oder die nach der Form seiner Urahnen gestülpt ist. — Daß ich keinen geistlichen

*) Das Schiksal des Verfassers des Ersten Schritts zur Religionsvereinigung der Katholiken und Protestanten muß jeden von Mittheilung solcher Vorschläge abschreken. Doch darf man jezt in Wien ganz frei sagen was man in D * * * noch kaum denken darf.
Anmerkung von einer dritten Hand.

Sohn habe, wissen Sie selbst. Also ists nicht Nepotismus, der mich so in Eifer bringt, sondern Wahrheit, Erfahrung und daraus entstandne innerliche Ueberzeugung, es sei in mannichfaltigem Betracht unbeschreiblich nüzlicher, unsern Geistlichen den Cälibat frei zu stellen. — Ob der Cälibat vor einigen hundert Jahren und der jezige nimmer der nämliche sei? Ja Herr, das Gebot, daß der Geistliche nicht heirathen darf, ist noch immer das nämliche. Und Ihre übrigen Fragen — je nun, hören Sie die schöne Folgerung: Weil es vor einigen Jahrhunderten so war, also muß es heut zu Tage noch so seyn. Können sich die Zeiten nicht ändern? Kann nicht etwas vor diese Umstände gut seyn, und bei der Aenderung dieser Umstände minder gut, und wohl gar nicht gut und endlich gar schädlich werden? Die Kirche bestimmte gewisse Tage zur Gedächtnißfeier der Heiligen als Festtage, gebot, sie so zu feiern, wie die Tage des Herrn. Nach und nach fand sie und der Regent, daß der Zwek jener Zeiten wirklich nimmer erreicht werde, und daß, wenn man das Volk noch ferner an diese Gebote binde, seine Sünden, deren es ohnehin genug begeht, nur vermehrt und der Zwek dennoch nicht erreicht würde. Sie stellte also den Gläubigen frei, eine grosse Zahl dieser gebotnen Feiertage nimmer zu feiern, sondern an demselben wie an einem ordentlichen Werktage zu

arbeiten. Sagen Sie mir nun einen Unterschied, lieber Herr Pfarrer, warum die Kirche den Cälibat nicht eben so sollte frei stellen können, wie das Gebot von den Feiertagen? Etwa weil sie dafür keine so wichtige Gründe hätte, weil aus dem Cälibat viel Gutes entstünde? weil — Herr, ich weiß kein weil mehr. — Ich sag' Ihnen aber, die Kirche hat noch wichtigere Gründe, den Cälibat frei zu stellen, aus dem gezwungenen Cälibate entsteht wirklich mehr Böses als Gutes. Die Beweise davon folgen im nächsten Briefe.

den 21 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.

15.

Ja, wenn Sie's so machen, lieber Mann, wenn Sie der Kirche Geseze vorschreiben, und Böses aus einem göttlichen Rathe und Kirchengebote herleiten wollen, so wäre es auch nicht Wunder, wenn Ihnen ein paar Steine vor den Ohren vorbei schnurrten. Mein Saz war immer dieser: Sohn sei nicht klüger, als dein Vater war. Hätte man dieser Maxime immer gefolgt; wäre man nie darüber geschritten, so hätten Luther, Calvin, Zwingel, Huß, Melanchthon 2c. 2c. keine solche Irrungen und Unruhen in der Kirche verursacht. Ihr Gleichnis mit den Feiertagen paßt nur so

halb und halb. Der Arbeitstage waren, gegen die Zahl der Menschen gerechnet, die sich immer anhäuften, und doch alle ernährt seyn wollten, wirklich zu wenig. Um also den Ausschweifungen zu steuern, die aus Mangel der Arbeit und Nahrung entstunden, mußte man zu diesem Mittel schreiten. Beim Cälibat hat es eine ganz andre Beschaffenheit. Erstlich steht es jedem frei, ob er sich diesen Stand wählen will oder nicht, zweitens hat der Geistliche sich durch ein Gelübde dazu verbunden, drittens sehen wirs aus dem Beispiele des heiligen Petrus, daß dem Herrn dienen und verheirathet seyn, d. i. mit der Frau leben, nicht zwar etwas widersprechendes, sondern etwas — ich weiß selbst nicht, wie ich sagen soll, etwas sei, das sich nicht ziemen will. Petrus verließ seine Frau, sobald er sich entschlossen hatte, dem Herrn zu dienen. Würde er das gethan haben, wenn ers nicht notwendig gehalten hätte? Doch genug, dann ich will erst die Beweise Ihrer schönen Säze hören, und indessen verbleiben

Den 30 Junius, 1781.

Ihr

K—u—r.

16.

Hochwürdiger Herr!

Schön, oder nicht schön, wenn meine Säze nur wahr sind! — Und das hoff' ich, sollen sie Ihnen und jedem werden, der Schwarz nicht für Weiß hält. Doch ehe ich zu Ueberzeugungen schreite, muß ich erst ein Wort auf Ihren Brief sagen. Sie, hochwürdiger Herr, kennen mich und meine Denkungsart, sind von meinem Christenthume überzeugt, und sagen mir da doch so troken ins Gesicht, ich schriebe der Kirche Geseze vor, ich leite Böses aus einem göttlichen Rathe und Kirchengebote her! Um unserer Freundschaft willen, Herr Pfarrer, wo steht so was in allen meinen Briefen? Verwerfe ich denn den Cälibat als Rath Gottes überhaupt? Sag' ich denn, die Kirche habe durch die Vorschrift des Cälibats gefehlt? — Verstehen Sie mich doch recht, allerbester Herr Pfarrer! Der Cälibat, an sich betrachtet, ist gut, wenn er blos Rath bleibt, zu dem ihn Gott machte. Aber aus Zwang aufgelegt, jedem Geistlichen aufgelegt, ist er nicht gut, ist gefährlich, ist schädlich, und die Kirche würde gut, würde besser thun, wenn sie ihn ihren Geistlichen frei stellte. Auf diesen Gründen beruhet meine ganze Behauptung, und wer da wider Orthodoxie etwas zu finden glaubt, dem verbiethe man auch die Bibel. Mein erster

Saz in meinem lezten Briefe war: Die Kirche hat noch wichtigere Gründe, den Geistlichen den Cälibat frei zu stellen, als die Feiertage einzuschränken. Wenn die Kirche sieht, daß ein Gebot, welches sie gemacht hat, entweder aus Aenderung der Umstände, der Zeit, oder anderer Zufälligkeiten, seinen Zwek nimmer erreiche und die guten Absichten nimmer erfüllt werden, so mein' ich, und mit mir gewiß jeder Rechtschaffne, die Kirche handle äusserst klug, und dem Willen Gottes und selbst ihrer Pflicht gemäß, wenn sie Verbindlichkeiten nachlasse, die selbst Gott nicht fordert, und ein Gebot aufhebe, welches ihre Kinder, für deren Heil sie als Mutter wachen muß, ohne Absicht drükt, und, anstatt ihnen nüzlich zu seyn, sie der Gefahr zu sündigen aussezt. Und ich denke, daß es mit dem Cälibat wirklich so ist. Ja, ich denke noch mehr, ich denke, daß in unsern Zeiten izt mehr Böses daraus folge, als Gutes. Aergernis war von jeher, komm' es nun, woher es immer mag, der gefährlichste und schädlichste Stein des Anstosses für die Welt. Kömmt es nun gar von jenen her, die das Volk zur Tugend und Vollkommenheit leiten, und durch die Gefahren dieses Lebens zum Zwek aller Heiligkeit, zu Jesu Christo führen sollten, so wirkt eine einzige solche Handlung mehr auf die Herzen der Menschen zu ihrem Verderben, als die herrlichsten Tugendbeispiele, und die kernhaftesten und

eindringlichsten Ermahnungen zu ihrem Heile. Nun hochwürdiger Herr, auch der rechtschaffenste Mann, der eifrigste Geistliche kann diese Aergernisse nicht allemal verhindern. Es giebt kleine Seelen, denen jeder Tritt zum Aergerniß Anlaß giebt. Es giebt feile Seelen, deren Gechäfte Verläumdung ist, und die aus der gleichgültigsten, ja aus der besten Handlung Absichten herausgrübeln, die die Farbe der Hölle tragen. Was wird bei den andern geschehen, die aus Schwachheit sich in der That vergessen, oder die sich aus Gewohnheit versündigen, und wider die Keuschheit handeln? Wie tief muß sowohl ihr persönliches Ansehen, und mit diesem das Ansehen der übrigen Geistlichen fallen! Wie gering wird folglich der Eindruk werden, den die heiligsten Geheimnisse unsrer Religion auf das Volk machen! Wie bedauernswerth müssen jene Seelen seyn, die das Unglük haben, unter der Aufsicht eines solchen Mannes zu stehen, der in das Laster der Unkeuschheit verfallen ist! — Dies sind fürchterliche Folgen des Zwangs zum Cälibate, die aber alle verhütet werden könnten, wenn man sich entschliessen wollte, diesen Zwang aufzuheben. Herr, ich kenne Männer, im übrigen die brauchbarsten, rechtschaffensten Männer, nur unglüklich in diesem Stüke, und vielleicht nicht nur unglüklich für dieses Leben, sondern für die endlose Ewigkeit. *Melius est nubere*, sagt Paulus, *quam*

uri. Sieht ein Laie in diesem Stüke Gefahr, so kann er sich helfen und selig werden. Aber der Geistliche muß harren, und — ist er nicht stark genug, den Streit bis ans Ende ritterlich auszustreiten, muß zu Grunde gehen. Herr Pfarrer, das ist fürchterlich, zum Schaudern fürchterlich!

den 4 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

N. Sch. Petrus verließ sein Weib, aber nicht auf Gottes Befehl, und nicht einmal auf einen Rath, denn davon steht in der Schrift kein Wort. Und wenn er es gar ohne Einwilligung des Weibs gethan hätte? Auch davon steht in der Schrift kein Wort!

17.

Da haben Sie wieder schön herumgestreift, mein lieber Zelote, haben von Aergernis, Versäumdung, von Gefahr der Unkeuschheit und der ewigen Verdammnis geprediget, und gelärmt, als wenn der Geistliche mit seinem Cälibate unumgänglich nothwendig verdammt werden müßte. Ja, Herr, wenn man die Leute zum geistlichen Stand zwänge, wenn sie die Gnade des Herrn nicht hätten, oder wenn die Versuchungen stärker seyn könnten, als Gottes Gnade, dann hätten Sie vollkommen Recht. Aber würde man bei

der Standeswahl hübsch langsam zu Rathe gehen, sich zu diesem wichtigen Stande mit Genauigkeit vorbereiten, in dem Stande fein eingezogen leben, keinen Schritt wagen, den man nicht auf jeder Seite zuvor wohl betrachtet hätte, der Gnade Gottes allemal und in jeder Gelegenheit getreu leben, Gott zur Zeit der Versuchung um Gnade bitten, die Gelegenheit zum Falle meiden, und, wäre das nicht möglich, wenigstens aus der nächsten Gelegenheit zur Sünde eine entferntere zu machen suchen, — so wäre dem Aergernis und der Gefahr des Unterliegens in der Versuchung gesteuert. Aber was geschieht meistens? — Der Mann, welcher fällt, hat sich nicht gehütet, oder hat gar seinen Fall gesucht. Und muß denn der Cälibat an jedem Vergehen der Geistlichen schuld seyn? Das werden Sie doch nicht etwa auch behaupten wollen?

den 10 Julius, 1781.

Ihr

K—u—r.

18.

Hochwürdiger Herr!

Ja, ja, das ist nun freilich wahr, wenn der Geistliche immer seinen Stand, den Pflichten seines Standes, und der Gnade Gottes getreu bliebe, und nie sündigte, dann würde er — nie

sündigen, und noch weniger Gefahr laufen, ewig zu Grunde zu gehen. Aber ich meine die Rede war hier nicht davon, wie der Geistliche seyn sollte, sondern wie er bei dem Zusammenflusse der izigen Umstände ist. Und dann bleibt es noch immer beim Alten, daß für unsre Welt der Zwang zum Cälibate sehr unschiklich sei, nicht nur was die Gefahr, wider die Verbindlichkeit des Cälibats zu fehlen, sondern auch, was den übrigen Lebenswandel betrift, indem es dem einsamen Geistlichen unendlich schwerer fällt, als es dem Verehelichten fallen würde, seinen Pflichten nachzuleben.

Erinnern Sie sich noch an unsre Reise, die wir den lezten Sommer mit einander durch die katholische Schweiz machten? Ich zeigte Ihnen dort ein Pfarrhaus, bei dessen Anblike mir ein Seufzer entfuhr, den ich gerne unterdrükt hätte. Sie sezten mir damals lange zu, daß ich mich doch über die Unruhe meines Herzens, die ich äusserte, näher erklären möchte. Ich fand es aber dort gewisser Umstände wegen nicht für gut. — In diesem Pfarrhause ist ein Mann, der fast in edem Betrachte seines gleichen nicht hat, und der bei dem allem doch lange den Nuzen nicht schaft, den er schaffen könnte, und ohne Zweifel schaffen würde, wenn er verheirathet wäre und eine liebenswürdige Gattinn zur unzertrennlichen

Gefährtinn seines Lebens hätte. Der Mann sizt dort einsam auf einem Dorfe, das einige Meilen ringsumher von Städten entfernt liegt. Er hat eine trefliche und auserlesene Bibliothek, versteht seine Theologie nicht blos theoretisch, wie unsere Pedanten, sondern praktisch aus dem Grunde, ist ein wakerer Philosoph, und rechnet sichs nicht zur Schande, etwas mehr von den schönen Wissenschaften zu verstehen, als gemeiniglich Leute mit schwarzen Röken pflegen. Er hält genau auf Ordnung, und weidet seine Heerde mit Eifer und Liebe. Aber wo ist der Mann, der nicht wenigstens Eine Stunde, Einen Tag unter den leeren Stunden rechnen kann, worinn er sich von seinen Arbeiten erholen, und, wie man sagt, ausschnaufen möchte. Wo soll dies unser Geistlicher thun? Am Studierpulte? Da sizt er ja ohnehin immer! Er geht also, sucht sich Leute, sucht Gesellschaft, und die vornehmste im ganzen Dorfe ist — des Vogts Wirthsstube. Da muß er sich nun zu den Begriffen seiner Gesellschaft herablassen, muß mit ans Glas stossen, muß thun, wie der Herr Vogt und die übrigen. Zur Ehre des Herrn Pfarrers wird ein altes Glas vom besten aufgesezt, und weil das so unvermerkt hinabrinnt, so wird man gesprächiger, redet beherzter und freier, — und verliert, wenn, noch gut geht, im Zimmer seine gehörige Fassung,

auf der Gasse den festen Tritt, und hinternach — den Respekt und das Ansehen. Kömmt morgen der Herr Pfarrer vor des Wirths Stube vorbei, so erinnert man sich an die gestrige Brüderschaft, und vergißt, was man nie vergessen noch verlieren sollte — die gehörige Schäzung. Wie unendlich tief muß auf diese Art der Nuzen herabsinken, den die unermüdete Arbeit eines solchen Mannes schaffen könnte? Ein einziger solcher Abend zerstört die ganze lange Bemühung. Hätte dieser Mann eine Gattinn, so würde er seine Erholungsstunden in ihrer Gesellschaft zubringen, würde sein Volk durch Beispiele der ehelichen Liebe und Einigkeit und christlichen Erziehung erbauen, und für sich sowohl, als das Volk unendlich glüklicher und vergnügter seyn. Nun wissen Sie, warum ich damals seufzte. Ich bedauerte, daß man heut zu Tage noch so unverbrüchlich auf Vorurtheile hält, und denselben zu Lieb so viel Gutes nicht stiftet, als man könnte und sollte. — Machen Sie aus diesem nun auch ein Argumentum a minori ad maius! Dieses geringe Aergernis dieses sonst so rechtschaffnen Geistlichen hindert schon so viel Gutes, was müssen erst bei liederlichen Geistlichen die grossen Ausschweifungen wider die Gebote des Herrn bewirken! Man könnte helfen, könnte das Heirathen gestatten, könnte so viele Seelen retten, aber nein! es

war vor Zeiten schon so, also solls auch heute noch so bleiben! —

den 17 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

19.

Mein Freund!

Ihr Schluß wäre also: Der Geistliche soll heirathen! Man gebe ihm also seine Frau! Wird nun damit allen Aergernissen, allen Unordnungen, allen Ausschweifungen abgeholfen, wird damit alles gethan seyn? Warum sieht man denn unter Euch, meine Herren, so viel unglükliche Ehen, warum so viel Aergernis und Laster, wenn das heirathen ein so kräftiges Mittel dawider ist? O, was für ein herrliches Beispiel wäre es doch, wenn man sagen müßte: " Heute haben sich der hochwürdige Herr Pfarrer und seine liebe Ehehälfte am Kragen gekriegt, heute haben der Herr Kaplan mit der Frau Pfarrerinn geschäkert, heute haben der Herr Sohn des Herrn Pfarrers der Frau Nachbarinn eine Scheibe eingeschmissen, heute können der Herr Pfarrer keine Predigt halten, weil die Frau Pfarrerin in die Woche gekommen ist, heute, „ — Doch wer will sich den Unsinn allen denken, den man täglich hören müßte! Hören Sie, Freund, wenn

man Ihre Briefe so vom Blatte weg liest, so möchte man wirklich glauben es wäre so, wie Sie sagen. Sie schildern alles so lebhaft und leicht, daß es nur eine Lust ist! Ihren Herrn Pfarrer da in der katholischen Schweiz zum Beispiele malen Sie so dichterisch her, daß man meint, man müsse eine Gattinn an seinem Arme sehen. Aber giebt es lauter solche Geistliche, giebt es lauter solche Frauen, wie Sie haben, die die liederlichen Geistlichen gut machen, und die Guten gut erhalten würden? — Ich sah eben Ihren Brief nach, worinnen Sie mir Ihre Säze schrieben, die Sie mir beweisen wollten. Bis auf Einen haben Sie alle abgehandelt, und ich dagegen geantwortet. Hier und da fällt mir freilich noch so ein Wort dazwischen bei. — Zum Beispiele — Doch davon Nächstens! Also auch dem Staate wärs nüzlicher, wenn der Geistliche eine Frau nähme? Sie sehen tief, lieber Mann, tiefer als ich! Der Beweis also wäre?

den 24 Julius, 1781.

Ihr

K—u—r.

20.

Schon wieder aus dem Geleise, mein lieber Herr Pfarrer! Mich nimmt wirklich Wunder, daß Sie

Sie mir nicht auch noch Herrn Wekhrlings Rettichbeet *) gegen die Ehe der Geistlichen anführen! — Wenn unter uns Weltleuten üble Ehen sind, wenn es unter den Geistlichen üble Ehen gäbe, wem Wäre es zuzuschreiben? Etwa dem Wesen der Ehe, dem Sakramente, der Gnade? Wäre es denn nothwendig, daß jeder Geistliche heirathen müßte? — Ereignete sich auch wirklich alles das, was Sie in Ihrem Briefe Schönes geschrieben haben, so wäre es blos Liederlichkeit des Geistlichen, nicht Folge der Ehe. Und kann sich der verschnittene Geistliche nicht eben so und noch gröber vergehen? O, was für ein herrliches Beispiel wäre es doch, wenn man sagen müßte (und muß man es nicht alle Tage zur Schande unsers Christenthums, und zum Gespötte von unsern Glaubensgegnern sagen?) „Heute haben sich der Herr Pfarrer mit einem Zehentbauern geschlagen, heute haben der Herr Pfarrer mit der Jungfer Haushälterin geschäkert, heute haben der Herr Pfarrer einer

*) S. Wekhrlings Chronologen 7ter Band, S. 242. Herr Wekhrlin glaubt, daß durch die Aufhebung des Cälibats die Bevölkerung der Erde aus ihrem Gleichgewichte gesezt würde — vermuthlich nur aus dem Grunde, weil er nun einmal seine Freude daran findet, Paradoxa zu behaupten und den Leuten zu nez zu sagen, daß Schwarz Weiß sei.
Anmerk. v. e. d. H.

armen Wittwe auf Pfänder geliehen, heute haben der Herr Pfarrer keine Messe gelesen, weil Sie Ihr gestriges ehrwürdiges Räuschgen ausgeschlafen haben, heute haben der Herr Pfarrer eine Taufe in Ihrem eigenen Hause rc. rc. Klingt Ihnen dies vielleicht schöner in den Ohren, mein lieber Mann, als die Beschreibung der Auftritte, die Ihre poetische Einbildungskraft in einem Pfarrhause, wo der Pfarrer verheirathet ist, malte? Und das sind doch meistens Folgen aus dem Zwange zum Cälibate.

Daß es dem Staate nüzlich wäre, wenn man den Geistlichen nach Gottes Beispiele den Cälibat frei stellte, liegt so tief nicht vor unsern Einsichten verborgen, als Sie etwa glauben. Von Bevölkerung, vom grössern Umlaufe des Geldes und dergleichen Vortheilen sag' ich nichts, sondern verweise Sie auf die Schrift, die unter der Aufsicht eines gottseeligen Bischofs zu Rheims in Frankreich heraus kam. Ich betrachte allein den sittlichen Nuzen, der daraus entspringen würde, und welchen zu befördern die wichtigste Sorge seyn sollte. Dann, lieber Herr Pfarrer, kann man sagen: der Staat blühe, im Staat sei Glükseligkeit, wenn die Glieder des Staats Gottes Verordnungen aus wahrer Ueberzeugung mit Standhaftigkeit erfüllen, und sich genau an die Geseze des Landesfürsten halten, nicht nur aus Zwang und Furcht, sondern aus eignen und gewohnten Trieben zur

Rechtschaffenheit. Nun, mein lieber Herr Pfarrer, was trägt meistens zu diesem sittlich guten Betragen der Menschen bei, oder vielmehr von was hängt es ab? Von des Landesfürsten und der übrigen Häupter am Ruder des Staats eigener Rechtschaffenheit und weiser Herrschmethode, vorzüglich aber von dem guten Betragen der Geistlichkeit, die das Volk als Diener des Herrn und als ihre Wegweiser zur Glükseligkeit ansieht, zu welcher ein christliches und tugendhaftes Leben die einzige Vorbereitung ist. Geht aber der geistliche Hirt selbst nicht auf der von Gott durch seine Geseze angewiesenen Bahn, lebt er selbst wider Gottes Gebote seiner Heerde zum Aergernis, was wird daraus folgen? Verwirrungen im Staate, Aufruhren, Empörungen, Verderben, Unheil, Zerfall des Staates u. s. w.

Die meisten, und ich darf sagen, die einzigen Vergehen unsrer Geistlichen sind Geldgierde, Unmäßigkeit im Trinken, und Handlungen wider die Keuschheit. Diese würden gröstentheils gehoben. Wären diese gehoben, so wäre der Geistliche rechtschaffen, mit ihm das Volk und der Staat glüklich.

Freilich könnte man sagen, der Mann, der einzeln für seine Person schon eine so grosse Summe Geldes zusammenwuchert, würde noch mehr wuchern, wenn er für Frau und Kinder zu sorgen

hätte. Aber könnte die Frau, die des Mannes innigste Freundinn ist, ihn nicht von dem Werthe des Geldes belehren? Würden sich nicht selbst die Bedürfnisse des Mannes erweitern, und ihn von selbst überzeugen, daß das Geld nur das Mittel sei, sich die Nothwendigkeiten und etwa auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen? Wäre er nicht so zu sagen gezwungen, seinen Geldkasten aufzuschliessen, und seinem Geize auf den Kopf zu treten? Würde er seiner Gattinn, die er liebt, etwas mangeln lassen? Und kann eine Brust, von Liebe beseelt und gewärmt, hartherzig bleiben? — Ein paar Jahre des Ehestandes würden den Mann von Geldgierde und Wucher heilen. Und gesezt, der Geistliche wirthschaftete verheirathet mehr als zuvor, so wirtschaftete er mit mehr Recht als zuvor, nämlich für sich und seine Gattinn und Kinder. Immer besser, als verwendete ers auf Spiel, oder römischen Milchzins,! Und sogar noch besser, als wenn er sein Gold an Pracht steinerner Tempel wendete, und dabei die lebendigen Tempel Gottes, arme Mitmenschen, mit einer harten Wuchermiene nakt herum laufen sähe.

Den unmässigen Trunk würde sich der verehelichte Geistliche eben so bald abgewöhnen. Bisher gieng er aus langer Weile, aus Mangel einer Unterhaltung, oder auch aus Gewohnheit, die er vom Studentenstande in den Geistlichen mit sich

herüber gebracht hat, zum Trinken. Fände er nur Gesellschaft in seinem eignen Hause, bei Frau und Kindern, so würde er da seine Erholungsstunden mit Vergnügen und Nuzen zubringen, oder doch wenigstens aus Einschränkung der überflüssigen Ausgaben, worunter das Trinken gewiß gerechnet werden muß, zu Hause trinken, folglich nicht so viel trinken, und nach und nach diesen Hang ganz verlieren. Aber gesezt, er tränke verehligt wie zuvor, so wird er wenigstens von dem abscheulichen Uebel der Unkeuschheit geheilt. Dies sehen Sie von selbst ein, hochwürdiger Herr, ohne daß ich mich darüber näher erklären muß. Es ist ein sicheres Mittel von Gott selbst angerathen. Warum soll der Geistliche allein weniger Mittel wider die Sünde haben als der Laie? — Da wäre also mein Saz! Das Glük und Wohlseyn des Staats hängt von der Rechtschaffenheit der Glieder des Staates ab, diese von der Rechtschaffenheit der Geistlichen, diese von der Heilung ihrer gewöhnlichen Vergehungen, und endlich diese Heilung von der heilsamen Befreiung vom Zwange zum Cälibate. Nun sagen Sie Ihr Wort dazwischen, hochwürdiger Herr, das Ihnen im lezten Briefe schon aus den Zähnen gukte. Ich will indessen ausruhen, und bin

den 31 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

21.

Lieber Freund!

Wenn aber der verehelichte Geistliche doch wucherte? Wenn er doch tränke? Wenn er, seiner Gattinn und seinem Schwure nicht getreu, eben so ausschweifend wäre, wie zuvor? Wäre dann der Staat auch glüklich mit so einem hochwürdigen Manne? Gelt, Lieber, so ein Fall steht in ihrem Systemchen nicht? Und so ein Fall wäre doch möglich. Doch was ereifere ich mich so! Vermuthlich kömmt Ihr Projekt nie zur Ausführung. Nun auf meine Bedenklichkeiten! Würde also das Heirathen erlaubt, so heirathe in Gottes Namen, wer da kann und mag, der reiche Geistliche, wie der arme, denn dieser würde sich Pauli Spruch: *Melius est nubere, quam uri*, auch zu Nuze machen wollen. Dann würde es geschehen, daß der hochwürdige Herr mit seiner lieben Hälfte und Kindern ihr Brod von Haus zu Hause betteln müßten, und das wäre herrlich! Der Klostergeistliche sagt auch: *Melius est nubere, quam uri:* und da gäbs in einem Kloster Kaserne und Spital, auch wieder herrlich! Ich mag Ihnen das Ding nicht weitläuftiger auseinander sezen, mein Kopf ist mir zu warm. Denn ich nahm mir diesen Abend die Mühe, alle Ihre Briefe noch einmal ganz ununterbrochen durchzulesen. Wie mir dabei ward

kann ich Ihnen nicht sagen. Es fielen mir tausend Einwürfe gegen Ihre Behauptungen bei, und wenn ich einen haschen und verfolgen wollte, so ward er von einem andern wieder verdrängt. Ich habe mein mögliches gethan, habe für den Cälibat nach allen Kräften gestritten. Findets nun einmal die Kirche und der Regent für besser, daß der Geistliche ein Weib habe, je nun, so unterwerf' ich mich ihrem Urtheile, und denke: Die Kirche wird wissen, warum sie so was thut. Ich meines Theils erlebe diese Aenderung doch nimmer. Dies wäre also von dieser Materie mein lezter Brief. Denn ich will durchaus nicht mehr davon reden. Sie werden freilich auf diesen noch antworten wollen. Sei es! Ich bin deswegen doch unaufhörlich

den 7ten August, 1781.

Ihr

K — u — r.

22.

Hochwürdiger Herr!

Ja, lieber Herr Pfarrer, so ein Fall steht in meinem Systemchen wohl, wie er im Ihrigen stund. Es ist möglich, daß ein verehelichter Geistlicher nachher eben so ausschweifend wäre, als vorher, und es würde auch bei einigen so geschehen. Aber gegen die Zahl derjenigen gerechnet, die sich

in der Ehe bessern und rechtschaffne Männer würden, kann man diese wenigen nicht einmal in Anschlag bringen. Und wenn sich so ein liederlicher Mann nicht noch vor der Ehe besserte, könnte man ihm da nicht die heilsame Bedingung machen, daß er sich die Erlaubnis zu heirathen erst durch sein gutes Betragen erkaufen, und sich erst würdig machen müsse, die Gnade dieses Sakraments zu empfangen? Wenn der Umstand, daß die Geistlichen endlich mit Frau und Kindern von Hause zu Hause betteln müßten, noch Ihre einzige Sorge ist, wenn dies noch ihre einzige Bedenklichkeit gegen die Heirath der Geistlichen ist, so beruhigen Sie sich nur *). Wie's in jedem wohlgeordneten Staate schon ein altes Herkommen ist, keinem Manne die Ehe zu gestatten, ders nicht beweisen kann, daß

*) Wie kommts, daß Herr W — o — g sich gegen seinen Gegner gewisser Waffen niemals bedient, die doch wahrscheinlich den Sieg ganz auf seine Seite lenken würden? Ich meine die Ehen der protestantischen Geistlichen. Diese sezen es ja ausser allen Streit, daß die Verheirathung der Geistlichen praktikabel sei. Sollte sie es etwa bei katholischen Geistlichen weniger seyn? Tausend würdige Geistliche unter den Protestanten haben den Mittelweg sehr gut zu treffen gewußt, ihrem Amte und ihrer Familie in gleichem Grade Genüge zu leisten, ohne eines davon zu vernachlässigen.

Anmerk. v. e. d. H.

er seine Frau und Kinder ernähren könne, so würde mans auch bei den Geistlichen einführen. Aber kann die Ehe bei dem armen Geistlichen nicht eben so nüzlich und dringend seyn? Sie kann es! Und würde da sich nicht jeder die möglichste Mühe geben, sich für jedes Amt seines Standes tauglich und brauchbar zu machen? Und der brauchbare Mann bleibt selten ohne Brod. Freilich würde bei einigen das Brod doch nicht hinreichen, mehrere zu ernähren. Aber da könnte man helfen! Man dürfte nur nicht so jedermann ohne Unterschied und ohne Gewissen zum Priester machen, wie's in einem gewissen Kirchensprengel Mode ist. Man dürfte nur die Mönche von ihren Pfarreien in ihre Klöster weisen, nicht einem Geistlichen mehrere Kanonikate überlassen, unter Wissenschaft, Rechtschaffenheit und Adel keinen so erstaunlichen Abstand machen — O! lieber Herr Pfarrer, tausend Mittel für Eines, wenn man nur wollte! —

Bei den Klostergeistlichen wäre vom Heirathen nur gar die Rede nicht. Würden einige aus ihnen säkularisirt, je nun, dann liesse sich auch davon sprechen. —

Sie wollen also von dieser Materie nichts mehr reden? Etwa, weil Sie meine Briefe noch einmal ununterbrochen durchgelesen haben? Etwa, weil Ihnen meine Briefe warm machten? Etwa, weil Ihnen Ihre Einwürfe beim Haschen nicht

halten wollten? Etwa, weil Sie für den Cälibat nach allen Kräften gestritten haben? Etwa, weil Sie ein *Filius morigerus Ecclesiæ* seyn wollen, wenn der Kirche der heilsame Entschluß beikommen sollte? Etwa, weil — doch Sie fürchten — nicht doch — Sie hoffen diese Aenderung nimmer zu erleben!

Aber wer weiß! Herr Pfarrer, wer weiß! Sie sind ja so alt noch nicht, kaum über 40 Jahre, und Vater Joseph herrscht ja! Und wenn Sie mir ein einziges gutes Wort geben, so kann ich vielleicht — doch da haben Sie meinen ganzen Vorschlag! — Wenn mein Projekt in Ihren Augen seine Abscheulichkeit nach und nach verlieren und Ihnen etwa gar gefallen sollte; je nun, so wäre mirs auch so, daß ich nicht der erste seyn möchte, der seinen Gefallen dran zeigte. Denn da könnten einem die Leute gleich nachsagen — Sie wissen wohl was für ein arges Maul die Welt hat — kurzum, Herr Pfarrer, Sie sollen nicht der erste seyn, der gegen den gezwungenen Cälibat nur gleichgültig würde. Aber eine Bittschrift will ich auffsezen, (eine Skizze davon lege ich diesem Briefe bei,) an unsern grossen, lieben Menschenfreund und Vater . . . ., daß er unter seinen andern Sorgen für das Wohl und Glük seiner Kinder und den ganzen Staat auch an unsere liebe arme Geistliche denke, und sie glüklich zu

machen suche, für die Tage ihres Lebens und der endlosen Ewigkeit. — Und diese Bittschrift nehmen Sie einmal mit, wenn Sie zusammenkommen bei Ihrem Kapitel, oder wie mans heißt. Wenn man dann da nach der Tafel das Desert aufgetragen hat, so ziehen Sie Ihre Schrift aus der Tasche, lesen sie Ihren Herren Confratribus vor, und ich bin kein ehrlicher Kerl, wenn nicht vom Dekan bis auf den Kapitelboten alles unterschreibt, — Ihren Namen mitten unter die andern — so ist aller Bedenklichkeit gehoben. — Dies also von dieser Materie! Nächstens schreib' ich Ihnen eine Begebenheit zwischen meinem grössern Knaben und des Vogts Sohne. Sie kennen beide. Ich bin ewig Ihr treuer Freund

den 13 August, 1781.

W — o — g.

Monarch!

Vater!

Schon einmal brach ein Stahl aus der schweren, angstvollen Dämmerung und versprach uns Licht: aber es war nur Schein des Lichts, kam nicht zum vollen Schimmer, und ward wieder erstikt von der Last der dunklen Nacht. Es blieb Nacht! — Nun bist Du, grosser Kaiser, noch der einzige Anker, auf den wir uns und unser Sehnen nach Freiheit vom Zwange stüzen.

Wie manches edle Herz Deiner Kinder, die dem Altare dienen, schmachten in ungetheiltem Gram, schwermüthiger Einsamkeit, und unnatürlicher Ketten, wie manches lernt und muß ausschweifen, weil es den Weg der Natur nicht gehen darf! Erleichtere Du jenes, führe dieses zurük, beglüke beide;

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist. Sieh, wir sind allein, und fühlen die Wahrheit des göttlichen Ausspruchs! Aber Du, den Gott selbst zum Ausführer Seines Wortes, zum Beschüzer Seiner Religion, und zum Vater Seiner Kinder aufgestellt hat, vollzieh, was ein Gott sprach, und ein zu hartes menschliches Gesez vernichtete!

Gieb uns Gattinnen, wie Gott dem ersten Menschen! Ahme Gott nach! Mache die Sitten blühen, die Religion glänzen, mache den Staat glüklich! Mach, daß eine frohe Schaar Deiner Kinder jauchzend Dir danke; danke, für ihr eignes Wohl, für das Wohl der Religion, für das Wohl des Staates!

Sei Vater! Der Segen Deiner Kinder ist des Vaters Segen. Amen.

N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.

Briefe über den Cälibat unsrer katholischen Geistlichen.

Von

K — u — r und W — o — g.

Zweites Bändgen.

Oberhausen, 1782.

Spiritus autem manifeste dicit, quia in novissimis temporibus discedent quidam a fide, attendentes spiritibus erroris, & doctrinis dæmoniorum, in hypocrisi loquentium mendacium & canteriatam habentium suam conscientiam, *prohibentium nubere, abstinere a cibis &c.* Pauli ad Timoth. 1. 4. 1.

Freund!

Den fünften August war Kapitul: nach einer kurzen Unterredung über einige wichtige Angelegenheiten des Kirchensprengels folgte eine acht Stunden lange Tafel. Was dabei alles erbauliches und gelehrtes, und räthselhaftes gesprochen, und gezankt und gerathen wurde, das kann ich

Ihnen einmal nimmer sagen, und möchte auch nicht, wenn ich könnte. Denn aus unserer ganzen, ehrwürdigen Gesellschaft war kaum einer, bei dem's nicht schreklich im Gehirn umgetrieben hätte. Gott, nicht einmal Menschen fand man in der Gesellschaft; und es sezten sich doch lauter Geistliche zu Tische! da ich bis auf den Nachtisch sehr stille gesessen; rükte ich nach ihrer Vorschrift mit ihrem Projekte aus der Tasche, laß, und auf einmal entstand so ein fürchterlich hochwürdiges Gelärme, als kaum auf der Schule ist, wenn der Magister nicht breves geben will. Eifer für die gerechte Sache war es nicht: bei einigen war es Gewohnheit, bei andern Erziehung, bei andern Vorurtheile, bei andern Mißgunst; und bei vielen Heuchelei. Am Ende geschah aber doch, was Sie sagten, mein Freund: bis auf zween einzige, unsern kränklichten Dekan, und den Kapitular R.., haben alle unterzeichnet. Nur schrekt sie der Blike in die Zukunft, und die vorige Zeiten; in denen die Aufhebung des Zwanges zum Cälibate einigemal vorgeschlagen, und für höchst nüzlich erkennet, aber allemal wieder aus den unerheblichsten Gründen, aus Römerpolitike, und Oekonomie zurükgetrieben worden.

Mittlerweile gab ich unsern ganzen Briefwechsel dem rechtschaffnen Pfarrer L.. zu lesen. Wie er damit zu Ende war, lachte er ein bisgen: diese

Briefe sagte er, müssen gedrukt werden: schreiben sie dies ihrem Freunde: aber sezen sie noch bei, daß er einige Säze aus seinen Briefen mit Gründen, die er eben so weit her nicht holen dörfte, unterstüzen, und auch die Vortheile in ein helleres Licht sezen möchte, die dem Landesfürsten durch die Priesterehen zuwachsen würden. Dann sagte er mir noch einige Gründe darwider: stekte unsere Briefe bei sich und nahm Abschied.

Dies hätt' ich Ihnen schon lange geschrieben; aber ich wartete mit Bedacht so lange; bis ich Ihnen mit einem Briefe zugleich auch unsern Briefwechsel gedrukt zuschiken konnte. Wo er gedrukt ist; weiß ich nicht: genug, er ist gedrukt. Böse werden Sie darüber doch nicht werden? bin ich es ja auch nicht, und geht eine Aenderung mit uns vor; so unterwerfe ich mich, wie gesagt, dem Urtheile der Kirche, unserer Mutter und dem Urtheile Josephs, unseres Vaters. Ich bin Ihr

den 30. Sept. 1781.

K — u — r.

Hochwürdiger!

Hören Sie, Freund! aushunzen möchte ich Sie recht nach Herzenslust, und böse werden über Sie zum ärgern! Aber am Ende aller Enden würde das

Ding doch nichts nüzen, der Bettel doch gedrukt seyn, und — — Ich denke also, ich kühle mein Müthgen selbst wieder ab, rede in Güte mit Ihnen, und erschwere Ihnen ihre Unterwirfigkeit gegen die Kirche nicht noch durch meine Vorwürfe. Aber doch im Ernste, Herr! meine Briefe waren für nichts weniger bestimmt, als für den Druke. Denn hätte ich das; so würde ich meine Säze systematischer vorgetragen, und hie und da bündiger bewiesen haben. Freilich hätte ich nicht so pedantisch von der Farbe geredet, wie Stuttler, nicht so römisch, wie Zaccaria, nicht so platonisch, wie die Heil. Väter. Aber Zaccaria wird seine Weisung bekommen: wie ich höre, soll D. Harzheim in Wien dem Manne sagen, was Schwarz und Weis ist. Kömmt einmal diese Schrift, nicht herausgelokt durch römische Scudi, sondern aus Liebe zur Wahrheit, und der gekränkten Menschheit; so schiken Sie selbe dem Herrn Pfarrer L.. Wird diese Schrift nicht befolgt, das ist, bekommen unsere Geistliche keine Weiber, so ist unsere Reformation in Deutschland nicht vollständig, und Rom noch zu mächtig, die besten Vorschläge zu zernichten, so ist iene Epoche noch nicht angekommen, in der Privatökonomie dem sichtbaren, allgemeinen Nuzen, die römische Kirche der Katholischen, und Vorurtheile der Wahrheit aufopferet.

Ihre

Ihre, und wessen immer, Einwürfe gegen die Priesterehe will ich Ihnen in diesem zweiten Briefwechsel beantworten, und auch von den Vortheilen ein Wort reden, die daraus dem Staate, dem ersten Augenmerke des Landesfürsten, zuwachsen würden. Denken Sie darüber, und sammlen Sie, was Sie können.

den 25. Nov. 1781.

W — o — g.

Freund!

Sie haben mich in einem falchen Verdachte, Herr, wenn Sie glauben, daß ich etwa aus Absichten unsre Briefe zum Druke befördert hätte. Meine Erzehlung ist ganz die reine Wahrheit. Denn was könnte ich in meinem Alter für meine Person für Absichten haben? Wahrheit suche ich, gewinnt diese, wie sie bei der izigen Epoche leicht gewinnen kann; dann Heil dem, der sie gesucht, und dem, der sie befolgt hat!

Unter andern Einwürfen, die mir der Pfarrer L.. machte, war auch dieser: daß Sie in unsern Briefen keine einzige Stelle von Heil. Vätern angezogen haben, die doch als Schüzer und Bewahrer der Tradition, und Erklärer der heiligen Schrift, beinahe keinen einzigen ausgenommen, alle für die Reinigkeit eifern, den Cälibat rühmen,

und die heilige Jungfrauschaft dem Ehestande unendlich weit vorziehen. Ich schlug in meinem Bücherschranke nach, und fand — — daß Ignatius in seinem Briefe an Philadelph. Tertullianus in seiner Ermahnung zur Keuschheit, Basilius in seinem Buche von der Jungfrauschaft, Athanasius bei der nämlichen Gelegenheit, Gregor von Nazianz über das 19te Capitel des Matth. Cipryanus von der Kleidung der Jungfrauen, Augustinus von den Kezereien des Jovinianus an den Eustochius, und Hieronimus an die Wittwe Demetriades einhellig die Enthaltsamkeit einrathen, besonders aber Dienern des Herrn, Priestern Gottes. Wie konnten Sie es also wagen, wider diese heiligen, gelehrten Männer einen Saz zu behaupten, der gerade ihrer Behauptung entgegen steht; einen Saz, dagegen sich bisher, so oft er in Erwähnung kam, die Kirche allemal noch gesezt hatte?

Wenn ich der Sache selbst nachdenke, lieber Freund, hie und da fremde Gedanken darüber höre, und ihre Briefe lese; so meine ich freilich, daß der Geistliche durchaus frei seyn müsse, ohne Zwang zu einer Tugend, zu der Gott auf seinem ganzen Erdboden keinen einzigen gezwungen hat: aber die heiligen Väter — — —

den 5. Dec. 1781.

K — u — r.

Hochwürdiger!

Alle Ehrfurcht, und Schäzung für die heiligen Väter! aber in diesem Stüke, mein Freund, gelten mir wahrlich die Orakelsprüche der Väter sehr wenig. Stuzen Sie nicht über den Ausdruk: ich komme zur Erklärung. Die meisten aus den Heil. Vätern waren Anhänger disciplinæ Alexandrinoplatonicæ: Diese Sekte behauptete neben andern Ungereimtheiten, der Mensch müsse sich von allem dem mit Gewalt loswikeln, was immer dem Fleische und der Sinnlichkeit schmeicheln könnte. Die Kirchenlehrer Chrysostomus, Hieronimus, Basilius, Ambrosius priesen den Mönchestand als die erste Stuffe zum Himmel an, und wurden ganz enthusiastische Lobredner des ehelosen Lebens. In den Schriften wider die Kezer Jovinian und Helvidius scheinen sie ihre ganze Beredsamkeit zu erschöpfen, um das ehelose Leben zu preisen. Diese Kezer behaupteten: daß die allerseligste Jungfrau Maria nach der Geburt Jesu noch andre Kinder geboren hätte. Hierüber geriethen die gute Väter in die ausserordentlichste Bewegung, und die Hize des Streites riß sie zu den sonderbarsten, bisher im ganzen Christenthume unerhörten Lobsprüchen des ehelosen Lebens, oder der heiligen Jungfrauschaft. Der Heil. Hieronymus schweift hierinn besonders aus,

Ungeachtet die Väter die Ehe, diese göttliche Einsezung nicht verbieten konnten, weil die Aussprüche der Schrift für die Heiligkeit der Ehe allzudeutlich sind; so erniedrigten sie doch die Ehre derselben, wo sie konnten. Sie stellten das eheliche Leben nur als einen Stand vor, der blos für Schwache eingesezet sey. Einige Kirchenlehrer behaupten sogar, daß die Ehe eine Folge des Sündenfalles sey. Jungfrauschaft, Ehelosigkeit, heißt bei ihnen Keuschheit, und die Ehe sahen sie nur als eine Stuffe über Hurerei erhaben an. Herr, die Texte der heiligen Väter über diesen Punkt, aus der Feder eines andern gesprochen, würden zu Rom gebrandmarkt werden: aber so lange man eine Taube auf die Feder des Heil. Vaters malt, so lange sind es Orakelsprüche. Wenn der ehelose Stand so allgemein seyn muß, wenn er so erhaben, und göttlich ist; warum erhöhete Gott die Jungfrauschaft nicht auch zu einem Sakramente? warum versprach Gott seinen Patriarchen zur Belohnung ihrer Tugend longam progeniem, posteritatem multam? warum nennt Paulus den Zwang zur Eheloßigkeit eine Teufelslehre? übelverstandene, übertriebene Lobeserhebungen der Jungfrauschaft haben in jenen finstern Zeiten, da Usurpation und Blindheit die Politik an die Stelle der wahren Religion auf den römischen Stuhl sezten, und da man anfieng zwischen der römischen und katholi-

schen Kirche einen merklichen Unterschied zu machen; den ehelosen Stand als den Gott gefälligsten, und für ganze Millionen Menschen schuldigsten gepriesen, das widerrechtliche Verbot der Priesterehen eingeführt, und jenen ungeheuren Schwarm der Mönche gestiftet, die in tausendfacher Art der Unthätigkeit die Welt entvölkern, verarmen, sich unter der Last des unnatürlichen Enthaltungsgelübdes auf Lebenslang vergraben, und sich auf Unkosten unzälbarer Idioten mästen lassen. Wenn die vernünftigere Welt diesen allgemein angebeteten Wahne der Kirchenväter hätte folgen wollen; so würde sie nach dem schönen Rathe des Heil. Augustinus längst entvölkert seyn, und unter dem Vorwande der angerathenen Enthaltsamkeit, die Ehen, und das Sakrament abgeschaffet haben. Sed novi quosdam, qui murmurent: quidsi, inquiunt, omnes velint ab omni concubitu abstinere; vnde subsisset genus humanum? utinam omnes hoc vellent, duntaxat in caritate de corde puro, & conscientia bona, & fide non ficta: multo citius Dei civitas compleretur, vt auceleraretur terminus seculi. — S. Aug. L. de bono conjug. c. 10. Der Endzwek der Kirchenlehrer scheint in der That in diesem Stüke der Vernunft eben so widersprechend, als es ihre Meinungen in einigen Gegenständen unter sich selbst sind. Gleichwohl vereinigen sie ihre Stimmen, wenn es auf die überbetriebene An-

preisung der Enthaltsamkeit, und der Verwerfung der Ehe ankömmt. Hieronymus, Ambrosius, und Augustinus, sehen alle Vereinigung der Gatten für das unsittlichste, und der Würde des Menschen unanständigste an: als wenn etwas, das Gott mit den unwandelbaren Gesezen der Natur verbunden hat, unanständig und unsittlich seyn könnte. Nur in demjenigen Grade kann ein jeder Mensch dem höchsten Wesen angenehm seyn, in welchem er seiner wesentlichen Bestimmung getreu sich der Wohlfahrt seiner Nebenmenschen, und dem allgemeinen Besten nüzlich zu machen sucht; er muß also in eben dem Grade Gott zuwider seyn, in welchem er sich seinen Gesezen und der Ordnung der Natur eigenmächtig, oder auf einen Befehl entzieht, der auf Gottes Befehl nicht gegründet ist. Lesen sie die Stelle des Heil. Augustins, die ich oben anführte, noch einmal: denn geben Sie Gottes edlem Geschenke, der lieben Vernunft, die Ehre, und sagen Sie mir aufrichtig, ob das nicht die rasendste, heiligste Schwärmerei ist, kaum verzeihlich in dem Munde eines Laien! daraus mögen Sie nun sehen, Hochwürdiger, wie wenig Eindruk bei mir, und der vernünftigen, Vorurtheil freien Welt dergleichen Texte machen. Ausschreiben mag ich einzelne Stellen nicht: es wird mir beim Lesen recht ordentlich bange über so erstaunliche Ungereimtheiten. War-

um, sagt unter andern Einer, warum können wir Menschen doch nicht unser Geschlecht auf die nämliche Art vermehren, wie die Pflanzen? Herr, ist dieß nicht der Jansenismus in aller seiner Häßlichkeit? Soll der Wurm seinen Schöpfer meistern? ist es nicht Ungerechtigkeit, wenn man glaubt, Gott selbst treibe den Menschen zu unanständigen, ihm mißfälligen, entehrenden Handlungen an, und zwinge ihn, ein Verbrechen zu begehen, welches er ohne den eingepflanzten Trieb nie würde gekannt haben? Ehe ich schliesse Freund, muß ich Ihnen aus dem Buche des Heil. Augustins von der Stadt Gottes noch etwas hersezen, das kein Aretino, kein Girard, kein Sanchez freier hätte mahlen können:

Cum mas & foemina conjunguntur, adhibetur Deus jugalinus. Sit hoc ferendum: sed domum est ducenda, quae nubit, adhibetur Deus domiducus: ut maneat cum viro, additur Dea manturna. Quid ultra quaeritur? parcamus humanae verecundiae; peragat cetera concupiscentia carnis & sanguinis, procurato secreto pudoris. Quid impletur cubiculum turba numinum, quando & paranymphae inde discedunt? sed ad hoc impletur, non ut eorum praesentia cogitata major sit cura pudicitiae, sed ut foeminae, sexu infirmae novitate pavidae, illis cooperantibus sine ulla difficultate virginitas auferatur. Adest enim

Dea virginensis, & Deus pater subjugus, & Dea mater prema, & Dea pertunda, & Venus & Iriapus. quid est hoc? si omnino laborantem in illo opere virum ab Diis adjuvari oportebat, non sufficiebat aliquis unus, aut' aliqua una? nunquid Venus sola parum esset, quae ab hoc etiam dicitur nuncupata, quod sine ejus vi foemina virgo esse non desinat? si ulla est frons in hominibus, quae non est in numinibus, nonne cum credunt conjugati, tot Deos utriusqne sexus praesentes & huic operi instantes, ita pudore afficiuntur, ut & ille minus moveatur, & illa plus reluctetur? & certe si adest virginensis Dea, vt virgini zona solvatur; si adest Dea prema, ut subacta non se commoveat, & prematur; Dea pertunda ibi quid facit? erubescat, aut foras, agat aliquid & maritus. Valde inhonestum est, ut ad quod vocatur illa, impleat quisquam, nisi illa. Sed forte ideo toleratur, quia Dea dicitur esse, non Deus: nam si masculus crederetur, & pertundus vocaretur, majus contra eum pro uxoris pudicitia posceret maritus auxilium, quam poeta contra sylvanum. Sed quid hoc dicam, cum ibi sit & Iriapus, nimis masculus, super cujus immanissimum & turpissimum fascinum sedere nova nupta iubebatur, more honestissimo & religiosissimo matronarum. *Aug. de civitate Dei, Lib. VI. Cap. I. Tomo VIII. edit Paris.* Was glauben Sie, Hochwürdiger, würde

man das Buch eines armen Laien nicht öffentlich verbrennen, wenn es einer wagen würde, die ehelichen Handlungen so natürlich zu schildern. Auf was mag Augustin bei dieser Malerei gedacht haben?

den 28ten Dec. 1781.

W — o — g.

Freund!

Ihre Patristik, über welche Sie in dem lezten Briefe so treflich vorlasen; ist doch ganz sonderbar. Uebertriebene Andacht, Wirrwar, Platonismus, und dergleichen, kleiden die Heil. Väter sehr niedlich. Und dieß alles schreiben Sie so ganz ohne Bedenken, als wenn sie die gelehrten Fehler eines nur profanen Schriftstellers zu rügen hätten. Daß doch Sie Herren sogleich alles über die liebe Achsel hin mit Verachtung ansehen, was hier nicht taugt, und wenn es selbst vom Heil. Geiste käme! freilich möchte ich aus Begierde, den Himmel mit Menschen zu füllen, und das End der Welt zu beschleunigen nicht mit dem Heil. Augustin wünschen, daß alle Leute ehelos leben sollten; ausser wenn es mir Gott geoffenbaret hätte, Er seye der Schöpfung überdrüßig, und wolle mich als Apostel der Zernichtung seiner ersten Absicht gebrauchen. Aber dadurch verliert

das Ansehen der Väter nichts von der entscheidenden Macht ihrer Orakelsprüche. Es bleibt immer für unsere Materie wahr, daß sie den ehelosen Stand für etwas vollkommneres gehalten, als die Ehe.

Sie sollten einmal über das Ansehen der Heil. Väter mit dem rechtschaffenen Pfarrer L.. sprechen; beide Augen würden Ihnen in Thränen schwimmen. Nur bedauert ers, daß die geistlichen Herren diese Väter so jämmerlich foltern, und sich schon durch Jahrhunderte über den Sinn ihrer Schriften zanken, und widersprechende Dinge daraus herleiten.

Doch lassen wir die Heil. Väter: das Interesse des Staates mag bei ihnen, Freund, mehr entscheiden, als das Urtheil dieser gelehrten Männer. Wenn also wirklich der Pabst den Priestern die Freiheit zu heirathen gäbe, Himmel, welche Unordnung würde dadurch in die bürgerliche Gesellschaft kommen? Glüke für Sie und mich, wenn uns der Tod die Augen schließt, bevor wir dieses Scheusal ansehen müssen! schnell würden die Monarchen durch Geseze in vielen den Kizel tödten, welcher für den Staat so verderblich werden müßte. Denken Sie sich nur so viele Regimenter von Geistlichen: und dann denken Sie, daß eine unbedingte Erlaubniß zu heirathen dem Staate eben so schädlich wäre, als wenn jeder Soldat sich eine Frau in die Caserne beilegen

wollte. Diesen zieht der Monarch den Zaum so recht hübsch an: und jenen würde ers eben so machen. Denn würden die Geistlichen vieles dadurch gewonnen haben, daß nicht mehr die Kirche sondern der Monarch den Zügel in Händen hat. Uiberlegen Sie die Sache, und wenn Sie Lust haben; treiben Sie mich aus dieser Schanze.

den 4 Jan. 1782.

Ihr

K — u — r.

Hochwürdiger!

Ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen, Herr Pfarrer. In meinem Hausgärtchen hab' ich einen bejahrten Weidenstok, der seinen Wuchs nicht gerade zu aufwärts, sondern schief nach der Quere trägt: und doch weiß ich bis auf die heutige Stunde nicht, wo er sich eigentlich hinlängt. Jedem Winde gehorsam, neigt er sich bald da, bald dorthin. Kennen Sie dies kleine Bild, Hochwürdiger? In einigen Ihrer Briefen waren sie so geschmeidig, gegen die Zukunft so ergeben, und sehen so helle; daß ich mich über Ihre Aenderung, und die frohe Aussicht ordentlich freute. Aber da ward ihr Auge auf einmal so trübe und blinzend, daß Ihnen vom Tode träumt, und von

Gespenstern, die um ihre heilige Folianten gespuket haben. Ich glaube gar, sie wollten mich eines Frevels beschuldigen, Daß ich arme Laie mich wagte, in zufälligen Dingen anderes Sinnes zu seyn, als ihre heilige Philosophen? Ich schäze und ehre die H. Väter, und bin ganz nicht gesinnt, sie von der erhabnen Stufe ihres Ansehens herab auf einen niedrigern Stuhl zu heben. Aber Ihre Meinungen in Zufälligkeiten, als Wahrheiten ansehen, ihren Platonismns für gesunden Menschenverstand halten, und die übergespannten, oft unrühmlichen, und gar nicht theologischen Lobsprüche der Jungfrauschaft zum Nachtheile der Ehe, eines von Gott eingerathenen, anempfohlnen, und eingesezten Sakraments, nachbethen, und für Orakelsprüche halten — — das kann ich nicht, Freund: und wenn mich das zum Kezer macht; so hof' ich samt meiner Kezerei mit Gottes Hilfe dennoch in dem nemlichen Himmel ein Pläzchen hinter den heil. Vätern und Jungfrauen zu finden. Sei immer der ehelose Stand, oder mit einem andern Namen, der H. Cälibat vollkommnerer, als die Ehe, das Sakrament; folgt denn daraus, daß man nicht heirathen müsse, oder daß der Priester nicht heirathen dörfe? Wo hat Gott in seiner ganzen Schrift so was gesagt? Hat Gott etwa weniger Ansehen, als Augustin, und die ganze H. Schaar. Doch lassen wir diese.

Wenn also wirklich der Pabst den Priestern die Freiheit zu heirathen gäbe; Himmel, welche Unordnung würde dadurch in die Bürgerliche Gesellschaft kommen? Nicht doch, mein lieber Herr Pfarrer: die Unordnung wäre gewiß nicht grösser als wenn ich izt mehrere tausend Priester von der Last des gezwungenen Cälibats gedrükt, aus den Kraise ihrer Bestimmung heraus getrieben, dem Triebe ihrer Natur, dessen Schöpfer sie nicht zum Cälibate bestimmt, und aus Mangel der Uiberlegung, womit sie beim Subdiakonate ihren Hals unwissend auf die Worte des Bischofs unter dem Halfter steken liessen, nicht dazu bindet, nachgehen, und sich zum Aergernisse des Volkes, und zum Nachtheile ihrer Seligkeit, mit Sünden ihres eignen, oder fremden Fleisches besleken. Das Wohl einzelner, und zwar so vieler Glieder hält der Staat für sein eigen Wohl: und hoft gewiß mehr Ordnung aus den Ehen der Priester. als aus den Ausschweifungen der gezwungenen Ehelosen.

Ihr Gleichniß mit der Caserne taugt mir gar nichts: durch die Ehen der Geistlichen würde der Staat auch dadurch grossen Vortheil gewinnen, weil die Geistlichkeit durch diese neuen Bande von der widerrechtlichen Monarchie des Pabstes abgezogen, aufhören würde, einen gleichsam getrennten, und vom Staate abgesonderten Körper

auszumachen. Der Geistliche würde das Wohl des Staates für sein eignes Wohl halten, und nimmer gleichgültig seyn, ob z. B. Joseph siege, oder Friederich. Daß aber der Staat nicht unbedingt jeden Priester würde heirathen lassen; was haben Sie dawider? Nur zwo Gattungen von Priestern würde man den Zaum anlegen: aber keinen stiefmütterlichen Zaum der ewigen Enthaltsamkeit, den er fest in der Hand anziehen, und dann mit einer ruhigen hildebrandischen påbstlichen Mine zusehen würde, wie viele tausend unsterbliche Seelen zur Hölle fahren, die ohne diesen Zwang Ewigkeiten durch ihren Gott preisen würden. Erstens der Priester von einer ausschweifenden Lebensart ohne wahrscheinliche Hofnung zur Besserung im Ehestande: und zweitens der Priester ohne Vermögen, womit er seine Familie ernähren könnte: Diese wären die zwo Gattungen, die der Staat auf eine Zeit ausschliessen würde. Und was vermuthen Sie daraus für Unordnungen? Gehen Sie in manches Tommstift, in manche Pfarre; gehen Sie nach Rom, dort rufen Sie dem Tode, daß er ihre Augen schliesse, damit Sie nicht sehen — Beischläferinnen, Ehebrüche, Selbstbeflekungen, Kindermörder, ꝛc. ꝛc. ꝛc. Sind das etwa seltene Begebenheiten; sind das keine Unordnungen: ist das dem Staate, ist das dem Christenthume nicht nachtheilig?

den 19 Jan. 1782. W — o — g.

Freund!

Daß Sie sich in ihrem lezten Briefe ein so herrliches Gemälde von mir aufgestellet haben; darüber fühle ich eben so viel Vergnügen, als Sie immer fühlen können. Aber unter was für einem Bilde ich Sie mir vorstellte? dafür fällt mir eben kein Gleichniß ein: doch werden Sie es ohne Gleichniß eben so deutlich verstehen. Ich denke, Sie haben entweder meinen Sinn nicht eingesehen, oder haben aus Klugheit einen Seitensprung gethan, und eine falsche Attaque auf meine Verschanzung gemacht.

Ich wollte in meinem Briefe so viel sagen: die Monarchen geben die Freiheit zu heirathen nicht jedem gemeinen Soldaten, welcher nicht ehelos bleiben will. Mindere Anhängigkeit an Frau und Kinder, größerer Muth im Felde gegen die Feinde des Staates, Geschmeidigkeit der öffentlichen Gebäude, und Ersparung der Unkosten sind der Göz, welchem viele tausende gezwungene und freiwillige Soldaten ihre natürliche Triebe opfern müssen. Wenn die Kirche diese Fesseln anlegte; würde des Jammerns und Lärmens kein Ende seyn. Nun da sie der Monarch anlegt; trägt man sie mit Geduld, und tröstet sich: weil man als Soldat sich im ehelosen Stande auch gut gehaben kann, und wegen Hurerei eben auch nicht Gasse laufen, oder hangen muß. Daraus müssen Sie aber nicht folgern, mein

Freund, daß ich für die Soldaten eine unbedingte Freiheit zu heirathen fodere: diese kann man in der menschlichen Gesellschaft nicht wohl geben. Selbst eine bedingte Freiheit wird tausenden nicht gelassen, welche sich und eine Familie nähren könnten: weil man daraus für den Staat einigen Nachtheil befürchtet.

Nun sehen Sie zu Freund, wie meine Regimenter, die ich vor mich hin auf die Verschanzung gestellet, alle zusammen auf Sie Feuer geben! wenn die Monarchen selbst die bedingte Freiheit ihren Soldaten aus Besorgniß eines Nachtheiles für den Staat nicht gestatten; so würden sie selbe aus der nämlichen Ursache den Geistlichen auch nicht lassen. Büken Sie sich, Freund, daß Ihnen die Kugeln über den Kopf hinfahren; sonst verliert ihre liebe Hälfte ihren Mann in dieser unglüklichen Schlacht.

Aber Sie thun in Ihrem Briefe so mächtig groß, sind ihrer Sache so ganz sicher, und thürmen unbewiesene Vortheile des Staates so hoch auf Vortheile, daß man jene für Verräther des Vaterlandes halten sollte, welche den Priestern keine Frauen gönnen. In diese süßen Träumereien hat Sie vermuthlich der Patriotismus eingewiegt: Und mir thut es wehe, daß ich Sie daraus aufweken muß. Werden Sie nur nicht verdrüßlich, Freund, wenn Sie sich die Augen reiben, und dann sehen, daß diese Bilder teuschender Traum gewesen.

Doch

Doch damit Sie auf mich nicht zörnen, wenn ich Sie in ihrer Ruhe stören sollte; mag Ihnen der H. Abbt Zaccaria statt meiner das Liedgen vorsingen. Die erste Unordnung, schreibt er, welche dem Publiko zuwachsen würde; wäre die neue Vertheilung, die man mit denen den Kirchen gehörenden Einkünften vorzunehmen hätte. Allein wenn jede Neuerung gefährlich ist, wie vielmehr diese, um welcher willen Willensmeinungen unzähliger Stifter vernichtet, innerhalb des Staates Kirchen beraubt werden müßten, um andre damit zu bereichern, den Weltgeistlichen die Einkünfte der Ordensgeistlichen, wo es nöthig wäre, zugelegt, die Anzahl der Priester heruntergesezt, die Anzahl der Messen wider die gottseeligen Absichten der Testierer vermindert werden müßten. Freund, lachen Sie nicht, und sehen Sie es nicht als ein Zeichen der Furcht an, daß ich mich hinter so einen gelehrten Mann verstekt habe. War es Zufall, oder Schikung Gottes, die mir des Herrn Abbts Zaccaria vortrefliche polemische Historie des heiligen Cälibates in die Hände gab? Dieser Mann sagt es den unheiligen Cälibatsfeinden recht ins Gefacies hinein, was sich gebührt, und geziemt. Ich schike Ihnen sein Werke mit. Lesen Sie es mit Unbefangenheit; und dann wird es Sie zum

Nuzen des Staates gereuen, daß Sie für die Priesterehe geeifert haben. Leben Sie wohl, ich bin Ihr

den 31 Jänner, 1782.

K—u—r.

Hochwürdiger!

Wäre ich doch gegen alle Anfälle des Todes so gut gesicheret, wie gegen die aufgepflanzten Bajonete Ihrer Regimenter, und Wunden Ihrer Kugeln; so würde ich am Ende der Welt ein Zeuge des Sternenfalles seyn, und meine liebe Hälfte ganz nicht in Gefahr stehen, ihren theuren Mann zu verlieren. Denken Sie doch nur, wie verwegen ich war: aufrecht stand ich da, wider Ihren freundschaftlichen Rath, gerade vor der Fronte Ihres Heeres. So mühsam Ihre Zurüstung, und so scharf auch Ihre Ladung mag gewesen seyn; so schlecht war Ihr Pulver: kaum über den Lauf der Flinte trieb es die Kugeln: Rauch und Gestank war die ganze Herrlichkeit Ihrer Kanonade. Aber was Wunder auch? Sie schossen aus römischen Flinten: Zaccaria muste Pulver, Kugeln und Lunte herleihen. Trauen Sie dem Manne nicht, Hochwürdiger; er ist gedungen um Geld; schreibt um Geld; ist ein Römer, und also nur so

lange ein Freund der Wahrheit, so lange diese mit Scudi handelt. Doch eines nach dem anderen.

Den Sinn Ihres Briefes hab' ich lezthin ganz wohl verstanden, Hochwürdiger: aber (ich muß meine Blödsinnigkeit nur bekennen) die Stärke Ihres Beweises gegen die Priesterehe nur gar nicht eingesehen. Ich fasse Ihren Beweis zusammen. Wie der Monarch, sagen Sie, nicht jedem Soldaten die Freiheit zu heirathen gestattet, und zwar deswegen nicht: weil er daraus Nachtheile für den Staat befürchtet; eben so würde er nicht jedem Geistlichen, und zwar aus dem nämlichen Grunde, die Freiheit zu heirathen gestatten. Wie man also diese Einschränkung eben der nämlichen Freiheit, und den Zügel in der Hand des Monarchen nicht abschütteln würde; so sollte man auch izt seinen Naken mit Geduld unter das Joch beugen, das die Kirche auf die Geistlichen geworfen hat. Nicht wahr, Hochwürdiger, dies war so beiläuftig Ihr Beweis? Aber ums Himmels willen, Lieber, wie konnte das Ihr Ernst seyn? oder wie konnten Sie unter dem ehelosen Stande der Soldaten, und dem gezwungenen Cälibate eine Gleichheit finden, die zum Beweise a pari, wie man das Ding in eurer heiligen Theologie nennt, nur eine mittelmässige Stärke haben sollte? Sind alle Soldaten ehelos? müssen alle

Soldaten ehelos bleiben? haben jene Soldaten, denen man die Erlaubniß heirathen zu dörfen, schon mehremalen abgeschlagen hat, keine Hofnung, die Erlaubniß zu erhalten? Darf sich es der Geistliche nur auch in den Sinn kommen lassen, bei seiner lieben Mutter Kirche um diese Erlaubniß in aller Demuth anzusuchen? Würde man ihn nicht als einen abtrünnigen, fleischlichen, und teuflischen Menschen verkezeren? Wo ist ein Monarch so grausam, der einen Soldaten mit Gefahr seiner Seele durch ein allgemeines Verbot oder durch eine conditionem imbibitam zur beständigen Enthaltsamkeit wider das unverlezliche Naturrecht zwänge? Wo ist ein Monarch, der seine Soldaten, wenn sie sich aus Mangel der Ueberlegung, oder sonst aus einer menschlichen Absicht dazu verbunden hätten, und in der Folge fänden, daß der ehelose Stand für sie durchaus nicht tauge, in seinem Angesichte mit unverrükter Miene zur Hölle würde fahren lassen; wie ihr bejammernswürdige Geistliche im Angesichte der Kirche, eurer lieben Mutter, die Gott zur Leiterinn, und Seligmacherinn seiner theur erkauften Seelen an seine Statt aufstellte, mit eurer aufgebürdeten Last nothwendig fahren müsset. Wer hat je gesagt, daß, wenn der Zwange zum Cälibate aufgehoben würde, jeder Geistliche heirathen müßte, oder heirathen würde? Von der Theilung des

Herzens, und Vernachlässigung seiner Pflichten sagen Sie mir nur kein Wort: oder ich sage Ihnen entgegen, daß der Geistliche sein Herz zwischen Frucht- und Ochsenhandel, zwischen Kamnnen und Karten, zwischen Huren und Huren noch mehr theile, und daß jeder Mann im Staate ein Schurke ist, der sich nicht Capaunisirt, und der das Sakrament der Ehe empfängt.

Nun auf die Albernheiten des H. Abbts Zaccaria. Unordnung also meint Herr Kameralist Zaccaria, würde entstehen, wenn man mit geistlichen Gütern Ordnung machen wollte? das ist, wenn man von den Tausenden eines reichen Wucherers und Müßiggängers einige Hundert wegzöge, und dem armen, hungernden, arbeitsamen Landpfarrer zutheilte: wenn man todes, unnützes Geld reicher Klöster in Lauf brächte, und damit armen Gemeinden zu ihrem Troste einen Seelsorger gäbe; wenn man damit einen Geistlichen aussteuerte, daß er in Gesellschaft einer rechtschafnen Gattinn den Himmel gewänne, daraus würde Unordnung entstehen? aber wenn man das Patrimonium St Petri durch Gewaltthätigkeiten vermehrt, wenn man mit Dispensationen wucheret, wenn man einem Manne mehrere Bisthümer, Canonicate, und Pfründen ertheilt — und entgegen einen anderen mit Fähigkeit und Arbeitsamkeit darben läßt, daraus entstehet keine Unordnung? im Oesterreichischen

(würde es doch in unsern Gegenden auch so helle!) geht dieser Einwurf nur gar nicht. Man wird bei der Zertheilung dieser Güter, zu welcher eine eigene Commission niedergesezet ist, weder dem Abbte Zaccaria, noch der römischen Schazkammer müde Hände machen.

Jede Neuerung, sagt der liebe Mann Gottes, ist gefährlich. Das schleppt sich doch wieder herrlich nach dem alten Schlendriane. Schade daß der Herr Abbt nicht in österreichischen Gegenden herum tummeln kann: er würde gewiß alle unsere Mönche, und alten Weiber heiser schreien. Der Mann soll ja von seinen Scudi keinen einzigen verliehren, er soll ja kein Weib nehmen: aber soll auch die Hände nicht über dem Kopf zusammen schlagen, und jammern wie ein Weib, wenn man die Ordensgeistlichen zu ihren ersten Stiftungen zurückführen, die Bischöffe zu ihren ursprünglichen apostolischen Rechten zurükbringen, und die armen Priester von dem Gewissenszwang des Cälibates befreien will, welcher die größte Ungerechtigkeit gegen das menschliche Geschlecht, und eine offenbare Versündigung wider das Recht der Natur, und wider die Lehren der heiligen Schrift ist. Die Welt wird dadurch rechtschaffene Priester erhalten: und die Messen werden dennoch alle gelesen werden, wenn man gleich das Geld nimmer nach Tausenden nach Rom schikt.

Herr, mir steigt die Galle; da haben Sie ihren Römer wieder! Schande für den Mann, daß er um Geld, und nicht für die Wahrheit schrieb.

den 14ten Februar. 1782.

W — o — g.

Freund!

Also hat sich Ihre ganze Galle über den lieben, guten Abbt Zaccaria empört? Wie Sie doch einem Manne nicht gut seyn konnten, welcher ohne Frau und Kinder, ohne Familie dennoch ein gutes Herz gegen den Staat haben kann? Sachte mein Freund! es dörfte so eine Hize Ihnen, und selbst der Sache schaden, wenn sie hundertmal gerecht wäre. Die Empfindungen Ihrer Seele waren heftig, der Ausdruk Ihres Briefes bitter, und beinahe anzüglich. Alles, was man zu Rom denkt, schreibt und thut, alles ist Ihnen verdächtig, alles mißfällt Ihnen.. Ich dächte fast, wenn Sie ein Geistlicher wären, der Antiromanismus, und die Liebe zum andächtigen Weibergeschlecht würde Sie zum Schismatiker machen. Doch werden Sie sich izt mit dem Werke des Abbts, das Sie mir in vollem Verdrusse zurükschikten, vermuthlich auch die üble Laune vom Halse geschaft haben. Sie sind nun ruhig, und heiter, wie wenn Ihnen Ihre Hälfte von Treue spricht, und die jungen Söhngen etwas unbedeutendes in Unschuld daher stammeln. Sie

sind also aufgelegt, noch einige Gegengründe zu lesen. Aber dabei sollen Sie es nie erfahren, wem ich sie abgeborgt habe: zu große Offenherzigkeit hat mir und meinen Gründen schon einmal geschadet.

Der Unbekannte, welcher der ersten Ausgabe des ersten Bändgens dieses Briefwechsels über den Cälibat einige Anmerkungen beigefügt, verwundert sich in einer Note, warum W—o—g sich nie gewisser Waffen bediene, welche den Sieg unfehlbar auf seine Seite hätten lenken können. Ich meine, schreibt er, die Ehen der protestantischen Geistlichen. Diese sezen es ja ausser allen Zweifel, daß die Verheirathung der Geistlichen praktikabel sey.—Dieß hat vermuthlich ein Protestant geschrieben, welcher es nicht einsiehet, was für ein unendlicher Unterschied zwischen einem katholischen und protestantischen Geistlichen ist. Denn dieser hat nicht, wie jener, gewisse Stunden im Chore zu singen, hört nicht Beicht, ließt nicht Messe, wohnt nur selten dem Abendmahle bei, trägt es nicht zu den Sterbenden rc. rc. Der Unterschied zwischen beiden Gattungen der Geistlichen, die größere Versäumniß der Pflichten bei den Katholischen, der Nachtheil der Religion, und was daraus folgt, auch des Staates, sind offenbar. Freuen sie sich also, mein Freund, daß Sie sich der Waffen nicht bedienet, welche Ihnen der Unbekannte anbot. Denn es würde ärgerlich gelassen haben, wenn Sie einen

katholischen und protestantischen Geistlichen zusammen gestellet hätten. Wenn ich da nur das einzige Sakrament der Beicht betrachte; ist die Ehe der Priester so auffallend, so unpraktikabel, daß mir ordentlich für das Christenthum recht bange wird. Wer würde einem verheirateten Priester seine Sünden ins Ohr legen wollen: wer würde sich von dem Manne das geheimnißvolle Schweigen versprechen, welcher für seine Frau kein Geheimniß hat? wie lüstern auf Geheimnisse die Frauen, und wie schwach die Männer seyn; dies weiß die ganze Welt. Und wie stünde es dann mit dem andächtigen Frauenzimmer ledigen und verheiratheten Standes, welches ein zärteres Gewissen und die Leitung des Beichtvaters öfters nöthig hat, oder doch öfter gebrauchen will? jede vertrauliche Unterredung, jeder längerer Verzug im Beichtstuhle ꝛc. ꝛc. könnte einer argwöhnischen Frau den Kopf verrüken, und sie zum unerträglichsten Geschöpfe umbilden. Oder wie izt gemeiniglich das Frauenzimmer mehr geistliches Zutrauen zu einem jungen Geistlichen mit rothen Wangen und modernen Gesichte hat; eben so würde es in unserem Falleden Unverheiratheten den Zustand der Seele lieber entdeken. Welche üble Nachreden, und zugleich Ueberlast von Arbeit würde die ehelosen Geistlichen drüken! daraus entstünden Klagen, Zänkereien, und der öffentlichen Ruhe so nachtheilige Mißhelligkeiten. Freund, da würde es manchmal wahr

werden — Durch die Weiber ist der Tod in die Welt gekommen. Und Sie wären der Mann, der ihn hereingerufen! leben Sie gesund.

den 21. Februar. 1782.

K — u — r.

Hochwürdiger!

Wer könnte aber bei solchen Thorheiten nicht böse werden, nicht auf den Gedanken kommen, daß in Rom Geld und Eigensinn der Göz sei, dem man schon durch so viele Jahre Wahrheit geschlachtet hat, und mit dieser mehr als Millionen Seelen? Es mag seyn, daß meine Ausdrüke hie und da zu bitter, zu auffallend, und wie sie sagen, der Ton meines Briefes beinahe anzüglich gewesen. Aber darum würde ich doch gewiß kein Schismatiker, und wenn ich auch Geistlich wäre. Daß man mit römischem Despotismus, mit der geistlichen Monarchie, mit dem pedantischen Pfaffismus, mit der ganz willkührlichen Disciplin, und dem Eigensinne, nichts darinn abänderen zu wollen, unznfrieden, und dennoch ein wahrer, eifriger Katholik seyn kann, das werden Sie mir doch nicht in Abrede stellen? Herr, Blut und Leben für den Glauben, und die Kirche: aber für römischen Pedantismus, Hildebrandismus, Curialismus, Nepotismus, Cardinalismus, und kein Haar von meinem Kopfe. Lesen Sie meinen Brief noch einmal, Herr Pfarrer, sehen Sie, warum ich mich

ereifere; sehen Sie, worauf ich meine Bitterkeiten und Anzüglichkeiten gegossen habe, und thun Sie mir Abbitte, daß Sie mich unter einer falschen Brille begukt, und Schisma wollten gesehen haben, wo Liebe zum wahren Glauben, und reiner Disciplin glänzte.

Ohne Frau, ohne Kinder, ohne Familie kann man doch ein gutes Herz gegen den Staat haben. — Dieser Saz so überhaupt betrachtet, Hochwürdiger, läßt sich noch so mitnehmen: aber untersucht, durch Erfahrungen beleuchtet, ist er offenbar ein falscher Saz. Verstehen Sie mich recht. Ein gutes Herz haben, heißt nicht, sorglos in den lieben Tag hienein leben, keine Mordthat begehen, nicht stehlen, und wie man sagt, Fünfe gerad seyn lassen: denn wäre das; so hätten die meisten deutsche Bischöfe, die meisten Domherren, Pröbste, Prälaten, und Pfarrherren grundgute Herzen. Aber ich meine, ein gutes Herz hat nur der, welcher ein empfindsames, redliches, mitleidiges, theilnehmendes, menschenfreundliches Herz hat; das ist, der gewöhnt an die menschlichen Scenen von der Wiege an eigner nicht fremder Kinder, durch alle Stuffen menschlicher Bedürfnisse, Bedrükungen, Leiden und Quaalen von seinem eigenen Herzen geführt, das alles selbst mit angesehen, mit empfunden, und zum Theil mit erfahren hat. Wo habt Ihr, meine ehelose Geistliche, Gelegenheit, in dieser

Schule zu lernen? oder wo ist der Geistliche, einige wenige ausgenommen, der in solchen Fällen der Menschheit Ehre macht, oder Ehre machen dörfte? je unempfindlicher, je herzloser, je roher, heißt es bei Euch, desto besser. Um sich von der Wahrheit meiner Behauptung zu überzeugen, braucht es nichts, als ein paar offne Augen. Welch' eine Schande für die Menschheit, welch gräßliche Scenen, und welch dringende Bitten um Priesterehe an den Staat und die Kirche, sind folgende Gemälde: der Geistliche in der Zehntscheuer: der Geistliche am Kranken- und Sterbbette: der Geistliche und der Arme: der Geistliche im Unterrichte bei Kindern: der Geistliche in Gesellschaft: der Geistliche allein auf seiner Stube. Was meinen Sie Freund, würde der Geistliche dem Schuldner das Blut forne aus den Nägeln saugen; würde er den Kranken und Sterbenden mit so viel Härte, Gefühllosigkeit, und heiligem herzlosen Getöse begegnen; würde er dem Armen statt einem Allmosen Vorwürfe und Kränkungen auf den Weg mit geben; würde er ohne Nachsicht, ohne Liebe, ohne Geduld, ohne Ehrfurcht mit dem Stoke in der Hand dem armen Kinde das Christenthum einprügeln; würde er in Gesellschaft nach Gläsern und Kannen greifen, und seinen Unterhalt an Zotten finden; würde er allein auf seiner Stube — — — ??? — einen Vorhang da drüber, mein Freund! —

würde der Geistliche das alles thun, wenn er Frau und Kinder hätte, das ist, wenn er an die Scenen der Menschheit gewöhnt, gelernet hätte, oder lernen würde — — — Mensch zu seyn? So viel von dem.

Aergerlich, sagen Sie, wäre es gewesen, wenn ich einen katholischen und protestantischen Geistlichen neben einander gestellet, und daraus geschlossen hätte, die Ehe sei bei jenem, wie bei diesem praktikabel? O, was doch das für elende Vorurtheile sind! Kann der Mann, der Chor singt, Messe ließt, Kranke besucht, kein Ehemann seyn? Wo liegt der Widerspruch? Warum sagt dann Gott nirgend was davon in seiner Schrift? Liegt der Widerspruch im Sakramente, oder im Kinderzeugen? — Lesen Sie unsern ersten Briefwechsel, die Schrift über die **Ehelosigkeit der Geistlichen von einem westphälischen Priester**, und die trefliche Schrift, **der Cälibat beurtheilt nach Gründen der Vernunft und Religion**, und schämen Sie sich über solche Albernheiten.

Der Einwurf mit der Beicht ist beinahe allgemein, aber eben so ungegründet, wie der vorige. Oder warum besorgt, und fürchtet man diese Verlezung des Stillschweigens nicht auch bei uns Weltlichen; da wir vermöge unsers Amtes oft sehr wichtige Geheimnisse verschweigen müssen? Würde der Geistliche, der die gebeichteten Sünden

aus Achtung für das Gesez, und Liebe seiner Seele izt verschweigt; dies Gebot der Frau zu Liebe übertreten? Wegen Eifersucht über die Beichten der Frauenzimmer seyn Sie unbesorgt: gerade als wenn wir Laien in keine Gesellschaft gehen, mit keinem Frauenzimmer allein reden dörften, und um untreu zu werden, in Beichtstühle sizen müssen? Geh, geh, ich bin müde. Hab' ich Ihnen hier nicht genug gethan: so fordern Sie mich noch weiter darüber auf, ich steh' Ihnen zu Rede.

den 20 Febr. 1782.

W—o—g.

Freund!

An voriger Mittwoche schenkte mir der Himmel, und mein lieber Herr Pfarrer L... einen recht angenehmen Tag. Er war schon vor einer halben Stunde zur Messe gegangen, da ich in seinen Pfarrhof kam. Nach mehr als einer halben Stunde kam er endlich heiter und feurig nach Hause. Sein Angesicht war das Angesicht eines Engels, welcher Frieden verkündet. Bruderliebe ist nur Schatten, wenn ich die Zärtlichkeit malen sollte, mit welcher er mich empfieng. Nach einer kurzen Unterredung drang sich eine gereihte Menge von häuslichen Sorgen auf sein Zimmer, und obwohl er sich dabei so kurz faßte als es möglich war;

raubten sie mir ihn doch beinahe durch zwo volle Stunden. Als er sich endlich müde durchgeschlagen hatte; sah er sich nach der Uhr. Freund, sagte er dann lächelnd zu mir, für mich und meine Heerde sind wieder zwo Stunden verloren! Wenn ich eine Frau hätte; so hätte sie diese Geschäfte besorgt, und ich diese Zeit unserer Freundschaft schenken können: und wären Sie nicht bei mir; so wäre die Zeit mir, meiner Frau und Kindern, und meiner Gemeinde ganz zu gut gekommen. Ich hätte für alle diese etwas behagliches aus meinen Büchern gesammelt. Weil er mich darüber betroffen sah; führte er mich auf sein Bücherzimmer: dort zeigte er mir verschiedene neue Schriften, erklärte mir den Inhalt einer jeden, und gab über jede eine treffende Krisis. Seine bekannte Gelehrtheit, und sein rechtschaffenes Herz machten mir sein Urtheil zum wissenschaftlichen Glaubensartikel. Die Schrift: **Der Cälibat, beurtheilt nach Gründen der Vernunft und Religion von Daniel Harzheim**, die Sie, mein Freund, im lezten Briefe angepriesen, besizt er auch. Davon sprach er mir sehr lange, und so vieles, daß ich alles beinahe so deutlich verstand, als wenn ich das Werkchen selbst gelesen hätte. Was werden Sie, lieber Konfrater, sagte er endlich zu mir, sich für ein Denksprüchelchen wählen? Etwa aus dem Buche der Schöpfung? Non est bonum homini, esse solum.

Vermuthlich errötete ich darüber. Um mich zu schonen, lenkte er ein: Und wie befindet sich ihr Freund W—o—g? Ihr Briefwechsel mit ihm daurt ja noch immer? Einer Frage, welche so gerade auf mich zukam, wollte ich nicht ausweichen. Ich sagte ihm die reine Wahrheit, und gab ihm Ihren leztern Brief, den ich eben noch bei mir hatte. Nach einer kurzen Pause sagte er: W—o—g hat durchaus Recht: schreiben Sie ihm nebst meiner Empfehlung, über den Punkt von der Beicht möcht er sich mehr erklären. Der Einwurf ist zwar nur Vorurtheil: doch weil er allgemein, und weil er Vorurtheil ist, haftet er tiefer in dem Herzen des Volkes. Wenn er übrigens nach der Widerlegung der Gegengründe die wahren Vortheile des Staates zeigt; so ist der Sieg gewiß auf seiner Seite, und Sie lieber K—u—r müssen wider Ihren Willen frei seyn. Das übrige, was ich noch diesen Tag mit L . . . sprach, und bei ihm bemerkte; hat zwar viele Wirkung auf mein Herz: aber keinen Bezug auf unsern Briefwechsel.

Der Sieg ist also auf Ihrer Seite? Ich will Ihnen den Lorbeer nicht in der Hand zerbrechen: aber Sie müssen ihn noch ganz verdienen. Sie wissen, wie herzlich wir uns oft über den allgemeinen, und verderblichen Luxus

zusam-

zusammen geärgert haben. Wir bemerkten die unordentliche Begierde, seinen Stand zu erhöhen, welche Eltern und Kinder blendet. Jede Tochter eines Handwerkers, welche ein Gesicht aus dem izigen, nicht aus einem schon lange vergessenen Jahrhunderte hat, ekelt ab der arbeitsamen Hand eines Handwerkers, und schielt auf die zarte Rechte eines Schreibers, Advokaten, Sekretärs, Beamten 2c., kurz, auf die Hand eines Herrn, bei dem sie Frau, und gestreng, und gnädig, und Dame, und gepuzt seyn kann. Bei dieser Träumerei von Herrschaft werden viele Mädgen ohne Handwerker, und ohne Herren alte Jungfern; und viele, welchen sündhaft erworbener Kleiderpracht und Frechheit einen liederlichen Herrn gekuppelt, fallen nach dem Tode des Mannes dem Staate, als ein Erbtheil zurük. Sezen Sie nun den Fall, daß die Priester Kinder hätten: wo würden ihre Mädgen Männer herbekommen? Ich halte sehr viel darauf, wenn die Ehen so gleich sind als es möglich ist. Nun aber ist die Tochter eines Pfarrers doch auch für einen Amtmann von Natur geschaffen: die Mode möchte sie gar für einen gnägen Herrn, oder für einen Cavalier aufbehalten. Wo fänden sich nun solche Männer, welche sich die Mädgen seiner Hochwürden ohne 20000 Gulden mitnehmen möchten? Die Mädgen in der Stadt, welche mehr Frechheit und Reize haben,

Bayerische Staatsbibliothek München

würden der mittelmässig vermöglichen Pfarrers-Tochter mit Tugend und ungekünstelter Schönheit die jungen Herren fein vor dem Maule wegschnappen. Es würden also viele ohne Männer bleiben; oder man müßte das schimpfliche Recht, unehrlich zu seyn, welches bei den Scharfrichtern abgekommen, unter die Geistlichen einführen. Dann heirathe eine geistliche Tochter einen Geistlichen, wie sonst ein Scharfrichter die Tochter eines Scharfrichters geheiratet hat. Freund, Sie erbarmen sich der Menschheit so sehr: seyn Sie doch so gut, uns ein Projekt zu entwerfen, wie alle Mädgen geistlicher Väter mit Ehre unter die Haube könnten gebracht werden. Gehaben Sie sich wohl.

den 5 Merz, 1782.

K—u—r.

Hochwürdiger!

Es freut mich unendlich, daß ein Mann von so viel Rechtschaffenheit und Gelehrtheit, wie unser Herr Pfarrer L..., von der Ehelosigkeit der Priester eben so denkt, wie ich. Also noch einmal zur Beicht.

Sie, und die übrige geistliche Priesterwelt haben das Gebot, die Sünden, die wir, oder ihre Confratres Ihnen in das Ohr legen, auf ewig in ein unverlezliches Stillschweigen zu vergraben. Die Verlezung dieses Stillschweigens, wie jeder Priester

weißt, ziehet den Verlust der Seligkeit, Verlust der Ehre und des Ansehens, und Verlust des Amtes nach sich. Ob dieses Stillschweigen noch nie gebrochen worden, das untersuch ich hier nicht: aber von einem rechtschaffenen Priester, darf ich wohl behaupten, daß es noch nie oder doch nur aus Unbehutsamkeit geschehen ist. O, mein Lieber, wären alle Sünden der Geistlichen so selten, als diese; wie verehrungswürdig wäre noch heut zu Tage dieser Stand! was hat man nun für einen Grund, zu vermuthen, der Priester werde verehlicht, dieses Stillschweigen brechen, und aus Gefälligkeit gegen seine Frau fremde Sünden entdeken? Daß die Frauenzimmer lüstern nach Geheimnissen sind, das ist wahr, aber wird der Mann, der seinen Gott und seine Seele liebt, der Gefühl für Rechtschaffenheit hat, der seine Frau und Kinder liebt, so schwach seyn, und Geheimnisse verrathen, die ihn um Gottes und der Menschen Freundschaft, um Ansehen und Ehre, und um seinen Dienst bringen würden? was glauben Sie, würden die Bande an eigenes Wohl, die Bande an Frau und Kinder bei Ehen der Geistlichen nicht so stark seyn, als bei unsern Ehen? wären Frau und Kinder, und das Sakrament der Ehe so gefährliche und verrätherische Dinge; so träfen die Vorwürfe darüber gerade zu Gott, den Stifter der Sakramente. Und müßte man von uns Weltlichen nicht eben das

nämliche befürchten, und uns die Ehe untersagen, wenn wir in einem Amte und Dienste stehen, das vermöge seiner Wesenheit ein eben so getreues Stillschweigen der Geheimnisse fodert, durch dessen Verlezung das Wohl, nicht nur einzelner Familien, sondern ganzer Staaten einstürzen würde? wie gieng es denn vor Zeiten, da Priester noch Weiber hatten, waren sie auch Verräther?

Ueber die Eifersucht, die der Frau des Geistlichen den Kopf verrüken könnte; darf man so viel Sorge eben nicht haben. Der Geistliche, der eine gesunde Moral, wissenschaftliches Kenntniß seines Amtes, Tugend und Rechtschaffenheit besizt, wird die Andächteleien von überspannten Schwärmern, und Schwärmerinnen, eigensinnige Gewissens-Aengstigkeiten bald zurechte weisen, oder ist das nicht möglich, von sich entfernen. Giebt aber der Geistliche solchen Weibereien oft und lange Gehör; so mag freilich der Verdacht einer andern Absicht auf ihn fallen: ist dann seine Frau unzufrieden mit ihm in diesem Punkte; so würde sie dazu auch ausser solchen Gelegenheiten Ursache genug haben. Der Mann ohne Treue wird sich immer etwas mit dem andern Geschlecht zu thun geben, ohne eben den Gewissensrath zu machen. Der Mann entgegen mit Treue und Rechtschaffenheit wird seine Gattinn gewiß von seiner standhaften Liebe versicheren, und überzeugen; sollte er sich auch in

Nothwendigkeiten versezt sehen, stundenlange Gewissensunterredungen halten zu müssen. Um eifersüchtig zu werden, und eifersüchtig zu machen, braucht es keines Beichtstuhles. Rechtschaffenheit, Vernunft, Bescheidenheit, sind die einzigsten und treflichsten Mittel dagegen. Oder giebt es etwa bei uns Laien keine eifersüchtigen Frauen, keine eifersüchtigen Männer?

Ihre Predigt über den verderblichen Luxus ist treflich, und ganz nach meinem Sinne. Aber ob die Anwendung so gerade zu auf die Mädgen der Geistlichen gehe, seh' ich nicht. Und überhaupt ist es ein bitterer Vorwurf, den man uns Männern macht, wenn man uns immer einer so schreklichen Blindheit schuldig giebt, daß wir die Wahl unserer Gattinnen nur durch Geld, Schönheit, Puz, und Frechheit bestimmen lassen. Sagen Sie mir, Hochwürdiger, den Adel ausgenommen, welche Zahl der Mädgen ohne Männer, und ohne Aussicht und Hofnung zu Männern ist größer: jener Mädgen, die Schönheit, Vermögen, aber ohne Haushaltungswissenschaft, ohne weibliche Tugenden, Gefälligkeit, gesundem Sinne, Kenntniß im Erziehungsgeschäfte 2c. 2c. besizen, oder jener, die nicht schön und reich, aber Haushälterinnen, arbeitsam, redlich, und ungezwungen im Umgange sind, und Anlage haben, gute Gesellschafterinnen, Freundinnen, und Mütter zu werden? Sieht nicht

jeder Mann mit Verstande auf die lezteren? Kann man Schönheit und Geld zugleich mitnehmen, desto besser. Aber wer wählt sich eine der gepuzten Doken, ohne Verstand und Seele, und ist kein Thor? Mein Projekt wäre also kurz dieses: Jeder Geistliche gebe seiner Tochter eine rechtschaffene Erziehung: lehre sie alle weibliche Tugenden: lehre sie keinen Unterschied machen zwischen Stand und Stand, ausser jenen, den Anständigkeit, Aussicht in die Zukunft, und Tugend und Rechtschaffenheit von selbst machen: und ich wette, so eine Tochter kommt gewiß unter die Haube; und wenn es gleich keine von Spizen ist. Ab einem wakern, vermöglichen Handwerker, mit dem sie und ihre Nachkommen glüklich seyn können, wird ihr nicht ekeln; und sie wird eine gute Hauswirthinn, trefliche Gattinn, und rechtschaffene Mutter werden. Schiken Sie diesen Brief unserem lieben Pfarrer L...: ich denke nicht, daß er noch weiter eine Erklärung fodert: wem das nicht genug thut, den werden Bücher nicht überzeugen. Leben Sie wohl.

den 14 März, 1782.

W—o—g.

Freund!

Verzeihen Sie mir, Freund, daß ich Ihnen so spät erst auf Ihren Brief antworte: ich schikte Ihrem Begehren zufolge Ihren Brief dem Pfarrer L..., und da ich seine Antwort darüber erwartete, giengen 14 Tage dahin. Ganz, sagte Hr. L... — doch da hören Sie seine eigene Worte: ihr Freund W—o—g hat den Einwurf von der Beicht deutlich auseinander gesezt, und dem Vorurtheile auch des gemeinen Mannes vorgebogen: schiken Sie ihm diese Schrift: Schuzrede für den ehelosen Stand der Geistlichen: er soll Sie lesen, prüfen, und Ihnen sein Urtheil darüber schreiben. Seyn Sie nicht stolz auf den Beifall des gelehrten L...; denn ich hörte meiner Lebtage: jenem ist gut predigen, welcher schon vor der Predigt überzeugt ist. Ich habe diese Schrift auch gelesen, Freund, und gefunden, daß der Mann durchaus unzufrieden wäre, wenn die Geistlichen die Erlaubniß erhielten, heirathen zu dörfen. Er theilt seine Rede in drei Theile: im ersten zeigt er, daß der Cälibat dem Evangelium gemäß ein vollkommnerer Stand sei, als die Ehe: im zweiten, daß der ehelose Stand der Geistlichen vortheilhafter für das Christenthum, und im dritten, daß der Cälibat dem Amte und den Verrichtungen des

Priesters beinahe unentbehrlich sei. Der Mann redt eifrig: ich weiß nicht, wie Sie mit ihm zu Stande kommen werden. Leben Sie wohl, Freund: ich muß abbrechen. Nächstens mehr, wenn ich mit meinen Predigten zu Ende bin.

den 29 März, 1782.

K—u—r.

Hochwürdiger!

Die Schuzrede hab' ich gelesen, lieber Freund, und bei mir den Vorsaz gemacht, den Hochwürdigen Herrn Sambuga in keiner Sache zum Advokaten zu wählen, an der mir etwas mehr, als nichts gelegen wäre. Ziehen Sie seiner Rede den Rednerschmuk ab, und sehen Sie dann, was bleibt: eine ziemlich schlechte Larve von Vermuthungen im Kleide der Wahrheit verstekt. Oder warum wählte sich der Mann zu seiner Schrift, womit er den Verstand überzeugen sollte, gerade diesen Model? Warum weicht er, nach seinem eignen Geständniß, vom Tone der grossen Männer, und vom philosophischen Vortrage ab, und macht seinen Versuch im Redner Tone? warum will er den Verstand nicht überzeugen, und nur ans Herz reden? Traut vielleicht der Mann seiner Sache, oder seiner Philosophie nicht, daß er eine so wichtige Frage mit so einer grellen

Farbe übertünchen, und mit einem tönenden Schwalle von Worten unterstüzen, und die wankenden Schritte damit verbergen will? Hoft der Mann, den grossen Haufen zu übertäuben, und das Ohr seiner staunenden Zuhörer durch ein gellendes Geschrei zu überzeugen, daß dort Wahrheit sei, wo Schlag auf Schlag Ströme rauschende Worte herausquillen? Gefällt ihm die Wahrheit nicht im simpeln, ländlichen Gewände? Doch eines nach dem andern.

Der erste Theil seiner Predigt, der aus dem pompösen Exordium, wie Horazens Mäusgen aus dem greissenden Berge hervorgekrochen kömmt, lautet auf unsere deutsche Muttersprach also: **Der ehelose Stand der Geistlichen** *) **ist dem Geiste des Evangeliums gemäß.** Darüber nun hält der Herr Verfasser eine recht andächtige, ererbauliche, christliche Sermone: weit erhaben über die gewöhnlichen Lobreden der H. Jungfrauschaft im kapuziner Tone. Ich falle dem Herrn Prediger auch vollkommen bei. Christus, die Apostel, und die H. Väter rathen, und empfehlen die Jungfrauschaft. Wer fähig ist, es zu begreifen, der begreife es, sagt Christus: und Paulus: Zur Jungfrauschaft euch anzuhalten, hab' ich

*) Dörfen Redner keine Logiker seyn? Warum der ehelose Stand der Geistlichen: Warum nicht überhaupt vom ehelosen Stand gesprochen?

keinen Befehl. Der gute Herr Sambuga ereifert sich da ohne Noth. Wer streitet denn den Cälibat an, als Cälibat, und als Rath Gottes? Bleibe man dabei, erhöhe ihn nicht weiter, als Gott und die Apostel: und dann wird ihn begreifen, wer kann und mag. Aber ein Gebot machen aus einem Rathe, und für so viele ein Gebot machen, ein unabläßliches Gebot, das ist Vernunft- Gesez- und Schriftwidrig. Was der Hr. Prediger von apostolischen Sazungen, vom Hieronymus, und der Geschichte des Paphuntius deklamiert, darüber verweise ich ihn auf die Summarische Geschichte von Daniel Harzheim. Darinn mag er lesen, und sehen, wie viel Wahrheit in seiner Rede steke. Der Schluß, der aus seinem ersten Theile folgt, ist dieser: Der Cälibat ist vollkommnerer als die Ehe, also muß man allen Priestern den Cälibat gebieten. Wie unphilosophisch dieser Schluß ist? Am Ende schlägt er gar in die Medicin, beweiset, oder sagt vielmehr, daß die Enthaltsamkeit, auch in Rüksicht der Gesundheit, für jedes Subjekt gut sei: und führt darüber als Beispiele eisgraue Priester an. Aber wer hat dem Herrn Sambuga gesagt, daß diese Männer ihre viele Tage der Enthaltsamkeit zu danken haben? Wie kömmt es dann, daß auch wir Laien unter unsern Ehemännern Greise zählen? — Dann schreibt der Herr Prediger

als ein wahrer Seelenarzt geistliche Mittel vor, Casteiung und Abtödtung des Fleisches. Warum nicht ausdrüklich an Fingern vorgezält — Strike, Ketten, Geiseln, Dörner, Schnee? Mich wundert, daß der Zelot nicht auch die Selbstentmannung in Vorschlag gebracht hat.

Der zweite Theil heißt: **Der Ehelose Stand ist den Vortheilen des Christenthums beförderlich.** Dieser Theil fängt sich wieder mit einer schönen Beschreibung der Wachtsamkeit an, die einem Seelsorger, der seine Heerde mit Treue und Rechtschaffenheit weiden will, unentbehrlich ist. Diese prächtige Stelle wäre ganz weggefallen, wenn Herr Sambuga seinen Vortrag ohne rednerischen Schmuke, auch dem gemeinen Manne verständlich, vor das Aug gelegt hätte. Aber das wollte er nicht: denn wie auffallend wäre alsdann sein Saz geworden, wenn er, was er izt durch Umwege sagt, geradezu gesagt hätte? **Der Priester, der Frau und Kinder hat, kann auf seine Heerde nicht wachtbar seyn.** Auf der Seite 36 sagt er, der Seelsorger müße nach der Vorzeichnung der Schrift gegen seine Heerde ein Vaterherz haben; und an der Seite 37 — der Priester ohne Weib sei dieser Vaterliebe fähiger: und diese widernaturliche Behauptung unterstüzt er mit einem Gemälde, das er uns von dem heiligen Paulus aufstellt, der gleichfalls sein Leben ohne Weib zugebracht hat. Darüber

nur ein paar Fragen an den H. Sambuga: kann der Monarch, der Fürst, der Minister, der Beamte von der obersten Stuffe bis hinab auf die niederste, der eine Gattinn hat, seine Pflichten nicht mit der pünktlichsten Genauigkeit erfüllen? oder anders, aber das nämliche gesagt, ist jeder Lai in einem wichtigen Amte mit einer Frau, die er, nach Einsezung Gottes, durch ein Sakrament empfangen hat, ein Schurke, weil er nicht Hagestolz, nicht Cälebs ist? — Wie kann der Mann ein Vaterherz gegen seine Heerde haben, dem es ein Verbrechen ist, Vater zu seyn? — Wird er weniger wachtbar seyn auf seine Heerde, wenn sich diese um einige Köpfe vermehret hat? — Bildet sich denn der ganz geistige Herr Prediger ein, der Pfarrer werde den ganzen Tag und Nacht in ehelichen Umarmungen verschmachten? — Wird der Priester mit dem Sakrament der Ehe nicht auch die angehängte Gnade empfangen, wie beim Sakramente der Priesterweihe? — Wird die Gnade des ersten die Gnade des lezten dilgen? — Sind alle Priester Pauli? — Hat Herr Sambuga der lieben Wahrheit willen so gesprochen: oder war es um eine Präbende, oder um sonst etwas zu thun? — Gewinnt der verehelichte Priester nicht mehr Zeit für sein Amt, wenn seine Gattinn die Hausgeschäfte besorgt? — Leben alle Geistliche, wie Hr. Sambuga auf der 44 Seite, vom Willen

des Vaters? — Weiß Herr Sambuga kein anderes Bild einer geistlichen Ehe, als jenes auf der 44 Seite? — Warum sollten die geistlichen Ehen fruchtbarer seyn? — Reden Sie Herr Prediger, auf der Seite 56 nicht ein bisgen im Pharisäer Tone? — Lesen Sie den Paulus: man soll sich der Gabe der Enthaltsamkeit nicht rühmen, sagt der Apostel. Sie, Herr Prediger, werden doch unter Joseph und Pius jene finstern Zeiten nicht besorgen? — — —

Im dritten Theile zeigt der eifrige Mann Gottes, nachdem er sich den Schweiß abgetrocknet hat, seinen andächtigen Zuhörern noch kurz: **Der ehelose Stand sei dem Amte und den Verrichtungen der Seelsorger kaum entbehrlich.** Er fängt beim Predigtamte an, und sagt, der Priester müsse sich den Aposteln gleichförmig machen. Diesen habe Christus aufgetragen, in die ganze Welt zu gehen, und allen Menschen das Evangelium zu predigen: und nach diesem noch angerathen, sich von allem los zu reissen, von Vater, Mutter, Weib, Kindern, und Geschwisterten: folgleich müßten die Priester das nämliche thun. Aber ums Himmels willen, was das gefolgeret ist! Die Apostel hatten von Gott nur den Rath und keinen Befehl: Die Apostel mußten damals den Glauben, der in seinem Entstehen war, verbreiten, und der ganzen Welt das Evangelium verkünden:

also wären ihnen bei dieser Reise Frau und Kinder nur zur Last gefallen. Dann macht der H. Kapellan einen Seitensprung, und sagt, daß die verheirateten Priester ohne Aergerniß und Schande nicht von Enthaltsamkeit predigen könn ten. Aber zu was davon predigen? etwa die Leute zu Narren zu machen, und Klöster mit Mönchen und Nonnen, und die Hölle mit Seelen zu füllen? Von standesmässiger Keuschheit zu reden, deucht mich, wäre schiklicher, und das könnte der verheiratete Priester ganz wohl, und weit besser, als izt mancher ehelose, Dommherr, Bischof, besser, als der selige Bischof von Angers. Kurzum, Herr Sambuga: der rechtschaffene Geistliche, der sich gemäß dem Evangelium beträgt, darf von allen Gegenständen des Evangeliums reden. Oder könnte etwa der geehligte Priester nicht nach den Grundsäzen des Evangeliums leben? Schämen Sie sich, Herr Kapellan, Ihres Zweifels an der Seite 60, an der Rechtschaffenheit des Johannes, wenn er eine Frau gehabt hätte? Wer hätte den Mann zum Schmeichler und Schurken gemacht: Frau, oder Sakrament? — Wieder eine Frage: warum soll der Geistliche, der eigene Kinder hat, die Kinder seiner Gemeinde im Christenthume nicht unterrichten können? wird er nicht vielmehr zu Hause in seiner eignen Schule lernen, sich mit Herablassung und Geduld der kleinen, Fähigkeit ungebildeter Selen

zu nähern; wird er nicht selbst als Vater aus Erfahrung lernen, Nachsicht gegen fremde Kinder zu tragen, die er gegen eigene tragen muß? — Aber genug von solchen Kleinigkeiten; ich käme an kein Ende, und beleidigte dabei die gesunde Vernunft, wenn ich fortführe, Bedenklichkeiten zu rügen, die beim ersten Anblike die Farbe verrathen, mit der sie überkleistert sind. Mit Einem Grunde thut Herr Sambuga meisterlich groß; er sagt: der verheiratete Priester würde die Krankensorge vernachläßigen, weil ihn seine Gattinn und Kinder aus Besorgniß für seine Gesundheit davon abhalten würden. Mich wundert recht sehr, daß dem Herrn Prediger dabei die Aerzte und Wundärzte nicht zu Sinne gekommen sind, die doch seinen Einwurf ganz zernichten. Der Wundarzt muß die ekelhaftesten, anstekendsten Wunden betasten; er muß, wie der Gesundarzt die unreinste Luft, die gefährlichste Ausdünstung einathmen, den Kranken beim stärksten Paroxismus beobachten, und sich oft der augenscheinlichsten Gefahr einer tödlichen Krankheit und des Todes aussezen: und hat dabei doch Frau und Kinder, die er eben so sehr liebt, als Herr Sambuga seine Gattinn lieben würde, wenn er ungesehen eine haben könnte.

Am Ende der allerliebsten, herzbrechenden Sermone, apostrophirt der Zelot seine gerührten Zuhörer, und bittet, sie möchten doch den Geistlichen

keine Gutthat erweisen, die sie nicht wollen. Aber wer hat Sie zum Sprecher gewählt, wer hat Ihnen gesagt, daß die Geistlichen keine Frauen wollen? Ich seze in Deutschland eine Zahl von 80000: und aus diesen begehren gewiß 79000 Weiber. Wissen Sie was, Herr: zwingen wird man Sie nicht: bleiben Sie immer hagestolz, füllen Sie ihren Kasten mit Gold — Sie sollen kein Weib haben: aber dafür jährlich eine Geldbuse für Ihr Hagestolziat bezahlen. Nur der nehme ein Weib, der kann, und mag.

Ich bin müde, Hochwürdiger, nicht vom Schreiben, sondern vom Lesen des rednerischen Unsinnes. Leben Sie wohl, und machen Sie sich gefaßt, von den Vortheilen des Staates aus den Ehen der Geistlichen einige Beweise zu lesen. Noch einmal leben Sie wohl.

den 6ten April. 1782.

W — o — g.

Freund!

Schon gut mein Freund; gefaßt bin ich schon, Briefe von den Vortheilen des Staates zu lesen. Rüken Sie einmal aus mit ihrer Mannschaft, und lassen Sie uns sehen, wie glüklich Sie den Staat zu machen gedenken. Ich bin so eigensinnig eben nicht, daß ich mir den Kopf nicht zurecht sezen lasse, wenn man mich überzeugt, daß er krum steht.

Mit

Mit dem Herrn Sambuga, Prediger zu Mannheim, haben Sie sich lange und tapfer herum geschlagen. Ich habe seine Rede mit Aufmerksamkeit gelesen, und, so gut katholisch ich denke; so kam mir doch das Ding ein bisgen zu übertrieben vor. Wie ich sonst in allem, darinn ich mich nicht herausfinden kann, zu meinem Pfarrer L... die Zuflucht nehme; so machte ichs auch bei dieser Schuzrede. **Es sind doch, sagte er, nicht alle, welche Priester werden, Jungfrauen, und nicht alle bleiben als Priester auch zugleich Jungfrauen. Die Jungfrauschaft ist nach dem Geiste des Evangeliums gerade so, wie die Armuth nach dem Geiste des Christenthums ist. Beides waren im alten Testamente unbekannte Namen: im neuen sind sie Räthe des Evangeliums. Aber zu Geboten gemacht sind sie wider den Geist des Evangeliums. Warum hat dann Sambuga nicht für die evangelische Armuth zugleich geeiferet; warum hat er nicht bewiesen, daß jeder Geistliche ein Capuciner seyn müsse? Ich bin versichert, daß die Armuth eben so evangelisch, als der ehelose Stand, daß Sie den Vortheilen des Christenthums eben so beförderlich, und den Verrichtungen der Seelsorger eben so unentbehrlich ist. Denn es ist noch wirklich eine Frage, ob Frau, oder zeitliches Eigenthum das Herz des Priesters,**

und seine Sorge für die christliche Gemeinde mehr, und beständiger theile. Die Beleuchtung dieser Frage könnte man mit unsern Bischöfen machen. O welch' eine herrliche Sammlung von Zeichnungen! jeder Patriot würde sein Aug abwenden ab dem Greuel — — — Da seufzte L . . . sah' gen Himmel, wie Pius zu Augspurg beim Abbt von Ochsenhausen. Wessen Blike waren inniger aus der Seele? Leben Sie gesund, Freund, und schiken Sie mir bald was von ihrer Mannschaft.

den 18ten April. 1782.

K — u — r.

Hochwürdiger!

So gefallen Sie mir, Hochwürdiger; wenn Sie nicht einseitig nur auf jene Seite sich wenden, wohin Vorurtheile und Ihr Rok Sie hinziehen. Ich kann Ihnen bei allem, was heilig ist, den gewissenhaftesten Schwur thun, daß ich meinen Saz von der Nothwendigkeit den widerrechtlichen Zwang zum evangelischen Rathe des Cälibates, nicht aus der herrschenden Neuerungs- und Reformationssucht behaupte, und nicht aus unheiligen, unreinen Absichten. Ich rede aus Ueberzeugung, und wenn es mir möglich ist; möchte ich Wien und Rom auch von dieser Wahrheit

überzeugen. Ich bin gewiß nicht der einzige, der so denkt: und ich schwöre, daß ich, wenn ich gleich Millionen dabei zu verlieren hätte, eben so denken, und, stünde es in meiner Macht, der erste seyn würde, die Geistlichen von diesem unnatürlichen, gezwungenen, Vernunft- und Schriftwidrigen und schädlichen Joche zu befreien.

Aber Rom findet dabei sein Interesse nicht; und der Staat mag ihretwegen immer Staat bleiben, er mag auch dabei gut oder schlimm fahren. Dafür bekümmern sich diese Herren nicht, welche pur das Geistliche besorgen, und das Zeitliche nur so gelegenheitlich mitnehmen. Doch ich dächte, die Vortheile des Staates sollten ihnen wenigst so viel angelegen seyn, daß sie selbe nicht zu hintertreiben suchten. Aber durch das Gesez der Ehelosigkeit haben sie den Feinden des Staates in die Hände gearbeitet; sie haben die Bevölkerung gemindert, die Industrie gehemmet, und seine Grundfeste erschüttert. Ich muthe dabei der Kirche keine üble Absicht zu; doch geschieht oft so etwas ohne schlimme Absicht. Aber gute Absicht hält den Staat nicht schadlos. Erschröken Sie nicht, Hochwürdiger, wenn Sie das lesen. Sie dörfen es aber auch nicht so gerade zu aus Gefälligkeit glauben. Ich bin Ihnen und der Wahrheit Beweise schuldig. Sie sollen diese haben.

Man hat über Bevölkerung schon vieles behauptet, und vieles geläugnet. Dabei bleibt doch immer wahr, daß sie sehr merklich angewachsen wäre, wenn seit Luthers Reformation allemal nur der zehnde Priester geheirathet und der zwanzigste Kinder gezeuget hätte. Die Kinder der ehelosen Priester können hier nicht in Betrachtung kommen, noch weniger den Schaden ersezen, welchen die Bevölkerung erlitten. Aber fort über dies zu einer andern Bemerknng.

Ich wohne, wie Sie wissen, in einer Stadt, in welcher viele Hurerei getrieben, und sehr wenige ehelose Kinder gezeuget werden. Ich glaube, dies sei das Schiksal nicht nur dieser Stadt, sondern beinahe aller in unserer Monarchie. Hieraus folgt denn meistens, daß entweder die Art der Hurerei widernatürlich, oder die Geilheit zu ausschweifend, und ohne Heikelkeit unersättlich, oder die Personen zur Zeugung untauglich seyn. Dieses macht mich nicht ohne Grund für die Bevölkerung in die Zukunft bekümmert; um so mehr, weil die Fruchtbarkeit zur Zeugung bei Verheiratheten überhaupt nach den Stufen abnimmt, nach welchen unordentliches Leben, und ausschweifende, unnatürliche Geilheit unter den Ehelosen zunimmt. Herr Ogee bemerkt in seinem Dictionaire historique & geographique de la province de Bretagne. Nantes. 2 Tom. 1778 & 79 folgendes: „Wenn man die Jahre 1773, 74, 75, 76, in

„ einander rechnet; beträgt die jährliche Zahl der „ Gebornen 338652, der Ehen 80,782, und „ der Gestorbenen 376,472. Der traurige Uiberschuß „ der leztern Zahl über die erste ist ohne Zweifel „ eine Wirkung der ausschweifenden Lebensart, des „ Luxus, des Elendes, der Epidemien. „ Wir haben also schon heimliche Feinde der Bevölkerung unter uns, welche das Daseyn mancher tausend Geschöpfe vor dem Entstehen zernichten. Wozu ernähren wir unter uns einen öffentlichen Feind der Bevölkerung, welcher mit frecher Stirne die Absichten des Schöpfers störet, die Welt zur Einöde machen hilft, und sich dabei **nothwendige Tugend** nennen läßt? Ein kirchliches Gesez schaft gezwungne und unzählbare Hagestolze, da bürgerliche Geseze diese sonst nicht dulden wollten: und man will zweifeln, ob die gebotene Ehelosigkeit Aufruhr gegen den Staat, und Verlezung seiner Vortheile sei?

Hier könnte ich schliessen, Hochwürdiger; aber ich will weiter schreiben, und aus den Vortheilen des Staates aus der Priesterehe nur die wichtigsten berühren. Der Brief wird freilich etwas lange werden: aber es sei; Wahrheit und Gemeinnüzigkeit, hof' ich, wird weder Sie, noch sonst jemanden ermüden. Ich seze den Fall, die Bevölkerung gewänne in ihrer Ausdehnung, oder deutlicher zu reden, in der Zahl der neuen Glie-

der des Staates durch die Freiheit vom Zwange zum Cälibate nicht so viel, als sie doch wirklich gewinnen würde; so entstehen aus dieser Freiheit dennoch so ungemein grosse Vortheile, daß es mich wundert, warum der Staat nicht lange schon ein aufmerksames Aug darauf geworfen hat. Ich hab' es schon einmal gesagt, und kann es nie genug sagen, daß der Geistliche, der nicht nur im figürlichen Verstande, sondern auch im natürlichen, nach der Einsezung Gottes, Vater seyn dörfte, ein besserer Lehrer, besserer Hirt, besserer Rath, und in jedem Betracht ein besserer Mensch seyn würde, und daß er seine Kinder als nüzliche und christliche Bürger des Staates erziehen, und seine Gemeinde durch ein anschauendes Beispiel das nämliche lehren würde. Die Beweise meiner Behauptung liegen ganz offen in der Natur der Sache. Geben Sie unserm lieben Pfarrer L . . . eine Gattinn. Diese wird in ihrem Kreise eben so thätig und unermüdet die kleinste ihrer Pflichten mit Genauigkeit erfüllen, wie der Mann die seinigen erfüllt: dadurch wird er von einer ungeheuren Last befreiet, die ihn izt drükt, und die ihm nicht nur Zeit, sondern auch oft den Muth benimmt, seine Fähigkeiten so weit auszubreiten, und so gemeinnüzig zu werden, als er wünschte, und als er mit einer Gattinn gewiß seyn würde. Das Aug des Schülers steht immer fest auf den Lehrer

geheftet: das Aug des Dieners auf den Herrn: das Aug des Volks auf den Hirten. Von diesen empfängt es die Vorschriften des Evangeliums, von diesem die Regel eines christlichen Lebens. Aber mit dem Unterrichte, der blos in Worten besteht, noch nicht zufrieden, fodert es noch eine wirsamere Lehre, das Beispiel: es will sehen, wie leicht sich die Lehre Gottes, aus des Pfarres Mund in ihre Herzen gelegt, in Ausübung bringen lasse: es siehet auf jeden Schritt des Pfarrers: und Heil dem Manne, dessen Schritte getreue Folgen der gegebenen Lehre sind! Gesellschaftlicher Umgang, eheliche Liebe und Zufriedenheit, und Kinderzucht hängen alle an einer unzertrennlichen Kette, und sind wesentliche Stüke des wirksamen Christenthums. Wenn nun das Volk sein Aug hierauf wendete auf den Pfarrer, und seine Gattinn, und sehe — eheliche Liebe, verstärket durch die festen Bande der Zärtlichkeit für gemeinschaftliche Kinder, Gefälligkeit von beiden Seiten, in die Wett' eiferndes Bestreben sich jede Last zu erleichtern, jede Freude zu theilen, jeden Kummer abzuwenden, oder zu versüssen! wenn es sehe — — das vollkommnenste Zutrauen, den zwanglosesten, freundlichsten Umgang, eine gänzliche Ergebung, ein einziges, ungetheiltes Interesse, das Entgegenkommen der Seelen mit Achtung, Ergebenheit, Freude, Trost, Diensten, und Zuversicht, womit

das kranke Gemüth des einen sich an den Busen des andern lehnen, und Unterstüzung, und Erleichterung, wenigst die wärmste Theilnehmung erwarten darf ——— würde das Volk, wenn es das alles anschauend selbst im Pfarrhause sehen könnte, die Lehre des Pfarrers von Einigkeit und ehelicher Liebe nicht besser fassen, in Erfüllung bringen, und ein Volk ausmachen, welches Gottes Segen, und der Menschen aufrichtigste Liebe, und eigne Glükseligkeit des Herzens in der völlesten Maaß geniessen würde? Von der Erziehung läßt sich das nämliche sagen. Das Volk würde durch das lehrende Beispiel des Pfarrers seinen Unterricht eher und begieriger fassen, sich es zur Pflicht machen, und zur Ehre rechnen, eben so gut gezogene, und christliche Kinder zu haben, wie der Herr Pfarrer. Und gewiß das kräftigste Mittel, die Kinderzucht zu bessern, und den folgenden Staat rechtschaffen zu bilden, wäre die Freiheit der Geistlichen, heirathen zu dörfen. Ich erkläre mich darüber etwas genauer.

Liebe deinen Nächsten: ist das große Gesez der Religion Jesu. In diesem einzigen Gebote sind alle Gebote und Pflichten in Rüksicht des Nebenmenschen enthalten. Diese Liebe fodert den Menschen zu jeder edlen That auf; sie macht es uns zur Pflicht, den Kreis unserer Thätigkeit so weit zu verbreiten, als es uns möglich ist, und jede Tugend des

Christenthums mit Vergnügen und nach ihrem ganzen Umfange zu üben. Welche Tugend aber schließt mehr Freude in sich, welche hat mehr seligere Folgen, als das Vermögen, der Welt würdige Bürger, und dem Himmel selige Innwohner zuzuführen? jeder Mensch muß darinn arbeiten, jeder Mensch seinem Bruder Muster und Beispiel werden: in einem vorzüglich hohen Grade aber ist dies die Pflicht des Seelsorgers, und Pfarrers. Nach seinem Beispiel richtet sich das Betragen seiner Untergebenen mehr als nach allen seinen Lehren. Wie vortheilhaft muß es also für eine Gemeinde seyn, der die gute und christliche Erziehung der Kinder des Pfarrers selbst die treflichste Schule wird? — Die ganze Würde eines Menschen, sein eigen, und oft das Wohl ganzer Familien hängt einzig von der Erziehung ab: die ersten Eindrüke auf die Seele des Kindes haften am stärkesten, haften immer: und ihr Einfluß ist auf das ganze künftige Leben wirksam. Gott! welche Aussichten, welche Hofnungen in die Zukunft, wenn der Geistliche die Erlaubniß erhält in seinem eigenen Hause Gatte und Vater seyn zu dörfen! die Söhne der Pfarrer würden einen guten Grund der Wissenschaften, Unschuld der Sitten, Gesundheit und Rechtschaffenheit in die große Welt mitnehmen, und dann in allen Ständen angesezt werden können. Die Töchter würden wenige, vielleicht gar

keine, der städtischen Laster kennen; fern vom Müßiggange, der in Städten einen großen Theil des Tages wegzehrt, würden sie gesucht, wenigstens wegen ihrer Wirthlichkeit, in Städte hingezogen werden; manche arme Städterinn würde dagegen, da sie sonst sizen bliebe, von Geistlichen, die Vermögen und eheliche Eigenschaften haben, gesucht; und so würde das, was allerdings zu wünschen ist, bewürket werden, nämlich die Aufhebung des Abstandes zwischen Stadt und Land. Wäre das nicht das sicherste und tauglichste Mittel zur Verbesserung des Erziehungsgeschäftes, zur Abstellung der schwarmenden Eitelkeit, des Luxus, und des Müßigganges?

Vom stärkeren Umlaufe des Geldes, von Verbesserung des Akerbaues und der Manufakturen, von der größeren Anhänglichkeit an den Staat, und Theilnehmung an seinem Interesse und von Verbesserung der Geistlichkeit, habe theils Ich, theils andere schon geredet, daß es ganz überflüßig wäre, hier wieder ins besondere davon zu reden. Eine einzige Bemerkung seze ich noch bei.

Durchwandern Sie in ganz Deutschland alle hohe Schulen, alle Seminarien, und durchforschen Sie Mann für Mann alle Individua, die im Begriffe sind, dem geistlichen Stande sich zu widmen. Bei jedem Subjekte, einige wenige

ausgenommen, werden Sie unfehlbar zwei Stüke antreffen: Erstens eine geringe Fähigkeit und geringes Studium, zweitens keine oder schlechte Aussicht zur Versorgung im weltlichen Stande. Woher das, mein Freund? — offenbar vom Geseze der Ehelosigkeit im geistlichen Stande. Wie viele Vortheile, wie viele trefliche Köpfe muß Kirche und Staat entbehren, — weil man noch immer eigensinnig genug ist, Bande fest zu halten, die man nie hätte binden sollen, und die Gott, der Stifter der Kirche, keinem einzigen umgeworfen hat! — Bleibe man bei allen diesen Vortheilen noch blind und nachgebend genug, der römischen Oekonomie einen Bükling zu machen, und die Sache bewenden zu lassen, wie sie war, und ist, kurz, wäre Joseph nicht Joseph, so — — ich bin eben kein Prophet, aber blind bin ich auch nicht — so — könnte es kommen, daß wir nach und nach wieder zurük gewälzt würden, in den häßlichen — Hildebrandismus! und nimmt sich Joseph Eurer nicht an, meine liebe Geistliche; so müßt ihr harren, und viele aus Euch — verdammet werden. Hier, mein Theurer, denn ich denke, daß Sie nun auf meiner Seite sind, ist noch eine Bittschrift: Lassen Sie diese gelangen zum Throne des großen Menschenfreundes Josephs, daß Er spreche — Amen! Leben Sie wohl,

Freund; den nächsten Sonnabend erwarte ich Sie, und den Pfarrer L...

den 15. Mai. 1782.

W — o — g.

Monarch!

Vater!

Noch einmal rufen wir zu Dir, Vater, um die Rechte der gedrukten Menschheit, um Freiheit! Sieh herab vom Throne: Kinder flehen um Hilfe des Vaters: Sieh herab vom Throne — es ist um Kinder zu thun, und um Seelen deiner Kinder. —

Sieh! Deutschland, Europa, der Erdenkreis heftet sein erstauntes Antliz auf Dich; der Staat erwartet von Dir seine Blüte, die Religion ihre Reinigkeit, und wir arme Diener der Religion — unsere Glükseligkeit, und die geraubten Rechte der Menschheit. Kannst du bei so mächtigem Rufen deine Ohren verschliessen, dein Herz verhärten?

Noch einmal, noch tausendmal rufen wir zu Dir, Vater: gieb uns Gattinnen! Kröne die unübersehbare Reihe deiner herrlichen Thaten mit der herrlichsten; mit einer That, die den Staat beglüke, die guten Sitten emporbringen, die

Religion und den Priesterstand erhebe, und das Herz deiner gefesselten ungüklichen, ehelosen Kinder beselige.

Die dreifache Krone darf Dir nicht erst zuniken: Du hast niemanden zu fragen, wenn Du rund um dich beglüken, und Ketten brechen willst, die Gott, der Stifter, und das Evangelium, die Säule der Kirche, niemanden umwerfen — Du hast niemanden zu fragen, als nur — Dein Herz, Dein großes, Dein edles Herz. Gieb diesem Gehör, und unser Flehen ist erfüllt: und Du sollst mit der Wonne eines Gottes Millionen deiner Kinder um deinen Thron hören, ihr Dankgefühl Dir zustammeln, die Diener deiner Religion sammt ihren Gattinnen, und Myriaden blühender Kinder, und Kindeskinder, deren Schöpfer Du warst. Amen! Amen! Amen!

N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.
N. N. N. N.

Meine Predigt an das Volk gegen die Vorurtheile wider die Priesterehe.

Als eine Vorbereitung zur Aufhebung des Cälibatgebotes.

Wien, 1784.

Um der Hurerei willen soll jeder Mann sein Weib, und jedes Weib seinen Mann haben. 1. an die Korinth. 7, 2.

Liebe Brüder in Christo dem Herrn!

Heute, dem Allmächtigen sei es gedankt! sind es volle 39 Jahre, daß ich in meiner Antrittsrede vor Gott, meinem und eurem Richter, das Amt eures Hirten übernommen, und Euch von ganzem Herzen auf das feierlichste angelobet habe, alle die Pflichten mit der pünktlichsten Genauigkeit, und unverbrüchlichsten Treue zu erfüllen, die mit diesem Hirtenamte verbunden sind, und die Ihr mit Recht von mir fodern konntet. Mein Kopf, der zur nahen Grube reist, und mein Herz, das den göttlichen Richter ohne Schröken erwartet,

hassen jede Lüge: und zu was auch so ein Betrug, dem mein eigen Gewissen laut genug widersprechen würde? Mein Herz also giebt mir in jeder Rüksicht das tröstende Zeugniß, daß ich alles erfüllet habe, was mein Stand und mein Amt mir auferlegt hatten. Ich liebte Euch, wie ein Vater seine Kinder liebt: Ihr selbst werdet es bezeugen, daß Ihr auf meiner Stirne nie Schwermuth sehet, als wenn einem aus Euch es Uebel gieng; nie grössere Frölichkeit, als wenn Glük eure Schritte begleitete. Mein Leben stund für euer Wohl immer bereit, und selbst meine Seele würde ich für eure Seelen mit dem Paulus geopfert haben. Ich sage das nicht um mich wegen diesen Handlungen zu erheben: Denn was hab' ich mehr gethan, als meine Pflichten erfüllt? und wenn wir alles gethan haben, was wir thun mußten, was sind wir mehr als unnüze Knechte? Ich sag' es nur deswegen, um auch Euch entgegen das ungeheuchelte Zeugniß zu geben, wie treu Ihr meiner Leitung gefolgt, meinen Lehren nachgekommen, meinen Ermahnungen folgsam gewesen seyd. Die Gnade des Herrn hat mit Euch und mit mir gewirket, und Euch durch eine lange Erfahrung bewiesen, wie selig die sind, die treu auf dem Wege der göttlichen Gebote wandeln, und im Angesichte des Allmächtigen an seiner Hand fortschreiten. Zu dieser Seligkeit, meine

Lieben, kömmt noch das unschäzbare Glüke, daß unsere Tage in dieses Zeitalter gefallen, daß wir in österreichischen Staaten geboren, daß wir des grossen Josephs Unterthanen, des grossen Menschenfreundes und des gütigen Vaters Kinder sind! Ich hab' es Euch sowohl in meinen Kanzelreden, als katechetischen Unterrichten, und in freundschaftlichen Unterredungen gezeigt, mit welch unermüdetem Fleisse Vater Joseph durch seine weisen, christlichen, heilige Verordnungen, sich bestrebe, Gottes heilige Religion zu ihrer ersten, ursprünglichen Einfalt, zu ihrer wesentlichen Reinigkeit zurükzuführen, die Dunkelheit, womit sie durch irrführende Zusäze, wie in einem Nebel eingehüllet war, zu zerstreuen, den Aberglauben, der sie entstaltet, und unkenntlich gemacht, und erschweret hatte, zu verdrängen. Ihr habt auch durch meine Vorstellungen geleitet, die Nothwendigkeit dieser Unternehmungen eingesehen, den Nuzen seiner Verordnungen begriffen, Euch auf die glüklichen Folgen mit Innigkeit gefreut, und auf die Blödsichtigen, und Boßhaften gezörnet, die sich diesen edlen Bemühungen entgegen sezen, und weil sie den hellen Stral der Wahrheit entweder nicht ertragen konnten, oder im Trüben, wie man zu sagen pflegt, fischen wollten, mit aller Gewalt, womit sich Bosheit auszurüsten pflegt, unter den Weg treten. Erhaben über alle

diese Feinde der Wahrheit geht Joseph unüberwindlich seinen Weg fort, lacht der Grasmüken, die sich auf seine Last sezen, um das Fortschleppen zu hindern, und arbeitet vor Gottes Angesichte zur Vollkommnung seiner Ehre, und zum Wachsthume eures zeitlichen und ewigen Glükes. Er hat den Bischöffen, die ihre Gewalt unmittelbar von Gott haben, das Recht eingeräumt, Euch von jenen Sünden loszusprechen, die ihr sonst mit Verlust eurer Gesundheit und Geldes nach Rom hättet reisen müssen: Er hat nach dem gütigen Geseze und Beispiel Jesu verboten, die Glaubensgegner zu hassen, zu verfolgen, und mit dem Schwerdt in der Hand, das Evangelium zu predigen; sondern im Gegentheile befohlen, alle eure Brüder, Ebenbilder Gottes, zum nämlichen Himmel geschaffen, wie Ihr, zu dulden und mit christlicher Liebe in dem Herrn zu umfangen: Er hat den Müssiggang, die Quelle der Sünde, aus den Klöstern verbannet, und Menschen, die zur Arbeit bestimmet sind, dem Staate und der Kirche wieder geschenkt: Er hat den unnüzen Reichthum aus den Klöstern gehoben, und selben dazu verwendet daß dort, wo keine Seelsorger sind, und wohin das arme Volk oft drei bis vier Stunden im Schnee nnd Regen, in Kälte und Hize zum Gottesdienste laufen mußten, neue Pfarreien zum Trost und Unterrichte seiner Unterthanen aufgestellet würden:

Er hat Priesterhäuser errichtet, damit in diesen junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen wolten, in den Wissenschaften und den Pflichten, die diesem Stande angemessen sind, unterrichtet, und gebildet werden sollten. Kurz Josephs Arbeiten, und Absichten zielen alle dahin, seinen Staat blühend, die Religion ehrfurchtsvoll, und seine Unterthanen hier, und jenseit des Grabes glüklich zu machen. Denket euch den Monarchen unter der Last eines so weitaussehenden Werkes; denket seine Starkmuth, womit er gegen so viele Hindernisse kämpfen, seinen Eifer, womit Er unaufhaltsam seinem Zweke zueilet, und nie ermüdet — und staunet! Ja, nie ermüdet, meine Lieben: Denn noch schlummern tausend Funken in seinem Busen, die sich zu leuchtenden Stralen bilden, und im Glanze der Wahrheit die veralteten Finsternisse des Aberglaubens zerstreuen werden. Von einem dieser kommenden Stralen will ich heute mit euch reden, liebe Brüder: er wird euch blenden; aber bliket hin in die frohe Zukunft, und gewöhnet izt bei der sinkenden Dämmerung euer Aug an das werdende Licht. Ich werde von der Priesterehe reden, meine Brüder: bebet nicht ab dem Gedanken, und gönnet mir jene Aufmerksamkeit, und jenes Zutrauen auch diesmal, womit Ihr meine Reden, Unterrichte, und Gespräche bis auf diese Stunde unermüdet und gelernig angehöret habt.

Mißtrauen gegen mich wäre wahrlich hier am unrechten Orte, und eine wirkliche Beleidigung: denn Ihr müßt es bei einem Blike auf meinen welkenden Körper von selbst sehen, daß nicht jugendliche Wärme, nicht Fleisch und Blut, nicht Muthwillen, nicht Lüste des alten Adams, sondern einzig Uiberzeugung, und Liebe zur Wahrheit mir meinen Mund öfnen. Der Allmächtige, der Herzen und Nieren durchforscht, kennt meine redlichen Absichten: Er gebe mir Deutlichkeit und überzeugende Kraft, und Euch Verstand und Licht.

Vortrag.

Die Einführung der Priesterehe ist allgemein nüzlich.

1. Nüzlich der Kirche;
2. Nüzlich dem Staate.

Erster Theil.

Die Einführung der Priesterehe ist für die Kirche nüzlich.

Eh' ich Euch die Gründe vor die Augen lege, womit ich diesen ersten Theil beweisen werde; muß ich nothwendig etwas weiter ausholen, und Euch belehren, welch eine Beschaffenheit es mit dem ehelosen Stande von Erschaffung der Welt an hatte: und dann auch, wie es zugieng, daß dieser Stand

endlich zum Gebot, und das von Gott eingesezte Sakrament der Ehe für eine sehr beträchtliche Zahl der Menschen zum Verbot geworden.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein bleibt, sagte Gott nach Erschaffung **Adams, wir wollen ihm eine Gehülfinn machen, die ihm ähnlich ist.** Gott schuf diese Gehülfinn, nannte sie Männinn **Eva,** gab ihr die vollkommenste Reize ihres Geschlechtes, stellte sie vor den **Adam,** und gab ihnen dann das ausdrükliche Gebot: **wachset, und vermehret Euch!**

Von den darauf folgenden Patriarchen findet man aus allen keinen einzigen, der sichs nur einmal ernstlich in den Sinn kommen ließ, auf Lebenslang sich des Ehegenusses zu entschlagen. Selbstvermehrung war ihnen das wichtigste Naturgesez: und gemäß dem Zeugnisse der Schrift bearbeitete jeder sein Talent von dieser Seite meisterlich. **Er erzeugte Söhne und Töchter, und starb,** heißt es kurz weg in ihren Geschlechtsregistern.

Auch ganze Jahrhunderte nach der Sündfluth war der ehelose Stand unbekannt. Aus der Zahl der Kinder ward jedem der geziemende Grad der Ehre, des Adels und der Macht bestimmt.

David wußte denen, die den Herrn fürchten, und seine Gebote erfüllen, keinen größeren Lohn zu versprechen, als **Gattinnen, gesegnet wie fruchtbare Weinstöke, und Söhne, wie junge**

Oelzweige, an der Runde des Tisches. Und selbst Gott machte seinen frommen Dienern im alten Geseze sehr oft die Verheissung, daß er ihren Saamen über die Sterne des Himmels und über den Sand des Meeres vermehren wolle.

Unfruchtbarkeit war Schande: und Fruchtbarkeit ward für Segen, und für Beweiß der göttlichen Gnadenwahl gehalten: den ehelosen Stand hielt man für Sünde wider die Natur.

Moses trug selbst dem Hohenpriester auf, eine Gattinn zu nehmen. Man findet überhaupt in der Geschichte des alten Gesezes nirgend eine Spur von einem Gebote des ehelosen Standes. Sehen wir aber auch auf die Geschichte unsers geistlichen Cälibatgebotes, so können wir mit kurzen Worten dieses sagen: Das geistliche Cälibatgebot war anfangs mehrere Jahrhunderte nicht: dann ward es fast niemals gesezmäßig beobachtet, und lieferte auch nie jenen Nuzen, den gute und weise Geseze liefern sollen.

In der ganzen Schrift lesen wir nirgend, daß der Heiland seinen neu gewordenen Christen, oder den Priestern seiner neuen Kirche, den Aposteln, einmal ausdrüklich befohlen hätte, lebenslang ehelos zu bleiben, die Weiber zu verlassen, und die Verehlichten von der Priesterweihe auszuschliessen. Im Gegentheile erhob er die Ehe mit aller

Feierlichkeit zum größten Sakramente, das nur allein die Ehre hat, seine ewige Liebe, und unzertrennliche Verbindung mit der heiligen Kirche vorzustellen.

Vom gebotenen Cälibate steht in der ganzen Bibel kein Wort: dafür empfohl der Heiland die eheliche Liebe bei jeder Gelegenheit mit dem größte Nachdruke, und untersagte es sogar allen Menschen ernstlich, sie sollten das, was Gott zusammen gesellet hat, nicht trennen. Jesus rief jeden ohne Unterschied zu sich, ohne nur einen einzigen darum zu fragen, ob er verheirathet, oder ehelos wäre.

Daß der Apostel Petrus verheiratet gewesen, sagt die Schrift *): und von den übrigen Aposteln sagen uns die Geschichtschreiber der ersten christlichen Kirche, daß sie alle, Paulus und Joannes ausgenommen, in der Ehe gelebt haben **). Und wenn die Apostel bei ihrem Predigtamte ihre Weiber verliessen; so geschah es nicht aus einem Gebote, sondern deswegen, weil sie in der Welt herumreisen, und mit Gefahr ihres Lebens das Evangelium predigen mußten.

Im zweiten und dritten Jahrhunderte nahmen viele Gelehrte die christliche Lehre an. Diese

*) Matth. 8. 14.

**) Ignat. Martyr. Epist. ad Philadelph. Cane antiquit. apost. c. 10. pag. 304. Fleury Histor. eccles. pag. 1.

brachten aus den Schulen des Plato und Pythagoras ihre Grundsäze mit, und verbreiteten sie in der Kirche zum Nachtheile der Offenbarung. Ihre Lehre war: Die Seele des Weisen muß von der Beflekung des Körpers, so viel als möglich abgezogen, und alle Wollust, welche durch die Sinne entsteht, vermieden werden. Aus dieser Lehre entstand in Aegypten das einsiedlerische, oder Mönchsleben, und damit nahm der ehelose Stand unter den Christen den Anfang.

Am Ende des dritten Jahrhunderts entstand die Lebensart in Wäldern und Wüsten: diese Mönche wuchsen bald zu einer solchen zahlreichen Menge, daß es 17 Jahre nach dem Tode des Antonius Abbts eben so viele Mönche in den Wüsten als Einwohner in den Städten gab *). Dadurch kam der ehelose Stand, als ein evangelischer Rath in den Ruf, und die Ehe fieug an verachtet zu werden.

Das vierte Jahrhundert ist eigentlich der unglükliche Zeitpunkt für den Ehestand. Obwohl die Aussprüche der Schrift für die Heiligkeit der Ehe allzu deutlich sind; so suchten doch die Mönche, und einige heilige Väter, die Wohlgefallen an dieser Lebensart hatten, die Ehe zu erniedrigen, wo sie konnten. Den ersten Versuch machten sie

*) Ruffin. Hist. Eccles.

auf der Provinzial-Kirchenversammlung zu Elvira in Spanien: in dem 33. Kanon ward beschlossen, daß alle Bischöfe, Aeltesten, Diakonen und Subdiakonen, bei Strafe der Absezung von ihren Aemtern, sich von Weibern, und Kinderzeugen enthalten sollten *). Nicht lange dernach ward eine Provinzial-Kirchenversammlung zu Ancyra gehalten. Diese beschloß: wenn ein Diakon bei seiner Weihe nicht öffentlich die Erklärung gethan, daß er gesonnen sei, zu heirathen; so sollte es ihm hernach nicht erlaubt seyn. Zu Neucäsaria wurden diese Verordnungen nachgeahmt, und beschlossen, daß die Aeltesten der Kirche ihres Amtes entsezt werden sollten, die nach ihrer Weihe geheirathet hätten. Im Jahre 325 wurde das berühmte allgemeine Concilium zu Nizäa gehalten. Man war bedacht, den Cälibat allgemein unter den Geistlichen einzuführen. Paphnutius, ein ägyptischer Bischof, widersezte sich: seine Meinung fand Beifall, und das Verbot der Priesterehe unterblieb. Was der Heil. Geist in dieser allgemeinen Versammlung nicht beschliessen wollte, das beschlossen zu Artes einige Bischöfe, und befahlen, daß kein Verheiratheter geweiht werden sollte, es sei denn, daß Mann und Frau die Enthaltsamkeit angelobten.

Am Ende des vierten Jahrhunderts fiel es endlich dem Pabste Siricius ein, einzeln, und eigenmächtig,

*) Fleury hist. eccles. Tom. 3. Conc. gener. Tom 1.

mehr zu gebieten, als je Gott und die Kirche bis dahin noch nicht geboten hatten. Er untersagte geradezu der ganzen Geistlichkeit Heirath und Ehegenuß. Bei alle dem aber wollte diese gebotene Enthaltsamkeit doch nicht allgemein werden: es lebten noch sehr viele Geistlichen im Ehestande. Da sich aber dies Verbot nach und nach sehr gewaltsam eindrang; nahmen die Geistlichen ihre Zuflucht dahin, daß sie Mädgen unter dem Namen, Schwestern, zu sich nahmen: aber diese Schwestern blieben nicht lange, was sie waren; sie wurden Beischläferinnen. Da alle Strafen, die man gegen die Uebertreter des Cälibatgebotes ergehen ließ, nichts fruchten wollten; gerieth Rom auf den ganz besondern Einfall, die nach dem Unterdiakonate angetretene Ehe für ungültig zu erklären. Aber auch dieses hatte nur diese Folge, daß die Geistlichen zwar nimmer im rechtmässigen, entgegen aber im ledigen Ehestande lebten. Endlich hörte der ehelose Stand der Geistlichen allenthalben wieder auf, und im 7ten, 8ten, 9ten und 10ten Jahrhunderte war jeder Geistliche, die Mönche ausgenommen, selbst in den Ländern, wo Kirchenversammlungen den ehelosen Stand eingeführet hatten, verheirathet. Auch Bischöfe in Spanien, Frankreich und England, lebten in der Ehe *).

*) Deyling obferv. mifcellan

Im 11ten Jahrhunderte, da die Päbste ihre Herrschaft gegründet hatten, Königen furchtbar wurden, und sich alle weltlichen Reiche zu unterwerfen trachteten; so war ihnen alles daran gelegen, die Ehelosigkeit der Geistlichen allgemein einzuführen, und sie damit vom Staate zu trennen, und desto fester an sich zu ketten. Die Päbste **Viktor** 2te, Stephanus 9te, und **Nikolaus** 2te, fiengen an, die Priesterehe abzuschaffen. Aber die Rechte der Natur, und des Evangeliums liessen sich die Geistliche so leicht nicht entreissen. Aber **Hildebrand**, Gregorius 8te wußte die Sache durchzusezen. Unbeweglich in seinen Entschliessungen segnete und fluchte er so lange, bis seinen Befehlen Gehorsam geleistet war. Die ganze Welt beinahe gerieth in Aufruhr: es entstanden Spaltungen, Kezereien, Todschläge, Ehebrüche, Abfalle vom Glauben: die Geistlichen, und selbst die weltliche Fürsten machten einige Jahrhunderte nach einander Vorstellungen, bitteten und flehten; aber umsonst: es blieb beim Alten, und man sprach noch über alle die den fürchterlichsten Fluch, welche nur Meldung von einer Aenderung thun würden.

Dies nun, meine lieben Brüder, ist im kurzen die Geschichte des Cälibatsgebotes. Daraus könnet Ihr nun sehr leicht selbst den Schluß machen: der ehelose Stand der Priester sei nichts weniger als ein Glaubensartikel; die Kirche hab'

ihn selbst von je her nur als eine blose veränderliche Kirchenzucht angesehen; der Monarch könne so eine Veränderung der Kirchenzucht von selbst vornehmen; es habe in den ersten Jahrhunderten des Christenthums auch ohne Cälibatgesez, wovon damals noch keiner Seele träumte, je nur im gemeinen christlichen Ehestande meist sehr fromme Gläubige, und rechtschaffene, eifrige Geistliche gegeben; es liege der heiligen Religion immer gleichviel daran, ob ihre Priester im Ehestande, oder ausser demselben tugendhaft leben; die heilige Religion sei doch immer gleich heilig, und unwandelbar; es sei bei der Aufhebung dieses Gebotes nicht von der Keuschheit (oder wird etwa diese durch die Ehe verlezt?) sondern von der Enthalsamkeit die Rede. Nun zu meinen Beweisen, daß die **Einführung der Priesterehe der Kirche nüzlich sey!**

Das Cälibatgebot, welches nach den empfangenen Weihen jeden Geistlichen zur beständigen Enthaltsamkeit verbindet, ist den Priestern, die es fesselt, zum Schaden, und den Laien zum Aergernisse: es veranlaßt allenthalben die verderblichsten Folgen, und besudelt das Heiligthum mit mancherlei Unrath. Geistliche sind in jeder Kleidung immer noch Menschen: Menschen, welche der lüsterene Leib bis zum Tode, oft nicht einmal bei den heiligsten Verrichtungen in Ruhe läßt: Menschen, ohne ihre eigene wissentliche Veranstaltung

und Zuthun, gegen dem ungleichen Geschlechte eben so heftig gereizt, wie Adam zum Baume des Lebens. Menschen sind sie, und bleiben Menschen, und dennoch — nur von einem Menschengebote durch Strafen und Flüche angehalten, sollten sie nun lebenslang — nur Engel seyn. Von dem Augenblike angefangen, wo man von einem Sterblichen sagen kann: Er ist einer aus uns, muß er auch auf alle seine Tage, für alle künftige Anfälle des Fleisches, für alle reizenden Versuchungen, und für alle Regungen, die immer in seinem Körper vorgehen mögen, heilig geschworne, und unwiederrufliche Bürgschaft leisten. Enthalten muß er sich dann immer und allezeit, ohne Rettung, als den Tod, zu hoffen: enthalten muß er sich, mags in seinen Gliedern hergehen, wie es immer will, und sollte es Gesundheit und Leben gelten; enthalten muß er sich: und zwar nicht, weil es Gott, sondern weil es Menschen befohlen haben. Du großer Gott, weißt es, wie mancher Priester, der gar keine Anlage, keine Neigung und Bestimmung zum ehelosen Stande hatte, sich tausend Zufälligkeiten opfern, und seinem endlosen Elende entgegen unter das Joch des Cälibates schmiegen mußte. Mein Sohn, sagten viele Aeltern, muß ein Geistlicher werden. Warum? damit er uns Ehre mache, damit er in einer guten Pfründe seinen Geschwisterten und uns wohlthun, und Nahrung und Ruhe reichen möge. Diese und andere

sehr unrichtige Gründe sind es, wodurch solche bestärket, und ganz unbiegsam gemacht werden. Der katholische Edelmann bestimmet einen seiner Söhne zum Besizer seiner Güter, und die übrigen — zu Domherren. In den bürgerlichen Familien verfährt man auf eine gleiche Art. Der kinderreiche Vater suchet einige seiner Söhne durch Pfarreien, und Beneficien zu versorgen. Endlich wird so ein unschuldiges Schlachtopfer, was es nach dem Willen seiner Aeltern seyn sollte — ein Geistlicher — ein Priester: aber schon fängt er an, seinen thörichten Entschluß zu verdammen: schon werden ihm die Pflichten seines Standes beschwerlich; er erfüllt sie schlecht, und kann sich durchaus nicht daran gewöhnen. Nun macht er die traurige Erfahrung, die er bei seiner Standeswahl unmöglich machen konnte. Sezen wir aber, der größte Theil der Geistlichkeit habe sich dem Gebote der Enthaltsamkeit immer nur mit der vollkommensten Einsicht, langwieriger Ueberlegung, und mit ganz ungekränkter Freiheit unterworfen, und sich die Vollziehung der Standespflichten recht ernstlich in den Kopf gesezt: sahen deswegen solche die Umstände und Gelegenheiten, die sich einem Priester oft auf eine ganz besondere Art darbieten, auch alle deutlich vor? Soll deswegen solchen die bekannte menschliche Schwachheit nichts mehr anhaben können? Werden deswegen solche eine

ungewöhnlich schwere Bürde auch lebenslang unverdrossen forttragen? kann ein Mensch wohl schon in seinen Jüglingsjahren für alle Zukunft Bürge stehen? kaum verlieren bei den meisten Priestern ihre geistlichen Amtsverrichtungen den entzükenden Reiz der Neuheit; so sehen sie ihren Stand schon mit ganz andern Augen an. Sie bemerken die ekelhafte Einförmigkeit, und fühlen den leidig leeren Raum im Innersten ihres Herzens. Der Umgang mit der Welt bringt ihnen Geschmak an Dingen bei, welche sie ehemals verabscheuten, oder gar nicht kannten, deren menschlicher Genuß ihnen aber nunmehr Gottesraub, Tod und Verdamniß ist. Sie werden mit Gottes ganzer Schöpfung unzufrieden, indem sie's nun einsehen und fühlen, daß sie für Leute ihrer Art nicht gemacht ist. Sie klagen, und fluchen, wenigst im Herzen, und unter Vertrauten, auf ihre jugendliche Erziehung, auf Lehrer, Gewissensräthe und Aeltern, durch die sie zu einem so widernatürlichem, freudenlosen, unerträglichem Stande verleitet wurden. Indessen beharrt die Natur immer unbeweglich auf ihren alten Foderungen.

Ein aufmerksamer Blik kann uns ganz von den schädlichen Folgen des Cälibates überzeugen. Stets von aller menschlichen Verbindung getrennt, in sich allein eingehüllt, sich allein überlassen, und, so zu sagen, ganz allein in der Schöpfung zu seyn, macht

natürlicher Weise schwermüthig, verdrossen, mürrisch, hartherzig, unthätig, äusserst faul, meist auch unwissend und wild menschenfeindlich. Ohne Antheil bei allen guten und bösen menschlichen Handlungen; frostig, eiskalt unter der glühenden Jugend; Steinern und schadenfroh reicht so ein Priester dem unglüklichen Jüngling, und dem noch unglüklichern Mädgen im Wirbel verzehrender Leidenschaften niemals mit einem Vaterherzen die Hand. Diese Fühllosigkeit ist auch ganz natürlich: die Jugendfreuden wurden ihm schon frühe ans seiner Seele gerissen. Ich litt eben das, denkt er sich, leid' es immer noch, und leid' es ohne Hilfe. Er sieht in den Händen der Jugend lieber Dörner, als Rosen: singt, lacht gewinnsüchtig bei seinen Pfarrrechnungen, wenn der Tod die Gattinn vom Gatten trennet, wenn er sie beide von den Umarmungen ihrer Kinder scheidet. Unerfahren in den menschlichen Empfindungen des Mitleids und der thätigen Nächstenliebe hat er sein Herz verschlossen, fühlt und unterstüzt kein Elend, geht vorüber, und denkt auf seine Ochsen und Felder, auf seinen Wucher, und wollte Gott, nicht sehr oft auf seine H***.

Aus dem Kreise einer wohlgeordneten Liebe, die bei der Schöpfung in jedes Menschenherz geleget worden, die in der Natur das Ganze bewegt, und hienieden des Menschen Glük macht und befördert, gewaltsam losgerissen, wandelt er einsam,

ohne menschlicher Handbietung in seiner Jugend, Mannheit, und Alter, hülflos in den Beschwerden dieses Lebens, verlassen im Krankenbette, verlassen, vergessen mitten in den Bedürfnissen der schwachen Menschheit; bei seinen ganz besondern Gebrechen des Körpers. Ist ein Priester (erlaubt mir meine Lieben, daß ich Dinge sage, die ich so gerne verschweigen möchte, die sich aber ungeachtet der Hülle, die man darüber zu ziehen sucht, laut genug von selbst offenbaren) ist ein Priester, aus was immer für einer Ursache, so unglüklich, daß er mit Schande gebrandmarkte — Kinder zurük läßt; so darf er zu Dämpfung des öffentlichen Aergernisses nicht einmal seine reumüthigen Thränen für die entehrte, geschwächte Menschheit ausschütten. Priester, dein Geschöpf wird der Spott, die Verachtung, die Schande der Nachwelt; mit dem Finger deutet man auf dein Blut, und spricht mit Hohn: Dies ist eine Frucht des Cälibates! — O, wäre das nur noch die einzige Folge! aber wenn der Sünderbekehrer, der Lehrer der Tugend, der Retter der Unschuld, der unreine Opferer im reinen Heiligthume bis zum Unvermögen eines Weichlings, eines Bösewichts, eines Mörders herabsinkt! Der Mann, der den Kindermörderinnen das sanfte Wort des Herrn, die Kinderliebe in das Mutterherz legen, das Mordmesser verlassener Mädgen aus den Händen winden soll — dieser wird zur

Rettung

Rettung seiner äusserlichen Priesterehre oft selbst der Mörder der noch ungebohrnen Unschuld: Die Hilflosigkeit der geistlichen Mutter sieht ihn in Unmuth, zagt vor den bevorstehenden Begegnissen, und geistlichen Kerkern: sie wagt, wagt den unmenschlichen Streich, versperrt dem noch unmündigen Zeugen, den der Erlöser ohne Ausnahme zu sich kommen hieß, den Mund, bevor er das Tageslicht erblikte, und sucht im Blute ihres Kindes ihre, und ihres Geliebten Ruhe, und Ehre, und Sicherheit. Dörfte ich reden, meine Geliebte, würden Euch alle Prozesse, die in diesem Punkte entstanden sind, vorgelegt; Ihr würdet heisse, blutige Thränen über den Schaden weinen, den der Zwang zum Cälibate, den Priestern, und durch sie der Kirche zugefüget hat.

Und was entsteht aus dem allem, meine Brüder? Mißtrauen, Geringschäzung, Verachtung, Aergerniß. Man erfährt es leider allenthalben, daß Weltleute, besonders auf dem Lande, wo sich jeder einzelne Mensch genauer, als im Gewimmel in der Stadt, bemerken läßt, von ihrem ehelosen Geistlichen immer viel schlechter und bösartiger zu denken gewöhnt sind, als je von Leuten ihres Standes. Wagt es irgend ein Geistlicher, ausser seinen geistlichen Verrichtungen in ein Laienhaus zu gehen; so nennt man sogleich das Mädgen, oder die Frau, welcher dieser geistliche Besuch gelten möchte. Hat

er Gefühl von Ehre, und ist er zu gesittet, als daß er in öffentlichen Zechstuben unter dem rohen Mostgesindel Ermunterung und Zeitvertreibe suchen sollte; so muß er zu seiner schmerzhaften Betrübniß erfahren, wie man ihn als einen widernatürlichen Sonderling verlacht, verachtet, scheut, und flieht, sich auf Kosten seines ehelosen Standes lustig macht, und dabei all seiner Priesterwürde vergißt. Schon vor der Entstehung des schädlichen Cälibatgebotes erwieß man den Priestern die geziemende Achtung, und gewiß herzlicher, und inniger, als nach der Entstehung. Die einzige Erinnerung, daß der Priester ein feierlich aufgestellter, geweihter Diener der Kirche sei, Lehrer der Religion, die unmittelbar von Gott kömmt, und einst von Gott selbst verkündiget ward: Die Erinnerung, daß der Priester die höchste Gewalt habe, die Jesus seinen Aposteln ertheilte, die Sünden der Mitmenschen aufzulösen, und zu binden; daß er Haushälter des allmächtigen Gottes sei, Ausspender der sakramentalischen Gnaden, ein Priester sey, der das grosse Erlösungsopfer, das der Sohn Gottes am Kreuze blutend seinem Vater für uns brachte, täglich auf dem Altare auf eine unblutige Weise neuerdings entrichte — diese Erinnerung vermochte bei dem Volke immer sehr viel. Wenn nun der Priester noch über das alle die schönen Eigenschaften an sich hätte, welche Paulus an jedem Bischofe und Priester foderte; wenn er nämlich das öffentliche

Zeugniß eines untadelhaften, nüchtern, klugen, ehrbaren, züchtigen Wandels hätte; wenn er gastfrei, gelehrt, kein Wucherer, kein Zänker, und weder Weinsäufer, noch Schläger, sondern eingezogen wäre; seinem Hause wohl vorstünde, und in aller Ehrbarkeit untergebene Söhne haben würde — müßte ihn dann nicht jeder vernünftige Laie von Herzen hochschäzen? Wie bald würde sich bei diesen glänzenden Eigenschaften, beim Meßopfer und bei den Sakramenten, welche in der griechischen Kirche meistens von verehelichten Geistlichen noch bis diese Stunde eben so gültig, wie in unseren sogenannten, römischkatholischen Abendländern aufbehalten sind, ohne Widerrede an die Ehre ihrer Geistlichen gewöhnen? Wäre es nicht immer Mode gewesen, daß sich so viele nur wegen Unterhalt, Gemächlichkeit, und Müssiggang, durch Ungestümm eroberte Empfehlungen zum Altare gedrungen, und ausser einem erbettelten Tischtitel, und dem lieben Alltagstalente, täglich einen ernährenden Messesold zu verdienen, selten wahre Tugend und Wissenschaft mit sich in den Priesterstand gebracht hätten; hätte die Kirche wenige, aber tugendhafte, gelehrte, und menschenfreundliche, und nach der Vorschrift des Apostels gebildete Priester erzogen: wozu wäre dieser unmenschliche und Sonderlingsstand einer gezwungenen Enthaltsamkeit nothwendig gewesen?

Es ist gewiß, meine lieben Brüder, und Ihr könnet selbst mit geringer Mühe die überzeugende Beobachtung machen, daß, jemehr man Priester, jene besonders, die einzeln über ganze weltliche Gemeinden das Hirtenamt zu besorgen haben, durch einen unbürgerlichen, einsamen Sonderlingsstand von aller geselligen Verbindung ihrer untergebenen Heerde entfernet, und ihnen ein Lebensart anweißt, welche von dem menschlichen Wandel ihrer Pfarr-Kinder in einem so wesentlichen Stüke unterschieden ist; — desto weniger sind sie auch im Stande die Pflichten ihres weitaussehenden Amtes genau und mit dem möglichsten Nuzen zu erfüllen. Unsere ehelosen Priester stehen warlich nicht in jenem Kreise, in dem sie doch nothwendig stehen sollten, um das dreifache, wichtige Amt eines Lehrers, Arztes, und Richters mit dem gehörigen Erfolge nach allen seinen Theilen genau zu erfüllen.

Zeige dich in allen Dingen selbst als ein Beispiel guter Handlungen, schrieb Paulus an den Bischof Titus. — Gedenket eurer Vorsteher, die euch Gotteswort geprediget haben, und sehet auf den Hergang ihres Wandels, sagt Paulus den Hebräern. Priesterliche Beispiele sind dem Volke allerdings nothwendig: sie reden, und rühren weit mehr, als jeder noch so nachdrükliche, mündliche Unterricht: sie wirken an das Herz, und reissen unvermerkt zur Nachfolge

dahin. Solche Beispiele sollte man dem gemeinen Mann immer vor das Aug zum Anschauen dahinlegen: und diese Beispiele sollten sich meistens auf die Pflichten des gemeinen Lebens, und des häuslichen Umganges beziehen. Die meisten Zweifel, und das wichtigste Anliegen findet der gemeine Mann immer nur in seinem Ehestande. Muster von ehelicher Keuschheit, Treue, Eintracht Vaterliebe, Kinderzucht, nachbarlicher Betragsamkeit, Menschenliebe sind gewiß in jeder Gemeinde nothwendiger, und gemeinnüzlicher, als blosse mündliche Unterrichte, ohne Vorzeichnung. Solche Beispiele nun, meine Lieben Brüder, die Euch eure Priester aus Gottes Vorschrift schuldig sind, darfen sie Euch aus einem willkührlichen Menschenverbote nicht geben. Habt Ihr nicht selbst mir schon, wenn ich Euch zu christlichem Mitleiden, zur Duldsamkeit gegen eure Ehegatten, zur Wachsamkeit über eure Kinder rc. rc. ermahnet habe, die Antwort gegeben: Geistliche haben immer gut reden, sie mögen so was leicht thun, und sagen, sie haben weder Frauen noch Kinder rc. rc. Will ein Priester unter zänkischen Eheleuten Liebe und Eintracht wieder herstellen; will er in ehelichen Angelegenheiten, in geselligen Pflichten, rathen, warnen, belehren; so glaubt man seinen Räthen nicht, verlacht seine Warnungen, hält seine Lehren für verdächtig. Was kann in solchen Dingen der ehelose Geistliche wissen?

woher hätte er die Erfahrung? hätte er selbst eine Frau, selbst Kinder; er würde bald anders reden.

So geht es auch in andern Stüken: Der ausserordentliche Stand der gezwungenen Ehelosigkeit verschließt unsern Priestern den Weg zu den Herzen ihrer Mitmenschen Ist der Priester auch ein Mann von den erbaulichsten, und nachahmungswürdigsten Tugenden; so bleibt die Welt dennoch meistens kalt dabei, sieht ungerührt darüber weg, und denkt und sagt: er ist ein Geistlicher: was er thut, thut er aus Pflicht. Uiber oft nur halb bewiesene, oft ganz grundlose Verbrechen eines Priesters schreit man allenthalben aus vollem Halse: Ha! wagts der Pfaff; so mag mirs auch gelten! Daher geschieht es beinahe täglich, daß dieses Gebot der Enthaltsamkeit meistens nur die gräulichste Aergerniß veranstaltet.

Die Handlungen der Priester sind nicht allein für Gott, und dessen Engel, sondern auch für Menschen ein Schauspiel. Sie sehen Menschen und werden von Menschen gesehen. Viele Weltleute, und besonders die auf dem Lande (ich nehm' Euch zu Zeugen, meine Geliebten) betrachten ihre Priester, meist der Ehelosigkeit wegen, als Männer von einer ganz andern Gattung, als die gewöhnlichen Männer der Welt sind. Und eben dies vermehrt ihren Vorwiz, den Lebenswandel, die Gemüthsart, und sogar die gemeinen alltäglichen Handlungen dieser ehelosen

Priester nach allen Umständen au szukundschaften, und besonders den Mann, dem die Sorge über das Heil ihrer Seele feierlich anvertrauet ward, durch und durch zu kennen. Zu dieser Absicht nüzen sie jede Gelegenheit mit dem grösten Eifer. Aller Augen sind auf den Priester gerichtet. Man beobachtet ihn in seinem Hause, in der Gesellschaft, und in der Kirche. Besonders aber spürt man nach der geheimern Geschichte seines häuslichen Wandels. Und jeder kleine, unbedeutende Umstand wird ihm zum Verbrechen angerechnet, und so geht Hochschäzung und Vertrauen verloren, und an ihre Stelle treten Verachtung, Mißtrauen und Aergerniß.

Saget mir nun, meine Brüder, ich fodere Euch, und mit Euch die ganze Welt auf, saget mir, was für Vortheile das Gebot der Enthaltsamkeit den Weltleuten liefern könnte. Daß die geistlichen Haushälterinnen allenthalben herrschen; daß sie ihre Macht nur auf das sonderbare Zutrauen der Geistlichen selbst gründen; daß Priester Menschen sind, und daß Menschen bei so mannigfaltigen Gelegenheiten zum Falle, als die Geistlichen immer umringen, insgemein auch unfehlbar fallen, davon ist gewiß die ganze redliche Welt überzeugt. Verderbt nicht ein einziger solcher Priesterfall tausendmal mehr als hundert priesterliche Tugenden wieder gut machen können? Der ehelose Stand der Geistlichen

schadet den Priestern, ärgert die Laien — was folgt? daß die Einführung der Priesterehe der Kirche, die in beiden Fällen immer mit darunter leidet, nüzlich sei: aber nicht nur der Kirche nüzlich, sondern auch dem Staate.

Zweiter Theil.

Die Einführung der Priesterehe ist dem Staate nüzlich.

Eine gesunde, ordentliche, gesittete Bevölkerung war immer das wichtigste Augenmerk aller rechtschaffnen Staatsklugen. Und jemehr gesunde, arbeitsame, gesittete Unterthanen ein Staat zälet, desto gewisser ists für dessen Macht, Reichthum, und Glüke gesorgt. Spanien, das Reich der katholischen Königen, zälte ehemals mehr dann 29 Millionen Einwohner: seit der Zeit aber, als darinn über 200000 Geistliche im ehelosen Stande leben, sind die Innwohner nur bis auf 10 Millionen Seelen herabgesunken: alles ist öde, und todt. Italien ist in seinen glüklicheren Provinzen sehr volkreich: aber in den übrigen Theilen, und besonders im römischen Gebiete bemerkt man einen bedaurenswerthen Menschenmangel, weil dort die geistliche gezwungene Enthaltsamkeit von jeher ihre eigene Heimath aufgeschlagen hat. Frankreich zälte noch im siebenzehnten Jahrhunderte

30 Millionen Einwohner: izt zält es kaum 10 Millionen, und unter diesen 400000 Geistlichen.

Freilich ist der ehelose Stand der Geistlichen nicht die einzige Ursache, der zunehmenden Entvölkerung: doch ist er mit andern eine Hauptursache: und zwar eine solche, die jede Entvölkerung, sie mag nun vom Kriege, von Krankheiten, oder vom Luxus entstehen, die katholischen Staaten das Unglük doppelt fühlen läßt. Es ist eine offenbare Unmöglichkeit, daß ein Reich, worinn sich zu jeder Zeit 400000 unverehlichte, kinderlose Geistliche unterhalten, die noch dazu meistentheils von den bürgerlichen Lasten, Beiträgen und Obliegenheiten entweder ganz enthoben sind, oder doch zur Aufrechthaltung des Staates keine verhältnißmäßigen Abgaben entrichten, seine Macht so hoch bringen könnte, als ein ähnliches Gegnerreich, wo man so einen geistlichen Sonnderlingsstand nicht duldet, die Schwachheit seiner Feinde benüzt, und sich destomehr mit vereinigten Trieben für eine gesunde Bevölkerung beeifert. Unsere Körper gehören nicht uns zu; sie sind eigentlich zu reden, ein Eigenthum des Staates. Diesem nun entziehet sich der Ehelose widerrechtlich, wenn er je eine dauerhafte Gesundheit hat. Denn er raubet seinem Vaterlande oder doch der ganzen Schöpfung alle die möglichen Unterthanen, jene ganze kleine Welt, welche er

für die Zukunft zum Vortheile des Staates hätte zeugen können.

Zur wahren Bevölkerung gehören aber nicht nur viele Menschen, sondern vorzüglich auch gute Menschen. Und diese gute Menschen würde der Staat durch die Einführung der Priesterehe unausbleiblich erhalten. Merket auf, meine Lieben, und beherziget meine Erklärung. Alle Verbrechen, und Ausschweifungen, die man unsern Geistlichen mit Recht oder Unrecht zur Last leget, entspringen aus dem widernatürlichen, Vernunft- und schriftwidrigen Gebote der Enthaltsamkeit: Müßiggang, Sünden wider die Keuschheit, Trunkenheit, Verschwendung, Geiz, Hartherzigkeit ꝛc. ꝛc. alle diese Laster würden durch die Priesterehe verdrängt werden. Sowohl ihr häusliches Leben, als ihr öffentlicher Umgang würde in jeder Gemeinde zur gemeinnüzlichen Tugendschule frommer Ehemänner, und rechtschaffner Hausväter werden; ihr Beispiel müßte das Uebertriebene jedes Standes herabstimmen, jede schädliche Ausartung wieder einlenken, alles unnatürliche, ehrgeizige, staatsverderbliche Auswandern der widrigen Stände in die höhere vollends hintertreiben, und die Ehe als das erste, wahre, heiligste Band der Menschen Gesellschaft, als einen Stand des höchsten Glükes der Menschen in ihre ursprüngliche Bestimmung zurükführen. Sie würden männlichen Ernst mit ehelicher Liebe

Treue, Vertrauen, Gefälligkeit und Geduld vergesellschaften, und die treuesten, angenehmsten Gesellschafter, geliebte und verehrte Freunde, und Herren ihrer Gattinnen seyn. Diese würden durch die männlich weisen Grundsäze ihrer, ernsten rechtschaffnen Gatten unterrichtet, gute Freundinnen, treue Gattinnen, rechtschaffne Mütter werden.

Auch die Erziehung, das größte Augenmerk in der Bevölkerung würde durch die Einführung der Priesterehe eine ganz andere Gestalt gewinnen. Statt daß sie nun im ehelosen Stande den eigentlichen Werth der Kinder verkennen, deren jugendliche Ausbildung für eine unnöthige Bemühung ansehen, und mit ihrer eiskalten Kritik über manche, heilsame vaterländische Erziehungsanstalt sogar den Landmann irre machen — würden sie dann, väterlich besorgt für das Wohl ihrer eigenen Kinder, und überhaupt für das Glüke der künftigen Welt mehr beeifert, mit vereinigten Kräften darauf dringen, daß allethalben geschikte und tugendhafte Lehrer aufgestellt, und diese jungen Bürger des Vaterlandes in jeder nüzlichen Wissenschaft gehörig unterrichtet würden. Die verehlichten Priester würden mit den ganz besondern Gemüthsarten, und Bedürfnissen der Kinder näher bekannt, sie würden den möglichsten Fleiß auf die Erziehung ihrer eigenen verwenden. Priesterkinder würden sich dann natürlicher Weise

von jeden andern merklich auszeichnen, sowohl auf der Schule, und in der Kirche, als im gesellschaftlichen Leben gewisse und kenntbare Vorbilde seyn, und besonders auf dem Lande, wo die Leute immer mehr zur Nachahmung, als zur Selbsterfindung aufgelegt zu seyn pflegen. Die Eltern sowohl, als ihre Kinder würden sich immer in jeder Gemeinde die Familie ihres Seelsorgers zum Muster nehmen: und so hätten wir, was man bisher immer noch vergebens wünschte, vielleicht in kurzer Zeit eine allgemeine gute Erziehung zu erleben.

Nach der izigen Verfassung, und bei den Grundsäzen der gezwungenen Ehelosigkeit unsrer Geistlichen ist die Liebe, jener natürliche, nüzliche, von Gott selbst in des Menschen Herz gelegte Trieb, Gräuel und Verdammniß für das Herz eines Priesters. Vaterlandsliebe ist ihm ein leerer, unbedeutender Name. In dem engen Kreise ihres unbürgerlichen Hauswesens eingeschlossen, bekümmern sich unsere Geistliche gar nicht um das, was ausser ihnen, und ihren Wohnungen im Vaterlande vorgeht; nicht um sein Wohl, oder Wehe: fremde in den Scenen der Menschheit bleiben sie bei jedem Vorfalle gleichgiltig und ungerührt. Ehelosen Geistlichen ist es gleichviel, ob das Menschengeschlecht vermehrt, oder vermindert wird; ob die Ehen glüklich oder unglüklich ausfallen; ob die Eltern

Freude oder Bitterkeit an ihren Kindern erleben; ob ihr Landesherr oder sein Feind größer seye, ob dieser oder jener siege. Daher kömmt nun jene unerbittliche Strenge in Bestrafung menschlicher Verbrechen und Schwachheiten, jene Hartherzigkeit bei den mannigfaltigen Auftritten des menschlichen Elendes, jenes gefühllose Wesen bei Sterbfällen, jene bittere Zurükweisung der Dürftigen, jenes hölzerne Betragen unter Kindern, jenes herzlose Geschrei am Krankenbette.

Entsezlich ist in jeder Rüksicht auf den Staat der Zustand eheloser Geistlichen. Jene, welche ihrer Schöpfung und Geburt gemäß Menschen, nüzliche Glieder der Gesellschaft, thätige Bürger des Vaterlandes seyn sollten, verstoßt das Cälibatsgebot aus den Verhältnissen der Menschheit, raubt ihnen die Rechte der Natur, macht sie mitten unter den Menschen zu geschwornen Sonderlingen, heißt sie ihr Gefühl verläugnen, und die Natur verachten, welche doch der Allmächtige mit ihnen zugleich erschuf. Und wenn sie nun alles geworden, zu was sie dies widernatürliche Gesez machen wollte, wenn sie mehr als Menschen, wenn sie Helden, Engel sind, wenn ihre Sinne stumpf, ihr Herz zu Eis geworden; — so sind sie gerade für das, was ihre Bestimmung ist, für sich, für ihre Mitmenschen, für den Staat — nichts nüze. Für sie ist die ganze Schöpfung, ihr ganzes

Daseyn freudenlos, todt, öde, erträumt. Sehen dann diese armen Halbmenschen ihr Elend ein, fühlen sie das Leere in der Seele, fassen Sie das Unglüke von Menschen durch Menschen verstossen zu seyn; so vermurren sie entweder ihr sieches Daseyn, sich selbst verhaßt, und der Welt zur Bürde, oder sie ersäufen ihre Bedürfnisse und Unruhen im Weine, oder sie zerreissen die unerträglichen Bande eigenmächtig, werden ungebundene Verächter aller Geseze, und verzweifelte Sklaven der Wollüste, werden offenbare Sünder, da sie in der Priesterehe rechtschaffne Ehemänner, wakere Bürger, treue Hirten und gute Lehrer geworden wären.

Der ganzen weisen Einrichtung eines Landes widerspricht der ehelose Stand der Geistlichkeit. Alles, was nur bürgerlich, und nicht zugleich auch geistlich heißt, ist für solche Sonderlinge ganz unbedeutend. Woher kömmt es, meine Geliebte, daß die weisen Verordnungen unseres Monarchen zu unserem zeitlichen und ewigen Glüke zwar gegeben, aber die meisten entweder gar nicht, oder nur zur Hälfte, oder nur auf eine kurze Zeit befolget werden? daher kömmt es, weil die Geistlichen ohne Vaterlandsliebe, ohne Liebe zu ihrem Fürsten nur auf sich, nicht auf den Staat sehen: weil sie zu Dingen schweigen, welche sie aus höchstem Befehle, oder doch aus Liebe zum Vaterlande, aus Menschenliebe öfters in ihren Kanzelreden erklären,

und empfehlen sollten: weil sie ihre widrige Meinung ohne Scheu öffentlich verrathen, und ihr Volk, das sich durchaus nur von Geistlichen leiten läßt, in verjährten Vorurtheilen, in Unwissenheit, in Eigensinn, im Aberglauben erhalten, steifen, verhärten, und alle gut gemeinte, nüzliche Anstalten vereiteln, und die Arbeit des Monarchen unverantwortlich entkräften. Sehet hin auf die Staaten der Protestanten, ob sie in Erfüllung ihrer landesfürstlichen Verordnungen nicht getreuer, ja, ob sie in ihrem Staate nicht glüklicher, nicht bevölkerter, aufgeklärter, gelehrter, geselliger, gesitteter, sind, ob ihre Kinderzucht nicht blühend ist: sehet ihn, und bedauret es, daß wir das alles auch seyn könnten, aber so lange nicht seyn werden, als unsere Geistliche wider das Naturrecht, und wider Gottes ausdrükliche Verordnung ehelos bleiben müssen..

Warum bei uns Katholiken immer gar so viele gesunde, ehestandsfähige Weibspersonen, vorzüglich vom Adel und mittleren Range, wider ihren Willen lebenslang ehelos bleiben, und einem jungen Mann immer fast eine halbe Legion mannbarer Mädgen zur Heirath angetragen werden, ist ganz wohl zu fassen. Rechne man nun die große Anzahl der Geistlichen, gegen welche weiblicher Seits keine Seele in Berechnung kömmt. So z. B. sind in Frankreich, ohne Domm= und

Chorherren, immerhin 40000 eheloser Pfarrer, und etwa 20000 Gesellpriester: und die meisten sind immer gesunde, saftvolle Männer. Wen sollte es nun wundern, daß das Gleichgewicht der Geschlechter in unsern katholischen Ländern beinahe schon so gewaltig gestöret ist, daß sich die ehebaren Weibsleute zu den Männern, welche im Stande sind, einer Familie Brod und Kleidung zu geben, allethalben fast, wie Esaias vom Ende der Welt prophezeite, wie 7 zu 1 verhalten?

Je mehr aber gesittete, arbeitsame, durch gesellschaftliche Bande vereinigte Menschen in einem wohlgeordneten Staate leben; desto beträchtlicher wird die Summe des nuzbar umlaufenden Geldes, desto mehr wird der Staat bereichert, und in den Stand gesezt, jedem Nothleidenden beizuspringen. Die Industrie bei Manufakturen, Künsten, Professionen, und mancherlei bürgerlichen Gewerben, liegt nur in unsern katholischen Ländern entweder unthätig darnieder, oder verliert doch dabei in jener Rukficht, daß sie bei einer andern Staatsverfassung, das ist, nach Aufhebung des Cälibatgebotes, ungleich thätiger, erfindsamer, und einträglicher seyn würde. Diese neuen Bürger, ich meyne die Kinder der Geistlichen, würden sich nicht alle weder dem Soldaten- noch dem gelehrten Zehrstande widmen können: sie würden, nach der Fähigkeit eines jeden, jeder in sein Fach gewiesen

und

und zur Thätigkeit, und wirksamen Fleiße angehalten werden. Wer diese Menschen vermehrt, vermehrt auch ihre Bedürfnisse: vermehrte Bedürfnisse fodern auch eine größere Anzahl der Arbeiter. Vermehrte Arbeiter vermehren den Aufwand: der vermehrte Aufwand erhöhet den Werth der Landesprodukte: dieser erhöhte Werth ermuntert den Fleiß des Landmannes, verleiht allen Röhren des ganzen Staatskörpers Kräfte zu einem neuen Leben, und macht das Land glüklich von innen, und furchtbar von aussen.

Wenn aber alle die Vortheile so einleichtend sind, welche zur Einführung der Priesterehe rathen, werdet ihr sagen, meine Geliebte, warum haben nicht lange schon die Häupter der Kirche Anstalt zu so einer nothwendigen Verfügung getroffen? das ist eine gerechte, und wohl vorgesehene Frage, die Ihr an mich stellet: aber ich wollte, daß es nicht nothwendig wäre zu fragen, oder daß ich Euch eine andere Antwort geben könnte, als die ich Euch geben muß. Nachdem sich die Herren von **Rom** zu so einer erstaunlichen Größe vom Fischerneze des **Petrus**, bis zum Throne, der über Kaiser und Könige sich erheben sollte, durch verschiedene Wege, die ich Euch nicht erzehlen mag, geschwungen hatten; nachdem **Rom** gewöhnt ist, Herr der ganzen Welt seyn zu wollen — so giebt es sich auch alle nur ersinnliche Mühe, seinen An-

hang so groß, und dauerhaft zu machen, als nur auch menschliche Kräfte reichen mögen. Daher die ungeheure Menge geistlicher Orden, und die noch ungeheurere Menge der Freyheiten dieser Orden: daher der Cälibat. Weil nun diese feinen Staatsmänner sehen, daß bey der Aufhebung dieses Cälibatgebothes, und Einführung der Priesterehe die Geistlichen durch die Bande der Ehe, und der Kinderliebe enger an die Vortheile und das Wohl des Staates, das nun zugleich auch ihr eigenes würde, verkettet, dem Landesfürsten, und seinen Verordnungen ergebener, gegen die angemaßte oberherrliche Macht Roms kälter würden, und dadurch das Ansehen, der Prunk, die Gewalt Roms in etwas fallen möchte — daher der Widerstand, die Gehörlosigkeit, die Flüche, die Bannstrahlen, so oft von der Priesterehe Erwähnung geschah. Aber, Gott sey gedankt, meine Geliebte, daß Joseph unser Monarch, wir seine Unterthanen, daß Joseph unser Vater, wir seine Kinder sind, daß er Muth, Kräfte, Willen, und das Recht hat, eine Verordnung zu treffen, die den Staat blühend, die Kirche glänzend, und Euch und eure Mitmenschen und Lehrer, die Priester, glüklich machen wird.

Um Euch ganz zu befriedigen, will ich Euch selbst alle die Einwürfe, die Ihr noch dagegen machen könntet, vorlegen, und zu eurer Genugthuung vollständig beantworten.

Der geheiligte und unauslöschliche Karakter der Priesterweihe widerspricht der ehelichen Verbindung.

Die Ehe, meine Lieben, ist ein Sakrament, ein von Gott selbst bei der Schöpfung angeordneter Stand, worinn Mann und Frau in Vereinigung ihrer Gesinnungen, durch wechselseitigen Rath und Antrieb zur Tugend und Gottseligkeit mehr geleitet, und gegen die Sünden leicht verwahret werden. Kann aber wohl ein Sakrament das andere Sakrament entehren? Kann eine geheiligte Sache einer andern heiligen Sache zuwider seyn? Wäre das; so würde eben darum auch folgen, daß jeder getaufte und gefirmte sich aus eben diesen Gründen nicht verheirathen dörfte, und so würde dann die Welt bald zur Einöde werden. Einen Beweis, daß die Priesterweihe mit dem Ehestande ganz wohl bestehe, liefert uns die erste Kirche. Viele Apostel und Bischöfe waren verehelicht. Noch izt findet man in Griechenland viele verheyrathete Bischöfe und Priester, und sie sind rechtschaffene Priester, und rechtschaffene Ehemänner. Man mag sich verheirathen oder nicht; so bleibt immer die Hauptsache die, daß man fromm, christlich, und Gott wohlgefällig zu werden suche. Es ist die Pflicht eines jeden, Gott zu lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und mit allen seinen Kräften.

Kann ein Priester mehr thun, als dieses? was schadet es dann, wenn ein Priester in eine ehliche Verbindung tritt, und einen Stand ergreift, den er besser für sich hält? Genug, wenn er in diesem Stande ein frommes Leben führen, an seiner Besserung arbeiten, und sich immer vollkommner machen kann. Die Aergernisse, welche ehedem das Heiligthum des Herrn beflekten, werden in Bälde verschwinden, und der wahre Eifer für die Sache der Religion, für die Verbesserung der Sitten, für das Glück der Menschheit, und für das Wohl der Staaten wird unter den Geistlichen mit Gottes-Macht sichtbar werden. Die Glaubigen werden sich darüber nüzlich auferbauen, und den Priesterstand um so höher schäzen, je mehr dessen Lebensart der ihrigen gleicht, und ihrem häuslichen Wandel zum Vorbilde gereicht. Die Geistlichen werden alsdenn an den Leiden der Eltern und Kinder mehr Antheil nehmen; Unerbittlichkeit, Herrschsucht, hartherziges Betragen, Unduldsamkeit, unordentlicher, rachsüchtiger Eifer, unmenschliche Strenge gegen menschliche Schwachheitssünden, lieblose, und nichts weniger, als verbessernde Bekanntmachung des Fehlenden, grausamer Stolz, unheilige, und auf Volksbetrug und Gewinnsucht abzielende Andächteleien, verstellte Armuth, thatlose Gleichgiltigkeit für das Wohl des Vaterlandes, und noch mancherlei namenlose Laster, Thorheiten

und Unordnungen würden sich verlieren, und in Vergessenheit kommen.

Die Heiligkeit und Würde des Priesterthums, und die Nothwendigkeit beim Opfer der heiligen Messe das Abendmal zn geniessen, und es den Laien mitzutheilen, legen der Priesterehe ganz keine Hindernis in den Weg. Denn in den ersten Zeiten des Christenthums empfiengen alle Christen täglich das H. Abendmal, und lebten dem ungeachtet in der ehelichen Verbindung. In den ganzen ersten drei Jahrhunderten wurde dieser Gebrauch fortgesezt: man ertheilte das H. Sakrament so gar in den Häusern. Es können also Ehegatten sich ehelich beywohnen, und dabei tagestäglich das H. Sakrament empfangen, ohne dadurch strafbar zu werden, indem sie dabei ganz leicht die Reinigkeit ihres Herzens bewahren können. Die Ehe benimmt also der Heiligkeit und der Würde des Priesterthums nichts: sie entwirft vielmehr durch die Verbindung eines Priesters mit seiner Frau das wahre Bild der Vereinigung Jesu Christi mit seiner Kirche. Obgleich die Priester der griechischen Kirche meistens verehelicht sind; so stehen sie doch immer in sehr großem Ansehen, und vertraulicher Hochachtung beym Volke. Man liebt sie als Väter, ehret sie als gut meinende Seelenräthe, und, indem man mit ihrem aufrechten untadelhaften Wandel zufrieden lebt, und an keine entehrende stands-

widrige Ausschweifungen gewöhnt ist; so bleiben auch die Vorrechte ihrer geistlichen Würde immer ungekränkt und unerschüttert. Eben so werden auch die Priester in protestantischen Ländern nicht geringer vom Volke geachtet, ob sie gleich im Ehestande leben, wenn sie nur von den wesentlichen Pflichten ihres Amtes nicht abweichen, und ihren Beruf mit keinen gesezwidrigen Verbrechen entehren. Es ist fürwahr gar nicht zu fassen, wie es möglich ist, daß vernünftig denkende Menschen in der ehelichen Erzeugung einer rechtglaubigen Nachwelt etwas erniedrigendes finden, oder gar eine, dem Priesterthume hinderliche Vereinigung herausgrübeln konnten. Wenigstens dächt' ich, sollte der ehrbare, gemäßigte Ehegenuß nicht eine gar so anhaltend gräusliche Makel zurüklassen, daß man selbe nicht doch eine Zeit vor dem Opfer gesezmäßig vom Leibe bringen könnte. Wäre es nicht Reinigkeit genug, wenn sich der Priester ungefähr 24 Stunden ehe er das heilige Opfer im Namen der Gemeinde an Festtagen feyerlich entrichtet, von der ehelichen Beywohnung enthalten müßte? — Sollte wohl wegen einer noch höher gespannten Körperreinigkeit ein menschlicher Gesezgeber berechtigt seyn, und Ursache genug haben, einer unzäligen Menge Menschen darum die Rechte der Menschheit auf immer zu rauben, selbe durchs ganze Leben mit einer namenlosen Marter zu plagen, ihre Leiber und Seelen

einer ewigen Reihe unvermeidentlicher Gefahren ohne sichere Rettungsmittel auszusezen, und eine ganz christliche Nachwelt, so zu sagen, noch in den Lenden ihrer Väter zu erstiken? Könnte das der wahre Geist einer weisen, klugen heiligen Gesezgebung seyn?

Die Ehe haltet die Geistlichen von der Erfüllung ihrer Amtspflichten ab.

Wie, halten dann die weltlichen Amtsgeschäfte, welche unsere Weltgeistliche verrichten, nicht davon ab? Kardinäle und Bischöfe sind Staatsminister und Gesandte der Höfe: die Domherren bekleiden oft Aemter der Präsidenten und Räthe in den Landeskollegien: andere Domherren pachten Landgüter: von der niedern Geistlichkeit dienen viele den vornehmern Priestern, als Hausmeister, Einnehmer, und Schreiber. Dieß läßt man zu, und will die Ehe nicht zulassen, als wenn sie dem Priester weniger anständig wäre, als das Gewühle von so vielen Geschäften, als akern, pflügen, rechnen, handeln und wuchern. In den Wohnungen, Höfen und Pallästen der hohen und niedren Priestern findet man nicht einmal eine Bibel; bei den niedern, ausser dem Brevier, kein Buch. Es scheint aber auch, daß die weltlichen Geistlichen gleichsam zum Müßiggang verdammet sind. Das einzige Amtsgeschäft der Chorherren, Vikarien, Benefiziaten etc. etc. ist, zu gewissen Zeiten auf dem Chore

zu erscheinen, und zu singen. Die höhern Geistlichen thun dieß nicht einmal selbst, sondern lassen es für eine schlechte Bezahlung von andern verrichten. Ist dieß Geschäft abgethan, wozu nicht das mindeste Denken gebraucht wird; so ist leerer Raum in der Seele, und im Leben. Könnte nun dieser leere Raum wohl christlicher, anständiger und vernünftiger ausgefüllet werden, als durch eine tugendhafte Gesellschaft bei Gattinn und Kindern? oder ist es vielleicht besser, diese Langeweile durch Spiel und Saufen, oder wohl gar in den Armen einer Buhlerinn zuzubringen? Selbst die große Neigung so vieler Priester zur Ehe, selbst das ehelose Leben verleitet sie zu einer ausschweifenden Lebensart, erstikt in ihnen den Eifer für das Wohl der ihnen anvertrauten Seelen, und macht sie gleichgültig und sorglos gegen das, was Altar und Kirche von ihnen fodert. Es giebt Pfarrherren, welche des Jahrs zweimal predigen, und die das ganze Jahr ihre Schul einmal besuchen; und doch sind diese von den Sorgen der Ehe und der ehelichen Liebe befreit. Würde nicht eine zärtliche Gattinn sie an ihre Pflichten erinneren? Würde nicht die gute Erziehung, die die Kinder eines Pfarrers genössen, einen vortheilhaften Einfluß auf die Erziehung der Kinder in der Pfarre haben? Ja, wir haben Beispiele von verehlichten wakern Geistlichen der Protestanten, welche, so sehr sie sich das Glüke ihrer Fa-

milien, und die Erziehung ihrer Kinder angelegen seyn lassen, doch immer mit dem größten Eifer alle Sonntage zweimal predigen, öfters unter der Woche christlichen Unterricht geben, die Kranken ihres Ortes tagestäglich zweimal besuchen, und oft noch nebenher von Zeit zu Zeit gelehrte Werke schreiben. Selbst Paulus der Völkerlehrer, der im Weinberge des Herrn gewiß mehr arbeitete, als heut zu Tage geschieht, fand bei allen seinen Lehren, Predigten, Sendschreiben, und apostolischen Berufsarbeiten immer noch Zeit genug, seinen täglichen Unterhalt mit häuslichen Arbeiten, vorzüglich mit Teppichmachen, eigenhändig zu verdienen. Mit wie vielen wichtigen und dringenden Geschäften sind insgemein die geheimen Minister und Räthe unserer Staaten immerzu überhäuft: wer heißt sie aber deswegen ehelos bleiben, oder die Erziehung ihrer Kinder versäumen? Selbst den David hinderte die große Menge seiner Frauen nicht an der Gottseligkeit, womit er sich das Lob von Gott selbst erwarb, ein Mann nach dem Herzen Gottes zu seyn. Die Zerstreuung des Gemüthes durch häusliche Sorgen, die Herzenstheilung, wovon Paulus spricht, und das natürliche Bestreben seinem Weibe zu gefallen, können nichts weniger, als der Vollkommenheit eines christlichen Wandels widersprechen. Vollkommen zu seyn, wie der himmlische Vater vollkommen ist, immer ohne Unterlaß zu bethen, Gott

ståts aus ganzem Herzen zu lieben, befahl **Christus** immer allen seinen Glaubigen überhaupt ohne Ausnahme. Waren nun die Worte des Apostels so zu verstehen, daß die Herzen durch die eheliche Liebe wirklich so getheilt werden, daß sich ein Theil derselben von Gott trennte; so müßten nothwendig alle Eheleute Kinder der Verwerfung seyn. Allein die eheliche Liebe ist von der Art, daß sie durch Pflicht nothwendig gemacht wird, und daß Eheleute, welche sich nicht lieben, selbst vor Gott strafbar sind, wenn sie sich je nur nicht so ganz in die fleischliche Liebe versenken, daß sie dabei ihren Gott vergessen.

Wer sollte es wagen, seine Sünden einem verehlichten Priester zu beichten, der sich das Geheimniß wieder von seinem Weibe könnte abloken lassen?

Welche Thoren wären also unsere Fürsten, welche ihre wichtigsten Staatsgeheimnisse, deren voreilige Kundmachung manchmal ganzen Königreichen den fürchterlichsten Einsturz bringen könnten, insgemein nur verehligten Ministern anvertrauen? So hatte also die alte Kirche an ihren frommen verheiratheten Priestern meistens nur gottesräuberische Plauderer? — Und soll man endlich so eine gewissenlose Schändung des sakramentalischen Sigilles nicht vielmehr von ehelosen Geistlichen befürchten, wenn sie statt rechtmäßiger Gattinnen, meistens noch viel heftiger geliebte — — haben? — Man pflegt unter

uns insgemein zu sagen, daß wir in unserer Kirche gar so wenige Beispiele von ausgeschwäzten Beichten haben, wäre ein stätes Wunder der göttlichen Fürsicht. Würde nun der allmächtige, gute Gott bei verehligten Priestern weniger für seine Kirche sorgen? wäre es ihm dann nicht gar um zwei Sakramente, um den Kredit der Ehe, und der Buße zu thun?

Dieß wären nun so die größten Einwürfe, die man machen könnte: zum Schlusse will ich nun einige allgemeine Betrachtungen anführen, die sich auf den gegenwärtigen Stoff beziehen.

Gott ist der Stifter der Ehe: Gott hat die Ehe zum Sakramente erhoben: Gott empfielt die Ehe mit allem Nachdruke: Gott hat keinem einzigen Menschen den ehelosen Stand geboten: Die Priester waren in der alten Kirche verheiratet: Die Priester würden in der Ehe frömmer, fleißiger, gelehrter, auferbäulicher, gesitteter, menschenfreundlicher, keuscher leben: die Weltleute würden auferbaut, durch das Beispiel der ehelichen Liebe und Treue, und einer klugen und christlichen Erziehung zur Nachfolge gereizet werden: der Staat gewönne in tausend Rüksichten durch die Priesterehe: der Monarch kann diese Ehe einführen: diese Ehe wäre allgemein nüzlich, nüzlich für die Kirche, und nüzlich für den Staat. — Sprechet nun, meine Geliebte, ob ein Wunsch hernach nicht ein heiliger Wunsch ist?

Lasset uns, liebe Brüder, dieß zu Gott hoffen, wünschen und flehen. Joseph machte aus Leibeigenen freie Menschen: Er lehret Duldung, und Sanftmuth; Er giebt Bischöfen ihre apostolische Rechte; Er eröfnet Klöster, und die Bande, worunter so viele seufzeten: — Er wird auch die Bande des Cälibates zerbrechen, und Schöpfer von Millionen Menschen werden, die ohne ihn die Welt und den Himmel nie würden gesehen haben: Er wird tausenden der Priester Ruhe und Zufriedenheit auf der Erde, und Seligkeit durch diese Ruhe in den künftigen, ewigen Wohnungen geben, Amen! Amen! Amen!

Betrachtungen über die Aufhebung der Eheverlöbnisse; von Rautenstrauch.

Quia mandatum lucerna est, & lex lux — —

Lib Proverb. Cap. VI. 23.

Landesherrliche Verfügungen, welche zur allgemeinen Befolgung öffentlich bekannnt gemacht

werden, sezen zwar ohnehin voraus, daß sie zum Beßten des Staats und seiner Bewohner abzielen, zumal wenn der Gesezgeber ein Joseph ist; gleichwohl dürfen Patrioten es doch wagen, ihre besondere Bemerkungen darüber dem Publikum mitzutheilen, um so mehr, wenn sie sehen, daß die heilsamsten Verordnungen von dem Volke entweder nicht deutlich genug eingesehen, oder gar übel verstanden werden.

Dieser Fall scheint sich in Ansehung der jüngst erschienenen allerhöchsten Verordnung, (vermöge welcher alle, **vor vollzogener Ehe** geschehene Versprechen und Verträge gänzlich aufgehoben werden) ereignen zu wollen. Wittwen und Mädchen sind fast allenthalben darüber unruhig und bestürzt geworden. Sie klagen und seufzen; sie glauben, an ihren weiblichen Gerechtsamen dadurch verkürzt zu seyn, daß sie ihre Liebhaber nicht mehr zwingen lassen können, ihr Wort zu halten, auch dann nicht mehr, **wenn sogar das schlimmste schon geschehen ist**, und sie, aus angebohrner weiblicher Schwäche und Gutherzigkeit, **schon vor der Kopulation** geheirathet haben. Sie sagen, daß die Männer ohnehin, je länger je mehr, die Lust zum Heirathen verlieren; daß die Städter insbesondere einen beinahe unüberwindlichen Hang zur zügellosen Freiheit bezeigen: daß sie der Veränderung und dem Wankelmuth zu sehr ergeben sind,

und sich lieber mit Schmarozen behelfen, als sich unter die Bande des Ehestandes zu schmiegen — kurz: daß also dieses Gesez nur zum Vortheil dieser, und zum Nachtheil ihrer gereiche.

Ich glaube vielleicht etwas Gutes zu stiften, wenn ich, zum Trost dieser bekümmerten Schönen, mich bemühen werde, den Sinn und die Absicht dieser so sehr beseufzten Verfügung durch einige kurze Betrachtungen darüber, ihnen begreiflich zu machen, und sie zu überführen, daß sie mehr dabey gewinnen, als verlieren, und folglich nicht die mindeste Ursach zu klagen haben.

Auch hab' ich noch einen andern Beweggrund zu dieser Arbeit. Ich bin dazu durch eine weibliche Zuschrift aufgefordert worden, wovon ich hier, mit Hinweglassung unbedeutender Kleinigkeiten, die Abschrift hersezen will:

B. B.

„Verschiedene Ihrer neuern Schriften beweisen, „daß Sie sich es gleichsam zur Pflicht machen, die „wegen den neuen Anstalten des Kaisers hie und „da herrschenden Vorurtheile dem Volk zu beneh„men, und ihm eine bessere Meinung beizubringen. „Möchten Sie nicht eine gleiche Mühe wegen jener „Verordnung über Sich nehmen, welche die Ehever„sprechen für ungültig erklärt? Sie würden Sich, „wie ich mit Grund glaube, viele meines Geschlechts „verbindlich machen. Ich selbst würde mich unter

„dieser Zahl befinden, weil ich, so sehr ich auch „von Vorurtheilen entfernt zu seyn denke, doch so „manches darinn finde, was üble Folgen nach sich „ziehen, und so manchem guten Mädchen Thränen „kosten könnte. Erfüllen Sie also meine Bitte. „Ich hoffe, daß der Verfasser des Buchs, die „Frauenzimmer im neunzehnten Jahrhundert, „der es so überzeugend bewiesen, wie gut ers mit „uns meint, auch hierinn beweisen wird, daß er „nicht zu jenen Männern unserer Zeiten gehöre, „die über dieses neue Gesez nur deswegen frohlo„ken, weil sie von ihren feyerlichsten Verheissungen „dadurch losgesprochen werden. Ich bin ꝛc.

Eleonora v. G. * * *

Ich muß hier öffentlich gestehen, daß meine unbekannte Korrespondentin meine schwache Seite zu berühren sehr wohl gewußt hat; ich gehorche also dieser Aufforderung mit dem beßten Willen, und wünsche nur, daß ich Sie und alle übrige, die von ähnlichem Kummer gedrükt werden, dadurch zu beruhigen im Stande seyn möge.

*
* *

Liebe Mädchen! das neue Gesez unsers Vaters Joseph, welches die Eheverlöbnisse aufhebt, zielt auf eure Ruhe, auf eure Glükseligkeit ab; ihr verlieret nichts, ihr gewinnet vielmehr dabey — dies ist das erste, was ich

beweisen werde. Zuvor aber muß ich euch einen kurzen deutlichen Begriff beibringen, **was ein Eheverlöbniß eigentlich ist.** Es ist nicht mehr und nicht weniger, als **ein beiderseitiges Versprechen, daß man sich mit einander verehlichen will.** Ehedem gab es zweierlei Verlobungen: Sponsalia de futuro und de præsenti. Die erste war ein Versprechen **künftiger** Verbindung, mit den Worten: **Ich will, oder werde dich nehmen!** Die zweite war eine Versprechung der **wirklichen** Ehe, mit den Worten: **Ich nehme dich!** Dergleichen Verheißungen konnten **vor Zeiten** nicht mehr aufgelöset werden, und wurden als eine **Ehe** betrachtet. Diese lezte Gattung von Versprechen aber ist schon lange nicht mehr üblich, und selbst der Kirchenrath von Trient hat solche in der 24. Sizung den 11. November 1563 sämt allen Winkelehen vernichtet, und dafür eine Sazung gemacht, daß nur jene Ehen gültig seyn sollen, **welche in Beisein des ordentlichen Pfarrers und zweier Zeugen geschlossen worden;** es wurde also nur die erste Gattung bis auf unsere Zeiten beibehalten. Indessen waren die Eheverlöbnisse immer nichts weiter, als eine Verheißung, **nicht die Ehe selbst,** und konnten stets aus vielen Ursachen **aufgelöset und entkräftet werden,** von welchen ich die vorzüglichsten hier anführen will.

1) Konn-

1) Konnten sie beide Theile eigenmächtig aufheben; 2) wurden sie durch die mit einer andern Person vollzogene wirkliche Ehe vernichtet, wenn auch das künftige Versprechen mit der ersten Person schon durch einen Beischlaf besiegelt worden, weil die Ehe ein stärkeres Band, und in der katholischen Kirche ein Sakrament ist; 3) wurden sie unkräftig, wenn die Zeitfrist, welche zur Vollziehung der Ehe bestimmt worden, verflossen war — eine Sache, die bei hundert Eheverlöbnissen unserer Zeiten sich gewiß neunzigmal ereignete; 4) sie wurden unkräftig, wenn ein Theil ohne Wissen und Willen des andern in ferne Länder reisete und lang abwesend war — welches heut zu Tage sehr oft, und zwar aus dieser Absicht, zu geschehen pflegte; 5) sie wurde unkräftig, wenn ein Theil nach vollzogenem Versprechen mit einer andern Person sich fleischlich vermischte — ebenfalls eine sehr gewöhnliche Sache in unsern Tagen; 6) sie wurde unkräftig, wenn die Eltern und Verwandten nicht einwilligen wollten — ein Gaukelspiel, welches man fast alle Tage aufführen sah, zumal, wenn der Mann oder das Mädchen nicht reich genug war, und der Eigennuz der Anverwandten seine Rechnung nicht dabei fand; 7) endlich wurden sie auch unkräftig, durch allerley unvorhergesehene Zufälle, z. B. wenn ein Theil in grosser Armuth stekte, und der andere, von dem äußerlichen

Schein verblendet, einen grossen Reichthum vermuthete, — (und wird man etwa nicht täglich überzeugt, daß nicht alles Gold ist, was glänzt? daß in so manchen Familien, wo die Pracht aufs höchste getrieben und jede Mode mitgemacht wird, oft nicht genug Baarschaft zum täglichen Unterhalt vorhanden ist?) wenn sodann eines oder das andere gewisse bedenkliche oder gar anstekende Krankheiten an sich hatte, welches, (zum Trost aller Söhne des Aeskulaps) in unsern verderbten Zeiten, wo die Kinder schon ganze Geschlechter von Krankheiten, gleich der Erbsünde, mit auf die Welt bringen, gar nichts seltenes ist; ferner, wenn ein Theil mit Unsinnigkeit, üblen Gewohnheiten, groben Sitten und Lastern behaftet war, welches — Dank sey der schlechten Erziehung! — abermal eine so alltägliche Begebenheit geworden, daß man einen Jüngling schon für ein Kleinod ansieht, wenn er nur kein Bösewicht ist.

Seht, liebe Kinder! wie viele in den Rechten gegründete Fälle es giebt, welche ein künftiges Eheversprechen ungültig und unkräftig machen konnten, und wie wenige Sicherheit euch dergleichen Verlöbnisse gaben. Rechnet dazu noch die leichtsinnige Denkungsart der meisten unserer heutigen jungen Männer, welche aus tausend niedrigen Absichten Dinge sagen und betheuern, woran ihr Herz nicht denkt; welche den Mädchen schon von Liebe

und Heirathen vorplaudern, wenn sie noch blosse Praktikanten oder Akzessisstens-Adjunkten sind, und kaum noch soviel Einkünfte haben, um ihr Spielgeld zu bestreiten; dieß und noch vieles, was ihr aus der leidigen Erfahrung selbst wißt, rechnet hinzu, und die klare Ueberzeugung wird euch belehren, **daß ihr durch die Aufhebung der Eheverlöbnisse nichts, gar nichts verliert.**

Eben so klar ist es, daß ihr durch die ehemaligen künftigen Verlöbnisse **viel verlohren habt.** Wollt ihr Beispiele haben? Seht euch einmal um, im grossen Kreise der so zahlreichen **Wienermädchen**, seht, wie viele ihr darunter erbliket, die schon runzlicht zu werden beginnen, und schon in den Jahren ihrer blühendsten Jugend ehelich versprochen waren; betrachtet jene, die, Jahr aus Jahr ein, von Liebhabern mit und ohne Bart umgeben sind, und doch immer den lezten December noch — ledig sind! Berechnet den Zeitverlust, welcher für die Jahre eurer Jugend durch langwierige ungewisse Bekanntschaften entstanden ist, indeß mancher, der zu heirathen Vermögen und Willen besaß, an euch vorbei gieng, weil er glaubte, **daß ihr schon versehen seyd:** dieß alles überlegt, und ihr werdet über die fast allgemeine weibliche Verblendung erstaunen.

Ihr gewinnet also unstreitig **dabei, wenn von nun an kein anders Versprechen gültig ist, als das, was sogleich durch rechtmäßige**

priesterliche Einsegnung vollzogen wird. Ihr gewinnet dabei, daß ihr künftig jedem, der euch einen Antrag zur Ehe machen wird, sagen könnt: Herr, ich kann und darf euch nicht eher glauben, bis ihr im Stande seyd, euer Wort sogleich zu erfüllen! Ihr gewinnet dabei, wenn künftig keiner eurer Verehrer, vor der Zeit, ein ausschliessendes Recht auf euch hat, und ihr folglich nicht Einem allein, sondern Allen in so lange zugehöret, bis ihr Einem ganz zu Theil werdet. Tausend Sorgen und Zweifel, die euch ehedem das Leben so sehr verbitterten, verschwinden izt; das Ungewisse hört auf, das Gewisse tritt an seine Stelle.

Habt ihr Ursache, euch noch ferner über die Aufhebung der Eheverlöbnisse zu beklagen? Erkennet ihr noch nicht, daß euch dadurch eine wahre Wohlthat erwiesen wird? Ja, sprecht ihr, es ist doch nicht billig, daß ein Mann, der lange Zeit ein Mädchen mit dem Eheversprechen aufgezogen, und um ihre schönsten Jahre gebracht hat, nun im Stande seyn soll, sein Wort zurük zu nehmen, und die Arme sizen zu lassen! Es ist hart, ich gestehe es, und die es trift, sind wahrhaftig zu beklagen, wenn sie es auch nur wegen ihrer Gutherzigkeit oder Leichtgläubigkeit verdienten. Aber, entweder ist ein Liebhaber ein Mensch, der es redlich meint, der sein Wort erfüllen will

und wird, oder ein solcher, der nur auf eine bequeme Gelegenheit lauert, es brechen zu können. Der erste wird durch dieses Gesez an Erfüllung seines Versprechens keineswegs gehindert; ist er redlich, so kann und wird ers bleiben, troz aller Aufhebung der Eheverlöbnisse, und hierinn wird es blos auf die Klugheit der Mädchen und ihrer Eltern oder Verwandten ankommen, daß sie wissen, wem sie glauben oder trauen sollen; der lezte, welcher es nicht redlich meinte, hätte dennoch, wenn auch die Eheverlöbnisse nicht aufgehoben worden wären, vielleicht über kurz oder lang, Gelegenheit gefunden, sich loszuwinden, und seine Verheissungen, auch allenfalls im Wege Rechtens, ungültig zu machen; zum wenigsten würde er, wie es so viele zu thun pflegen, die Vollziehung so lange hinaus geschoben, und sich immer mit der Unmöglichkeit entschuldiget haben, daß seiner Verlobten endlich selbst die Zeit zu lange geworden, und sie sodann noch übler daran gewesen wäre, als wenn sie ihn lange zuvor frei gelassen hätte.

Gesezt aber auch, es würde einer oder der andern gelungen haben, ihren Liebhaber dieser Art, durch das Konsistorium zu Erfüllung seiner Zusage zu zwingen; gesezt also, sie hätte einen solchen zum Mann bekommen, wäre sie darum glüklich, weil sie mit einem Menschen getraut worden, der ihr und der Welt öffentlich sagte, daß er sie nicht

haben wollte? Würde sie nicht dadurch noch mehr unglüklich seyn? Wisset, gute Kinder, daß selbst jene, die aus wahrer Liebe sich ehelichen, öfters nur allzuzeitig einander überdrüßig werden; was soll demnach aus einer Ehe werden, die der Zwang geknüpft hat, die mit Unwillen und Verdruß anfängt? wie wird sie bestehen können? wie wird sie sich enden? Nirgends ist der freye Wille nöthiger, als bei Schliessung eines solchen Vertrags, der von der katholischen Kirche zur Würde eines Sakraments erhoben worden, und von welchem man mit großer Wahrscheinlichkeit behauptet, daß es sich bei vielen Eheleuten verliert, und in das Sakrament der Buße verwandelt.

Doch ich vergesse, daß es leider fast aller Orten, besonders in Wien, eine sehr nahmhafte Menge Mädchen giebt, die eben nicht der häuslichen Glükseligkeit wegen heirathen, und folglich auch gar nicht skrupulos sind, einen Mann, wider seinen Willen, zu bekommen; diesen mag freilich mit dem nenen Gesez nicht gedient seyn; diesen gereicht es keineswegs zum Vortheil. Aber eben dies ist das Schöne, das Gute bei der Sache. Wenn die Menschen alle gleich gut wären, wenn es nicht so häufige Mißbräuche von jeher gegeben hätte, und noch gäbe; so würden die meisten Verordnungen überflüßig seyn. Dieß ist hier der Fall. Das erschienene Patent sagt gleich zum Anfang aus-

drüklich: „Da die Eheverlöbnisse weder für den „Staat, noch für den Privaten nüzlich, sondern „vielmehr für beide, in Rüksicht auf die ge„zwungenen Ehen, schädlich sind; als befehlen „und ordnen Wir ꝛc."

Zu Abschaffung jener Mißbräuche also, welche unter dem Dekmantel der Verlöbnisse so vielfältig getrieben worden, wurde dieses Gesez gegeben; zu Abstellung jener Ehen, die Gott und der Welt zum Aergerniß ausfallen, und dem Staat zum Schaden gereichen; zu Vermeidung des Unrechts, welches von Rechtswegen öfters begangen wurde; zu Verminderung der Prozesse, welche für die Gesellschaft so schädlich sind, als Krieg, Hunger und Pest.

Euch ihr guten weiblichen Seelen, die ihr zu eurer und des gemeinen Beßtens Wohlfahrt heirathen, die ihr nur einen solchen Mann wollt, der euch um eurer Tugend und Rechtschaffenheit willen liebt, die ihr Willens seid, getrreue Gattinnen zu werden; euch ist dieses Gesez zu keinem Nachtheil — sondern Euch, ihr flatterhaften unbeständigen Geschöpfe, die ihr nur Weiber werden wollt, um Frauen zu seyn, um eine Rubrik zu haben, worunter ihr alles aufschreiben könnt; euch, denen gleichgültig ist, ob ihr einen Gatten habt, der euch liebt, oder einen, der euch verachtet; euch, die ihr keine von jenen Pflichten kennet, die einer Ehefrau obliegen; euch, mit denen jedermann zugleich ein

Duzend Hausfreunde auf den Hals bekommt, die keine andere freundschaftliche Absicht haben, als ihn zum — Aktäon zu machen, euch allein benimmt es jene Vortheile, die ihr nicht haben sollt.

Auch euch, die ihr nur aus eigennüzigen Absichten Bekanntschaften mit Männern machet, welche ihr nicht einmal liebt; die ihr mit reichen Jünglingen, wenn sie auch schielend und buklicht sind, euch um deswillen, versprechet, um unter dem ersten besten Vorwand wieder brechen, und sodann zur sogenannten Entschädigung oder Abfindung mehrere tausend Gulden gerichtlich fodern zu können; euch gereicht ebenfalls zu keinem Vortheil; es benimmt euch vielmehr eure Schafschur, und lehret euch besser denken und handeln.

Ich merke, was euch noch in Ansehung der aufgehobenen Eheverlöbnisse auf dem Herzen liegt. Dies, das selbst das sichtbare Zeichen genossener Liebe keine **Verbindlichkeit** zur **künftigen Ehe** nach sich **ziehet**, **und daß** ein solcher **Vorfall nicht anders angesehen werden soll**, **als jener**, **welcher ohne vorheriges Eheversprechen geschehen ist.** Höret mich: wenn zum Beßten des Ganzen, nämlich zum Vortheil der gesammten bürgerlichen Gesellschaft etwas verordnet wird, so ist es freilich ganz natürlich, daß zu Zeiten einzelne Theile etwas leiden müssen. Weniger Personen wegen, die zumal etwas thaten, was sie nicht

thun sollten, kann nicht die ganze Gesellschaft leiden, und es ist billig, daß sie ein Opfer des allgemeinen Wohls werden.

Das Eheversprechen an sich selbst gab keinem Mädchen die Erlaubniß, sich vor der wirklichen Trauung ihrem Bräutigam zu überlassen. Verlobten Personen, die im Ernste einander zu ehlichen gedenken, ist der Genuß der Liebe ohnehin gewiß. Wer vor dem Mittagsessen nascht, verdirbt sich den Apetit. Wer seine Geliebte vor der Zeit zu gefällig findet, bei dem entsteht, über kurz oder lang, der gegründete Argwohn, daß sie gegen andere, die ihr die Ehe versprochen, eben so gefällig gewesen. Sehr oft ist es auch in der Wahrheit so.

Es giebt Mädchen, die ihre Neze allenthalben auswerfen, und sich, in der Absicht, einen Mann zu fangen, ohne viele Bedenklichkeiten, zu allem bereden lassen. — Freilich suchen sie jedem weiß zu machen, daß sie noch keinem eine ähnliche Freiheit erlaubt, daß nur er der Unwiderstehliche sey, daß sie noch keinen so geliebt hätten, als ihn; der scharfsüchtige Jüngling gukt durch die Larve, glaubt es nicht, nüzt aber die Gelegenheit, und — macht sich sodann los; der unerfahrne glaubt ihren Worten, und läßt sich fangen.

Solche Geschöpfe gleichen einem Spinnengewebe, aus welchem die stärkere Fliege sich

losreißt, und woran die schwächere hängen bleibt. Es schadet ihnen aber auch nicht, wenn sie vergebens fischen und fangen. Warum wagen sie zuviel! Wer gesündiget hat', der büsse!

Aber warum soll gerade der schwächere Theil büssen, und nicht der stärkere? Sagt mir, liebe Kinder! würdet ihr jemand beklagen, der einem Dieb, welcher anklopft, und auf Befragen: was er will, sagt: „ich möchte gern stehlen,“ gleichwohl die Thüre selbst aufmachte, und ihm den Eingang in das Haus gestattete? Ich glaube: Nein!

Die Absicht dieses neuen Gesezes ist also, die Mädchen vorsichtiger zu machen, und zu bewirken, daß sie nicht jedem, der anklopft, sogleich aufmachen, und überhaupt nicht eher heirathen sollen, bis sie getraut sind. In verschiedenen Ländern besteht schon lange das Gesez, daß jene, die unerlaubter Weise der Liebe pflegen, und Kinder zeugen, nie getraut werden können. Sobald die Mädchen vorsichtiger, und mehr auf ihrer Hut seyn werden, so werden auch redliche und wohldenkende Jünglinge, mit mehrerer Zuversicht auf ihre Rechtschaffenheit, sich ihnen nahen, und mehr glükliche Ehen werden die Folge davon seyn. Die Stuzer, Schleicher, Schmarozer und Konsorten hingegen werden vergebens ihre niedrige Absichten zu erreichen suchen, und sich, wenn sie sich ja nicht bessern, und rechtschaffen

werden wollen, mit feilen Dirnen begnügen müssen, die sie sicher so auszahlen werden, wie sie es verdienen.

Mit diesem heilsamen herrlichen Gesez ist auch zugleich eine Unglüksquelle verstopft, nämlich der Ursprung der Konsistorialprozesse. Alle erleuchtete Männer haben es immer für einen Fleken in der innern Verfassung eines Landes angesehen, daß ein Gericht, welches die Stelle eines Diözesansynods vertritt, und blos geistliche Geschäfte bestimmen, und entscheiden sollte, daß, sage ich, ein Konsistorium in Streitsachen, welche aus blos bürgerlichen Verträgen, und aus Vorfällen entstehen, von denen die Geistlichen gar nichts wissen sollten, bisher Rechtssprüche ertheilte, wenn gleich dieses Gericht nur ein abgeordneter Richter des Landesfürsten, (judex Principis delegatus) war. Man weiß, daß diese geistliche Gerichte öfters mehr auf die Dekretalen und das päbstliche Recht bei ihren Entscheidungen Rüksicht genommen, als auf die neuern landesfürstlichen Verordnungen, die es beschränken, und demselben widersprechen. Freilich sizen auch Rechtsgelehrte bei solchen Gerichten; aber die geistlichen Beysizer sind gewöhnlich zahlreicher, und die Mehrheit der Stimmen entscheidet.

Die einzigen, welche unschuldig bei der ganzen Sache zu kurz kommen, sind die Herren Pfarrer

und ihre Gehülfen, denen die Gebühr für das Verkünden entgeht, weil es izt — da kein Einspruch mehr statt findet — unnöthig und überflüßig geworden. Vielleicht werden aber nun destomehr Ehen vollzogen, deren Taxe diesen Abgang ersezt; in diesem Falle würde es auch mehr Kindstaufen geben, und sie mögen also eines in das andere rechnen. —

Zweifelt noch jemand, daß die Aufhebung der Eheverlöbnisse für das allgemeine Beßte heilsam und nüzlich sei? Habt ihr Ursache, darüber zu klagen, ihr Mädchen?

PIUS VI.
und Doktor
Martin Luther.

1782.

Pius VI. und Luther.

Luther. Ich nehme mir die Freiheit, Euer Heiligkeit, von deren persönlichen Frömmigkeit

ich vollkommen überzeugt bin, eine kleine Frage zu stellen, die ich mir zu beantworten unterthänigst erbitte.

Pabst. Worinn soll sie bestehen?

Luther. Darinn; mit welchem Recht Euer Heiligkeit dann Ihre zeitlichen Güter besizen?

Pabst. Niemand, als er, Luther, den ich wider meinen Willen blos aus seiner Schuld, meinen Sohn nicht nennen kann, nur er, sage ich, kann zweifeln, daß ich meine zeitlichen Güter nach göttlichem Rechte besize.

Luther. Wenn Euer Heiligkeit dieses glauben, täuschen sie sich stark in Ihrer Meinung. Damit sie aber sehen, daß ich nicht ohne Grund rede, so will ich meinen Saz beweisen.

Pabst. Was beweisen, beweisen? — eine für sich so sonnenklare Sache. Als einem kleinen Buben hat man mirs schon in Italien gesagt, daß dem Pabste alle seine zeitlichen Güter nach göttlichem Rechte gebühren. So muß es doch wahr seyn. Schweige er, unverschämter Mensch! mit Kezern will ich mich in kein Kazengefecht einlassen.

Luther. Euer Heiligkeit geruhen mich anzuhören; und nach genauer Erwegung meiner unumstößlichen Beweise werden Sie selbst sagen, selbst bekennen: Luther hat Recht.

Pabst. Nun, so rede er; aber mach ers kurz.

Luther. Nach Möglichkeit. Die Kurialisten, womit sich Dero Hof umrungen sieht, möchten freylich, um den Besiz der zeitlichen Güter der Kirche ehrfurchtsvoller zu machen, ihn für ein göttliches Recht ausgeben: Doch untersuchen wir die Sache beim Lichte, und wir werden sehen, daß Euer Heiligkeit Ihre zeitlichen Güter keineswegs nach göttlichem Rechte besizen.

Pabst. Che bestia.

Luther. Ja; die Wahrheit hört man freilich nicht gern; doch es ist einmal nicht anderst. Wer sich auf die göttliche Schrift gründen will, der wird lesen, daß das Volk Israel in zwölf Zünfte getheilt war. Diesem Volk hatte Gott in der Person Abrahams das glükliche Land versprochen, das man darauf nach dem Wort Gottes das verheissene Land nennte. Als Josue es erhielt, geschah die Theilung. Das ganze Volk hatte zur Erlangung beigetragen, aber nur unter eilf Zünfte ward das Land vertheilt, und die Zunft Levi, die aus den Priestern und Dienern des Tempels bestand, ward übergangen. Nicht wahr, Heiliger Vater! dadurch wollte Gott zeigen, daß diese, die sich der Religion weihen, ihre Nahrung nur von ihm zu hoffen haben, daß sie kein Gut besizen, und kein anderes Amt begleiten sollen. Gar wohl hat der König Ezechias verstanden, was Gott meinte, daß man nemlich seinen Geist nicht zugleich auf die priesterlichen

Verrichtungen, und auf die weltlichen Geschäfte richten soll, und könne.

Pabst. Spricht doch der Kerl wie ein Besessener. Haben dann nicht die Levitten den Zehend bekommen, folglich auch dafür sorgen müssen.

Luther. Ja — Gott wollte den Leviten ihre Güter nehmen, zugleich aber ihnen so viel verschaffen, als sie zum Leben brauchten, und befahl auch daher den Laien, den Zehend von ihren Einkünften, den Kirchendienern zu entrichten. Jene sollen den Gottesdienst, die Unterrichtung des Volks, die Gebete für die Sünden besorgen, diese aber deren Bemühungen mit anderen Arbeiten vergelten, ihnen das Brod verschaffen, und alle zehn Jahre die ganze Ernde den Priestern überlassen. Diß ist keine dürftige Armut, sondern ein Reichthum ohne Besiz, und ein Gewinn ohne allen Verdruß. **Wer dem Altare dient, muß vom Altare leben, als einer, der nichts hat, und alles besizt.** Werfen Euer Heiligkeit einen Blik auf die Zunft Levi hin, welcher, wenn sie mit dem Volke gleichen Theil bekommen hättte, nur der 12te Theil zugefallen wäre, so aber den 10ten bekam. Die Kirchendiener haben überhaupt eine Art ergrübelt, dem schröklichsten Ungeheuer der Welt eine schöne Farbe zu geben. Armut ist den Geistlichen zur Zierde, und je ärmer er ist, ein desto wahrerer Geistlicher ist er, weil alle Sa-

chen um so schäzbarer werden, jemehr sie sich ihrer Natur, ihrer Bestimmung nähern; sonst gleichen sie einer im Gartenhause getriebenen Frucht, die zwar die ächte Gestalt, doch nicht den ächten Geschmak hat.

Pabst. Will er vielleicht, daß ein Geistlicher arm, wie ein Bettelbube, einher laufen, oder auch ich, als der Kirchen sichtbares Oberhaupt, all meinen Gütern entsagen, und um, nach seinem Begriff, ein würdiger Priester zu seyn, auch den lezten Heller aus der Tasche schütlen soll?

Luther. Das eben nicht, Euer Heiligkeit! Unsinn wärs, was solches zu fordern. Doch hören Sie die Worte Kristi im Gesez der Gnad. Bekümmert euch nicht, was ihr essen, oder womit ihr euch kleiden werdet; der himmlische Vater weis, was ihr braucht. Denkt nicht auf morgen, sucht das Himmelreich, und alles das wird euch gegeben werden. Traget, spricht er weiter, weder Sak, noch Ranzen und Schuhe. Dann fragte er die Jünger, habt ihr wohl einen Mangel gelitten, als ich euch ohne Sak und Ranzen geschikt habe? Dieses ist die wahre Wesenheit des Priesterthums: sich in irrdische Gegenstände nicht einmengen, und daher frei von weltlichen Gütern seyn, um einen größern Theil derselben im Himmel zu geniessen, und hätten Euer Heiligkeit glorwürdige Vorfahren dieses nie

aus

aus ihrem Gesichtspunkte verloren, ihre Herzen nicht an das Irrdische geheftet, welch eine traurige Gestalt würde die römische Monarchie nicht haben? —— —— So lang die Kirche arm gewesen, war sie geförchtet, geehret. Betrachten Euer Heiligkeit das Volk Israel in der Wüste, ohne Güter, ohne Wasser, ohne Kräuter lebte es; doch fand es des grossen Gottes Allmacht zur Beschüzerinn, die Manna vom Himmel regnen, und Quellen aus den Klippen hervorspringen läßt. Nun zieht das Volk über den Jordan, und lebt unter einem glüklichen Himmelsstrich, auf einem gesegneten Erdreich, das ohne den Pflug zu kennen, Früchte trägt. Doch sieh, Freund! Da wirkt die göttliche Vorsicht nicht mehr so. Das Manna hört zu fallen auf, und bei Berührung des Felsen mit dem Stabe, kömmt keine Quelle mehr hervor. Wer auf die Kunst einer Menschenhand bauet, sezt den Wunderwerken Gottes Schranken. Ein Armer flehte einst den Petrus, auf dessen Stuhl nun Euer Heiligkeit sizen, um Geld an, und das Haupt der Christenheit, Petrus, antwortete ihm: Silber und Gold hab ich nicht, doch geb ich dir, was ich habe, nemlich den Segen im Namen Gottes. Wollte in den Zeiten der ersten Kirche jemand in die Zahl der Apostel aufgenommen werden, verkaufte er zuerst all sein Hab; denn diese Güter gleichen einem gewissen Sinnbilde, worauf ein Stein einen Körper, der sich gegen

den Himmel empor heben will, geschmiedet hält. Die griechische Kirche, jene stets strenge Beobachterinn der Armuth, hat weniger Aergernisse ausgestanden, als die Lateinische, die gewiß hundert Kezer zählt, welche eine reinere Lehre erfinden wollten. Keinen Neuerer weiß man aufzuzeigen, der nicht reich, oder wenigstens wohlhabend war. Seit der Spaltung hat die griechische Kirche keinen Kezer erzeugt, weil Kezer nicht bei der Armuth entstehen. So lange die Liebe der Gläubigen der Nahrungszweig der Geistlichkeit ist, sieht man viele gute Wirkungen; ihr exemplarisches Leben, und das Volk nicht zu ärgern, und von ihrer Besorgung abgeneigt zu machen, die Barmherzigkeit des Volks in der Behülfung der Geistlichen. Wenn sie im Gegentheil nicht nur das Nothwendige, sondern auch Ueberflüßiges haben, sorgen sie nicht dafür, bei andern eine gute Meinung zu erregen, indem sie nichts bessers hoffen, und nichts schlechters förchten. Christus machte den Judas zum Verwalter über die andern Apostel, vielleicht um dadurch anzudeuten, daß die Verwaltung des Geldes, jemanden so weit bringen könne, daß er gar zum Verräther wird, oder weil er durch seine Gottheit den Fall des Judas vorgesehen hat, und diese Versuchung den andern auserwählten Aposteln ersparen wollte. Betrachten Euer Heiligkeit den Heil. Matthäus. Er war ein Publikan, das ist

ein Wucherer. Er gab aber seine Geldhändel auf, und wurde ein guter Apostel, ein guter Evangelist. Judas, der kein eigenes Geld hatte, kam in seiner Verwaltung so weit, daß er seinen Herrn verrith, und für eine kleine Summe verkaufte. Unter dem großen Heer der Heiligen, die unsere Kirche erzeugte, wird nicht Einer unter tausenden seyn, der nicht durch die Armuth heilig geworden. Auch die Heiden erkannten die Zerstreuungen des Geistes, die die Reichthümer hervorbringen, daher sagte Seneka: **Wenn du willst ohne Sorge seyn, sei entweder arm, oder den Armen gleich.** Endlich ist es so weit entfernt, daß der Besiz der zeitlichen Güter des Pabstes aus einem göttlichen Recht sei, daß dieser Besiz mit dem Anfang der mitlern und der leztern Zeiten der Kirche gleichsam unverträglich ist. Der Christ, noch mehr aber der Geistliche ist verbunden, sein Leben nach dem Wandel Christi, seiner einzigen Richtschnur einzurichten. Ich, für meine wenige Person, habe noch in keinem Buche gelesen, daß Christus eigene Güter für seinen Unterhalt gehabt. Ich weis, daß Magdalena, ihre Schwestern, und andere fromme Frauen ihm nachgefolgt sind, um ihn von ihren eigenen Habschaften zu nähren. Freilich hätte seine göttliche Allmacht keine menschliche Hülfe gebraucht, und Er im Nothfall Wunder wirken können, aber Er that es niemals für sich, und in seinen Nöthen.

Ich lese, daß er fastend, und hungernd vom Satan versucht wurde, die Steine in Brod zu verwandeln, und Er thats doch nicht. Man sage mir nicht, seine Gottheit habe die Nöthen der Dürftigkeit nicht zugelassen, denn Er war als Mensch allen menschlichen Schwachheiten, die Sünd allein ausgenommen, unterworfen. Ich lese auch nirgends, daß er mittelst seiner Allmacht Etwas aus Nichts erschaffen habe, indem Er diß seinem Vater überlies; aber Er vervielfältigte, und verwandelte viele Dinge: Er vervielfältigte die Brode, und die Fische des Glaubens, um die Schaaren zu sättigen; bei der Hochzeit in Cana verwandelte er das Wasser in Wein. Seine Jünger aber waren so dürftig, daß sie die Kornähren abbrechen, und essen musten. Bevor er in den Himmel stieg, befahl er ihnen das zu essen, was ihnen vorgesezt würde, und nicht für sich zu sorgen. Alles dieses geschah nicht ohne Geheimniß, und durch keinen Zufall; denn in Christus giebts keinen Zufall; Er wolte uns durch alles bekehren, und uns die Lebensart der Apostel kennen machen. Sobald die Reichthümer in die Kirche Christi eingeschlichen sind, hat man sie so hoch geschäzt, daß eine tridentinische Conciliar-Verordnung aller Orten das Gelübd der Armuth aufgelößt hat, jene ausgenommen, die arm seyn wolten. Der Kirchenrath glaubte, daß das Volk den Ordensmann in der Armuth nicht

schäze, und daß die Armuth des einen, eine stillschweigende Verweisung der Reichthümer des andern sei. Daher, Euer Heiligkeit, kömmts, daß Ihre Kurialisten immer aus vollen Halse schreien von erkalteter Liebe der Glaubigen, und schwacher Ehrfurcht; Man müße also den täuschenden Sinnen, die nur sinnlich urtheilen, nichts glauben, Ehrfurcht und Hochachtung mit der weltlichen Größe einprägen, weil die Welt, die von Tag zu Tag sich verschlimmernde Welt schon nichts mehr auf himmlische Schäze achtet, und, gleichwie sich die Kirche Bilder bedienet, um die Gläubigen zur Anbetung Gottes zu bringen, so sei es auch gut, die große Würde eines Geistlichen durch Pracht und Aufwand zu zeigen. Diß ist das gute Mittel, dessen sie sich gebrauchen zu können glauben.

Pabst. Ich glaube das nämliche, und jeder Kluge wird mir beistimmen.

Luther. Ich gebe meinetwegen auch zu, daß es ein gutes Mittel ist, doch ists ja noch kein Gesez, denn es giebt viel politisch Gutes, was doch an sich ungerecht ist. Wenn dieses gute Mittel, das die Herren Kurialisten so hoch anzurühmen wissen, nicht einmal die Kraft eines menschlichen Gesezes hat; wie wird es erst ein Gesez jenes großen Gottes seyn können, der sich auf keine Kunst, keine Staatsgriffe versteht, sondern nur nach der reinsten Wahrheit befiehlt. Eben dieses gute Mittel beweiset auch

wider Euer Heiligkeit, was man Ihnen aufbringt, daß Sie nämlich die Kirche Gottes nach menschlichen Grundsäzen regieren wollen, und was, Heiliger Vater! was ist doch unterschiedener, als Gott und die Welt, der Geist und das Fleisch? — — die menschliche Weißheit heißt Thorheit vor Gottes Richterstuhl. Wenn wir also zu menschlichen Mitteln uns flüchten, haben wir den Geist Gottes nicht in uns, denn die göttliche Weißheit sagt: **Seze Vertrauen auf den Herrn aus ganzer Fülle deines Herzens, und stüze dich nicht auf deine Klugheit.** Der die Kirche stiftete, versprach ihr, sie zu beschüzen. Die Mittel, die Christus nicht gelehrt, sollen wir nicht zu finden denken, denn die Eigenliebe wird uns betrügen. Ueberhaupt ists nothwendig, daß ein recht spizfindiges Genie Mittel erfinde, um den Besiz dieser Güter mit dem Priesterthum verträglich zu machen; doch wird auch der aufgewekteste Geist, niemals die Nothwendigkeit dieses Besizes, am allerwenigsten aber aus einem göttlichen Gebote erproben: Wenns nun so ist, wird wohl der Kirche keine weltliche Macht zustehen. Man findet im Evangelium nichts, was Gott nach der Sünde mehr verabscheuet hätte, als die Königswürde. **Mein Reich ist nicht von dieser Welt.** Er floh zuerst vor den Schaaren, die ihn zum König machen wollten. Er ward von den Pharisäern beschuldigt, daß er sich habe einen König nennen

lassen, es war aber bloße Verläumdung, ja soweit war er davon entfernt, daß er sich dem Urtheil des Prätors unterzog. Als er vom Pilatus gefragt worden: also ein **König** bist du? antwortete er: du sagst es, weil ich ein **König** bin. Da man ihn als König erklärte, und die Worte: **König der Juden** auf das Kreuz sezte, geschah dieses nur spottweise. Christus wurde von den Propheten, Weisen und denen triumphirenden Seelen, die ihn in den Himmel begleiteten, als König ausgerufen, aber als König der ewigen Glorie, und eben dieses versteht auch Christus, da er sagt: **mein Reich ist nicht von dieser Welt.**

Es sollte also ein Statthalter Christi sich mit seinem Lehrmeister nur zum Reich der Glorie erheben, und nicht an weltliche Fürstenthümer denken, sondern selbe verachten. Werfen Sie, mein bester Freund! einen Blik auf die alten Päbste zurük, und an keinem werden Sie Reichthum an Gütern, Herrschsucht oder fürstliches Ansehen erbliken, sondern lauter Armuth. Heiligkeit wird Ihnen zu Gesichte kommen, und klärer als die Sonne werden Sie erkennen, wie sehr unsere heutigen Päbste von den damaligen in diesem Stük unterschieden sind. Moses war von Gott so geliebt, daß er ihn zum Befreier des Volkes bestimmte. Zum Priester aber machte er ihn nicht; er machte ihn zum Werkzeug seiner Allmacht, um den Pharao zu verwirren,

und sein hartnäkiges Volk zu bändigen, aber doch nicht zum Priester. Es war damals ein Priester nothwendig, aber er machte seinen Bruder Aaron dazu, und wollte dadurch lehren, daß das Priesterthum, die Regierung des Volks, und der Degen sich nicht wohl miteinander vereinbaren lassen. Gott liebte auch den David so sehr, daß er sagte: ich habe einen Menschen nach meinem Herzen gefunden; er machte ihn vom Hirten zum König, zum Sieger in 40 Schlachten; ließ ihn von der Macht der Riesen, und Sauls Verfolgungen nicht verlezen; bei allem dem war er doch kein Priester, und ich glaube, weil er König war. Das Volk hatte einen König nöthig, David ward dazu gemacht, und anderswo ein Priester gesucht. Gott wollte zu unserer Belehrung diese zwo Würden nicht beisammen haben.

Schlüssen wir also, Euer Heiligkeit! daß die Staaten, Reiche und Güter, die Sie besizen, mit Dero Wesenheit nicht verbunden seyen, sondern einer Standarte gleichen, die in einer Kirche aufbewahrt ist, um die Andacht des Gebers zu bezeigen. Schlüssen wir auch, daß die Vortheile dieser Besizung keinen Bezug auf die wahren Vortheile der Kirche nehmen.

Seine Heiligkeit antworten kein Wort darauf, und gehen in das Nebengemach.

Hrn. Hofraths von Sonnenfels

erste Vorlesung

in diesem akademischen Jahrgange.

Herausgegeben von Joseph von Retzer.

Alternis votis, *hæc faciat*! *hæc audiat*! non dicturi, nisi fecerit.

Plinius...

Diese Vorlesung gieng geschrieben von Hand zu Hand, so kam sie in die meinige, und von mir zum Buchdruker. Der Verfasser, der von seinem Aufsaze Abschriften nehmen läßt, schien sich des Eigenthumes darauf verziehen zu haben. Zufrieden mit Tikell's Loos, *) der mehr durch Addison's Freundschaft, als durch seine eigenen Schriften bekannt ist, nehme ich bei Herausgabe dieser kleinen, aber mehr als in einer Absicht merkwürdigen Rede unsers österreichischen Addison's mit Vergnügen Tikell's Rolle auf mich.

*) Thomas Tikell gab Addison's Werke heraus, eines Mannes, der als Schriftsteller der Welt, und als Staatssekretär seinem Vaterlande wichtige Dienste geleistet hat... Wer sieht nicht die Aehnlichkeit?

In Absicht auf gewisse Kritiker will ich erinnern, daß Sonnenfels in seiner Schrift über die Liebe des Vaterlands sich erklärt: man müsse für sein Vaterland so partheiisch seyn, es phisisch und politisch für das beste zu halten, das uns zu Theil werden konnte. In diesem Verstande kann der Redner und Dichter Patriot seyn, in einem Grade, der Kaltblütigen übertrieben scheinen wird, ohne sich zu entehren; nur bei Philosophen und Geschichtschreibern als solchen, sollte diese Vaterlandsliebe niemals statt finden.

Joseph von Retzer.

Ich fange heute den neunzehnten Jahrgang meiner Vorlesungen an. Habe ich bis izt mich stets bestrebt, den Endzwek meines Berufs nach Vermögen zu erreichen, und das Zutrauen derjenigen zu rechtfertigen, die sich meier Leitung in dem weitgestrekten Felde der politischen Kenntnisse überlassen haben; habe ich an meinen jungen Freunden stets den Eifer wahrgenommen, welcher dem Lehrer die untrüglichste Vorherkündigung ist, daß seine Bemühungen fruchten, daß die Grundsäze, die er unter seinen Mitbürgern verbreiten will, Wurzel schlagen werden; so habe ich in diesem Jahre einen Beweggrund mehr, allen meinen Kräften aufzubieten; so haben Sie, meine Herren! eine zu dem Triebe

rühmlicher Wißbegierde sich gesellende neue Ursache, durch ihren angestrengten Fleiß mich zu unterstüzen — Der Blik von ganz Europa ist auf die Staaten eines Monarchen gerichtet, der einen tiefüberdachten, durch gesammelte Beobachtungen bestättigten, durch Jahre gereiften Plan, zur Wohlfahrt seiner Unterthanen mit Entschlossenheit auszuführen, den Anfang gemacht hat. Das erste Jahr seiner Regierung ist bereits an merkwürdigen Gesezen fruchtbarer, als ganze Lebenszeiten, in der Geschichte auch nicht unberühmter Regenten.

Er hat der Feder und Presse die Freiheit gegeben, ohne die kleinsinnige Besorglichkeit zu hören, daß man sie gegen ihn selbst mißbrauchen möge. **Das Gute thun, und sich tadlen lassen, das ist die eigne, die erste Tugend großer Regenten.** Aber, was hätte ein bürgerliebender Fürst von dieser Freiheit zu fürchten? er hält, gegründete Erinnerungen zu Nuz zu bringen, nicht unter seiner Würde; und ungegründete — wird er durch das Glük, so seine Vorsorge über Nationen verbreiten soll, am nachdrüklichsten widerlegen.

Diejenigen, denen daran lag, die Fakel der Vernunft zu entfernen, durch welche die Schlupfhöle ihrer Unwissenheit und Trugkünste erhellet werden könnte; die, welche des übertragenen Ansehens zu Durchsezung ihrer Seitenabsichten, zu Emporhebung ihrer Verwandtschaft, oder der elenden Geschöpfe,

die ihre Gunst erkriechen konnten, mißbrauchen wollten; die, denen es wichtig war, daß die Klagen gegen Willkühr und Eigenmacht, ausser dem traurigen Aufenthalte der Unterdrükten, der Zurükgesezten nicht erschallen konnten, — Die hatten das zärtliche Besorgniß gütiger Regenten, für Religion und Sitten, für bürgerliche Ordnung und Folgsamkeit, beängstiget, und unter dem Vorwande einer genaueren Wachsamkeit, die Wege zur Aufklärung vertreten, die Hand des freimüthigen Schrifstellers gefesselt, die Denkungsart unterjocht. *) Joseph hat dieses Joch zerbrochen; Er räumt seinem freien Volke das freie Recht der Vorstellung ein — Und nun, das ist der Ehrenruf des Fürsten an euch, Schriftsteller der Nation! **) Wenn irgend Untergeordnete Despoten, das Verdienst, so sie verdunkeln würde, hintanzusezen, wenn sie die Fähigkeit,

*) Hr. Hofrath von Sonnenfels führt diese freimüthige Sprache nicht nur izt: ich habe die Vorstellung gesehen, welche er an die seligste Monarchinn gemacht, da ihm als Referenten, bei der n. öst. Regierung ein anonymer Vorschlag zur Verschärfung der Censur zugetheilt worden. Wenn man denselben liest, so sieht man ganz den Mann, wie ihn sein Wahlspruch malt: qui libera posset verba proferre animi, et vitam impendere vero.

Der Herausgeber.

**) Nicht Schrifterlinge!!!

Derselbe.

die sie demüthigen würde, auszuschliessen, wagen sollten; — sollte der Eigensinn unverdaute Vorschläge, unüberdachte Anstalten gegen Vernunft und Gründe in Schuz nehmen; sollte neidischer Hochmuth sich der Ausführung nüzlicher Entwürfe, weil sie nicht von ihm kommen, widersezen; die Freiheit der Presse sezt euch in das Recht ein, sie öffentlich, vor dem Throne, vor dem Vaterlande, vor der Welt, über all das Ueble, dessen Urheber sie wären, über all das Gute, so sie gehindert hätten, zur Rechenschaft zu fodern; sie stellet jeden Mann von Talente gleichsam zum Hüter des gemeinschftlichen Wohls; sie ruft ihn auf, seine Stimme laut gegen Vorurtheile und Mißbräuche zu erheben, die öffentliche Verwaltung vor Irrthümern zu warnen, selbst gegen begangene Fehler zu erinnern, und durch Mittheilung seiner Einsichten, an seinem Pulte der Rathgeber seines Fürsten, manchmal der Heiland seiner Mitbürger, des Staats zu werden.

Er hat den Bischöfen seiner Reiche die volle Thätigkeit ihrer Würde wieder gegeben, diejenigen Rechte wieder verschaft, deren übersehene Veräusserung in Besorgung ihres anvertrauten Amtes ihnen so vielfältige Hindernisse gelegt hat. In der Hierarchie herrscht künftig dieselbe Unterordnung, wie in der bürgerlichen Verwaltung: keine Ausnahme von der Gerichtsbarkeit des Bischoffs: der Diöcösan wendet sich, auch um Befreiungsgesuche, die einst

dem Reichthume gleichsam ausschliessend vorbehalten waren, an den, der nach der Ordnung Gottes und der Natur der Verfassung, die ihm beschiedene Behörde ist.

Dieß Unternehmen gegen ein in der Finsterniß verflossener Zeiten angemaßtes Ansehen des Vatikans, und die Gefälle der Datarie, würde einst das Reich mit dem Priesterthume entzweiet, Staaten bluten gemacht, ganz Europen über und umgestürzt haben. Aber Rom, heute weniger als damals herrschbegierig, und über die Rechte der Kronen mehr aufgeklärt, giebt dem Verlangen eines Fürsten geschmeidig nach, der es eingesehen hat, wie sehr die Nationalkirchen darunter leiden, wenn die Verwaltung derselben zum Theile von ferne geschehen, wenn die Entscheidung einzelner Fälle, immer von einigen hundert Meilen her erwartet werden müßte.

Eine gleiche Lenksamkeit läßt der päbstliche Hof bliken, als die Abhängigkeit unserer Ordensleute von ausländischen Obrigkeiten aufgehoben, und durch diesen Anfang die wichtige Verbesserung angekündigt wird, welche der einstimmige Wunsch des Staatsmannes und Religionseiferers bei einer Klasse des Klerus herbeiruft, die der Strom der Zeit und des allgemeinen Verderbnisses so ferne von der Vortreflichkeit ihres ursprünglichen Rufs abgeführet hat. Pius ist überzeugt, daß der Schuzherr der Kirche

nicht Willens ist, ihren Rechten Eintrag zu thun: die Billigkeit Josephs beruhigt ihn; aber die Entschlossenheit desselben hält ihn in Ehrfurcht. —

Er hat die Gewissen von dem Zwange befreit, worunter sie durch Geseze gehalten worden, die vielleicht wohlmeinende Frömmigkeit eingegeben hatte, aber die in der Handhabung hart, und ohne Zweifel der liebvollen Religion selbst widerstrebend waren, der sie zur Schuzwehr dienen sollten.

Unser Fürst kennet und beobachtet die Gränzen seiner Gewalt, die über unsere Handlungen, nicht über unsere Meinungen reichet, die zur Bestimmung unsrer Wohlfahrt in diesem Leben an ihn übertragen ist, nicht des Schiksals, das jenseits des Grabes unser wartet. Das Gaukelspiel der Andacht und Pharisäerminen, die so oft ein Schleichweg zu Ehren, zu Aemtern, zu Gnadengehalten waren, sind nun ihres Ansehens entkleidet. Er verlangt in seinem Staate, in öffentlichen Bedienungen, in der Innigkeit seines Zutrauens keine Heuchler; er verlangt gute Bürger; und er hält sich überzeugt, daß man ein solcher seyn könne, auch wenn man in Glaubenssäzen anders Sinnes ist, als die Kirchenversammlung zu Trient, auch wenn man den Gottesdienst in seiner Muttersprache hält. Durch Aufhebung der sogenannten Religionspatente, durch Aufhebung der vielmal bedrükenden, wenigstens immer erniedrigenden Ausschließungen fremder

Religionsgenossen, hat er dem Staate tausend Talente brauchbar gemacht, die vorhin für denselben verloren waren: so hat er unzählbaren Menschen ein Vaterland, dem Vaterlande Bürger gegeben; so hat er mit einmal aus zweideutigen Insassen sich getreue Unterthanen versichert, die der Unterscheid der Meinungen nun nicht weiter trennt, da sie durch das Band gemeinschaftlicher Rechte und Vortheile unter sich vereinbart sind.

Dieses Duldungsgesez ist durch den allgemeinen Zuruf der dankenden Menschheit gefeiert worden; der Staat wird die Wohlhätigkeit desselben je mehr und mehr in einer unabsehbaren Reihe daraus keimender Vortheile empfinden; aber es ist für die Fortschreitung der Aufklärung keiner der unwichtigsten, daß dadurch schon izt, den Wörtern Freidenkerei, Unglauben, Kezerei ihre uneingeschränkte, willkührliche Bedeutung benommen worden. Es war eine Zeit, da Sokraten es sich nicht anmerken lassen durften, daß sie zwischen Minerven und der Eule zu der Göttinn Füssen zu unterscheiden wußten; oder sie wurden von Aniten und Meliten als Gotteslâugner verschrieen; und diese öffentlichen Beschuldigungen, und die weniger seltne und um so gefährlichere geheime Anklage darüber, waren für die Ruhe und das Glück der Familien nicht stets ohne Folgen. Künftig kann der Mann von Wissenschaft von dieser Seite ruhig

seyn:

seyn: er erfülle die Pflichten des Bürgers, die Pflichten seines Amtes, mit Rechtschaffenheit, mit Eifer! und es ist ihm erlaubt, die kleinen zufälligen Frömmigkeitsübungen von dem Wesentlichen der Religion zu söndern; es ist ihm erlaubt, die heilige Fabellehre mit der bewährten Offenbarung nicht zu vermengen; es ist ihm erlaubt, zwischen der goldenen Legende und der Schrift zu unterscheiden, und für die Wunder, die Moses aufgezeichnet hat, mehr als für die Erzählungen des Ribadeneira und Bolandus Ehrerbietung und Glaube zu zeigen; es ist erlaubt, unangefochten sich in Kenntnissen auszuzeichnen, und von dem Werkmeister der Natur und der Weisheit seiner Geseze erhabnere Begriffe zu haben, als Bruder Makarius und der Pöbel.

Er hat dem nüzbarsten Theile des Volkes, dessen blühender Zustand von weisen Fürsten immer als der Ruhm ihrer Gesezgebung angesehen, von jedermann als die Stärke der Staaten anerkennet worden; der Klasse der Unterthanen, die aller übrigen Klassen Pflegemutter und Nährerinn ist, die ursprünglichen Rechte der Menschheit, die streitig gemachten Rechte der bürgerlichen Mitgenossenschaft zuerkennet. Von dem merkwürdigen Zeitpunkte dieser Entschließung an, werde der Namen Knechtschaft unter uns nicht weiter ausgesprochen! alle Unterthanen Josephs sind **Bürger.**

Der Despotismus unterdrükender Fürsten über Völker ist ein Greul: aber der greulichste, der unerträglichste Despotismus ist der, welchen Bürger über ihre Mitbürger ausüben. Das war die Leibeigenschaft, — dieser Schandflek der Verfassung, worinn sie geduldet wird, die Schande der sich so nennenden Rechtswissenschaft, welche den **Menschen** zur Sache herabklügelte, die Schande der Vernunft, welche zur Vertheidigung ihrer Rechtmäßigkeit Scheingründe ersann. Nie hat die wehrlose Schwachheit der Stärke ein Recht über sich zu einem andern Endzweke als zu ihrem Schuze, zu ihrem Besten anvertrauen **wollen**, anvertrauen **können**; und nie ist ein Zutrauen schändlicher gemisbraucht worden, als da man das Schuzrecht in Herrenrecht verwandelte, und Geschöpfe, die aus der Hand der Natur, auf gleichen Wegen, mit gleichen Kräften des Körpers, mit gleichen Fähigkeiten des Geistes ausgerüstet, kommen, zum **Eigenthume** ihrer Mitgeschöpfe abwürdigte. Wie, um aller Vernunft willen, hätten Menschen, auch zum Schuze ihres Lebens, dasjenige jemals veräußern wollen, das des Lebens größten, einzigen Werth ausmacht? wie konnten einige tausend gesunde, arbeitsame, rüstige Menschen jemals das Eigenthum, eines, von schwachen Aeltern gebohrnen, durch Müssiggang und Wollüste entnervten, unbeholfenen Schwächlings werden? oder eines geinfelten Mönchen, dessen Abgeordneter

den arbeitsamen Hausvater heute mit Ungestümme vor der Thüre zur Frohne herauspocht, vor der nur noch gestern irgend seiner Ordensgenossen einer, demüthig um Nahrungsmittel gebetelt hatte? Aber, indessen die Philosophie ein so widersinniges, empörendes Paradox mit der entschiedenen Uebermacht der siegenden Wahrheit bekämpfet; indessen Akademien Preise für den ausführbarsten Vorschlag bestimmen: wie der seufzenden Menschheit dieses Joch abgenommen werden könne? thut es **Joseph** — So löset die erhabene Menschenliebe eines Gesezgebers, und sein Muth, sich durch die Besorgnisse, so der Eigennuz erhebt, nicht irre machen zu lassen, mit einem **Worte** die verwikeltsten Aufgaben der Akademien.

Sie wissen es, meine Herren, ich erzähle hier nicht mit der Genauheit eines Geschichtschreibers; ich hebe aus der Menge der weisheitvollen Maaßregeln des Kaisers nur einige Beispiele, ohne besondre Wahl, ohne Ordnung aus: wenn ich nun den wichtigen Veränderungen nachdenke, wovon wir bereits Augenzeugen waren, und denjenigen, die wir von der unermüdenden Sorgfalt, von der unbegränzten Liebe dieses Fürsten zu seinen Unterthanen, mit voller Zuversicht noch zu erwarten, berechtigt sind; so widerstehe ich nicht, mir in der Anwandlung eines schmeichelhaften Selbstgefühls zu sagen: „Du „hast diese Veränderung von der Zeit deines

„ angetretenen Lehramts wenigstens vorhergesehen;
„ Du hast von diesem Lehrstuhle, von den mehrern
„ Lehrstühlen, die es dir einigermassen erlaubt ist,
„ als Sprossen des Deinigen zu betrachten, wenig-
„ stens mehrere Tausend vorbereitet, die nun die
„ Größe der Wohlthaten, welche der Monarch seinen
„ Unterthanen bestimmet, in ihrem ganzen Umfange
„ zu empfinden fähig sind —

Unter einem solchen Fürsten stehet es uns nicht ferner frei, eine mittelmäßige Nation zu seyn: seine Thätigkeit, sein Geist, sein Karakter müssen sich mittheilen, verbreiten, in alle Klassen der Bürger übergehen, müssen dem Nationalgeiste und der Denkungsart einen höhern Schwung geben! und, wie einst die Römer sich für unüberwindlich hielten, wenn Scipio an der Spize des Heeres stand; so sollen wir es nicht unmöglich finden, uns von keinem Volke der Erde den Rang abgewinnen zu lassen, da Joseph uns beherrschet. Und, meine Herren, wir können es, sobald wir uns für das erkennen, was wir sind: für ein Volk von der glüklichsten Anlage zu allem, was wir mit Ernst unternehmen, zu allem, worauf wir uns mit etwas hartnäkigerm Fleiße wenden wollen —

Scheint es doch, als hätten wir bis izt unsere anerschaffnen Fähigkeiten selbst nicht zu schäzen gewußt; als hätten wir uns, ich will nicht sagen, des Vorzugs zum mindesten aber des gleichen Schrittes

gewissermassen gutwillig begeben, der uns nie versaget werden konnte, sobald wir unsere Ansprüche darauf geltend gemacht haben würden: soll ich es gestehen? scheint es doch, als hätten wir uns durch die Großsprechereyen anderer Nationen betäuben, durch die **Vortreflichkeiten**, die Fremde unsrer Leichtglaubigkeit von sich, mit so vieler Zuversicht vorspiegelten, verleiten lassen, den Werth eines Vaterlandes, worinn wir geboren sind, die Güte der Verfassung, die uns schüzet, die Gaben des Geistes, womit uns die Natur begünstiget, die Offenherzigkeit unserer Gemüthsart, die Anständigkeit unserer Sitten, *) die Annehmlichkeit unsers gesellschaftlichen Umgangs zu verkennen, oder wohl

*) Die Sitten der Nation sind ein Vorzug, worauf sich der patriotische Verfasser dieser Vorlesung vorzüglich gegen Fremde, viel weis. Ich will dem Leser zwo vielleicht nicht unvollkommene Anekdoten darüber mittheilen. Die Errichtung der izigen Polizeiwache, wozu Hr. von Sonnefels den Entwurf gemacht, war der Stoff eines Gesprächs zwischen verschiedenen Fremden, worunter sich ein Franzos befand —— mais, sagte dieser —— je trouve le nombre beaucoup trop petit pour Vienne en comparaison de notre Guet de Paris —— qu'en dites vous Monsieur le Conseiller? sich an Hr. von Sonnenfels wendend — je dis — versezte S. gelassen, qu'on sait bien, de proportioner partout le nombre de ses gardes au nombre de ses frippons —

gar selbst herabzusezen; indessen in auswärtigen Ländern alles ruhmredig aufgestüzt, jede Kleinigkeit als ein großer Anlaß zu übertriebenen Lobsprüchen benüzt wird.

Wenn ein entschlossener Mann dem Sturme und Ungewitter troz biet, und sein Leben mehrmalen den tobenden Wellen der See aussezet, um einigen Gestrandeten das Jhrige zu retten, und wenn dann der König diesen edelmüthigen Mann le brave homme nennt, und seine bürgerliche Heldenthat mit 50 Liv. (20 fl.) belohnen läßt; so fallen alle Höflinge zu Versailles vor Bewundern in Verzükung, so hallet ganz Frankreich von diesem Ehrenworte und der ermunternden Freigebigkeit wieder — Bei uns waren diesem brave homme durch die bestehenden Geseze, für jeden, den er mit geringer Gefahr aus der Donau gerettet hätte, 25 fl. zugesichert.

Wenn Hr. Lr. Noir endlich darauf verfällt, die Hize und den Staub des Pflasters von Paris

---

Ein Reisender war bei Hr. v. S. zu Besuch, zur Zeit als dieser noch bei dem Polizeifache arbeitete. Der Fremde sagte ihm über die Vortreflichkeit dieser Anstalten einige Höflichkeit, und fragte zulezt, worinn den eigentlich das Geheimniß der Polizeiverfassung von Wien bestehen möchte, die eine solche Ordnung, ohne in die Augen fallende Aufsicht zu erhalten wisse? Das Geheimniß, antwortete dieser, liegt in den guten Sitten und der Folgsamkeit der Inwohner; und diese sind das Werk unsrer guten Geseze.

Der Herausgeber.

durch Aufsprizen vor jedem Hause zu mäßigen; wie wird die Weisheit dieses Magistrats in allen Gesellschaftskreisen der Hauptstadt, in allen Journalen des Reichs nicht erhoben, und andern Staaten zum Beispiele aufgestellet! Sie — sehen diese kleine Polizeianstalt bei uns von jeher in der Ausübung.

Wird der Rechtshandel des Müllners Arnold gegen seinen Junker wegen eines abgeleiteten Bachs aufs neue durchgesehen, und diese oder jene dabei untergelaufene Unförmlichkeit mit einer eilfertigen Härte berichtigt, die mit dem gelassenen Schritte der Gerechtigkeit kaum verträglich scheint, und daher in der Folge wieder gemildert werden muß; so kommen alle gelehrten und politischen Zeitungsschreiber außer Athem, das Glük der Unterthanen zu preisen, die unter einer solchen Rechtsverwaltung leben. Um wie unendlich größer ist unser Glük, wo durch die Vorsorge der Geseze der Fall zu einer solchen Berichtigung, sogar unmöglich gemacht, und den Unterthanen durch einen vom Staate aufgestellten Vertreter gegen ihre Herren, und fügte es sich so, gegen den Regenten selbst, vorgesehen ist!

Erläßt der König in Frankreich auf seinen Domänen einigen hundert Familien des Landvolkes die Leibeigenschaft; so wird l'Éloge de Louis XVI. eine Preisaufgabe für alle Dichter, die aus der Seine, Loire, Garronne, und dem Rhone trinken. Menschenliebe auf dem Throne ist ohne Zweifel des

Wettstreits der Musen würdiger, als der Eroberer auf seinem Triumphwagen; aber Joseph hat durch ein Gesez Nationen freigelassen!

Schäzten wir vielleicht den Werth rühmlicher Handlungen, nüzbarer Entwürfe weniger als andere Völker? hätten wir weniger, als andere Dankbarkeit für die Wohlthaten unserer Regenten? keineswegs: aber, ich bin versucht, wenigstens nach meinem Gefühle, zu sagen; es ist natürlich, daß diejenigen, welche ein Haus bewohnen, worinn überall Pracht herrschet, ein etwas kostbareres Hausgeräth, nicht wie eine Seltenheit anstaunen. Vergleichen wir, ohne Vorliebe auf beiden Seiten, Anstalten mit Anstalten, Geseze mit Gesezen, und, was die entscheidende Folge von beiden seyn muß, vergleichen wir öffentlichen und Privatwohlstand! und wir werden finden, daß, wenn Vollkommenheit nirgends zu treffen ist, und wir manches zu unserm Vortheile von Fremden herübernehmen mögen, diese entgegen auch von uns auf viele Verbesserungen geleitet werden, Entwürfe und Beispiele zugleich von uns entlehnen können. Ich rufe hierüber das Geständniß, die Zeugnisse mehrerer, offenherzig sprechender Reisenden an, die, nach den geringschäzigen Begriffen, welche sie aus partheyischen Erzälungen, oder dem noch partheyischeren Stillschweigen ihrer Schriftsteller gegen uns gezogen hatten, kaum halbgeformte Menschen, und noch die unverlöschten

Fußtritte der Barbarei zu sehen erwarteten; wann sie dann den Zustand der Wissenschaften und Künste, so viele vortrefliche Einrichtungen, die Ausbildung der Einwohner näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, ihr Erstaunen nicht bergen konnten, wie man auswärtig ein so wenig günstige Schilderung von uns machen durfte; warum wir selbst unsere Vorzüge nicht mehr in Schriften zur Schau aufstellen.

Diese Bescheidenheit ist ein karakteristischer Zug in unsrer sittlichen Nationalphisionomie: er bezeichnet ein Volk, das mehr empfindet, als empfindsam zu scheinen, strebt; er bedeutet Größe des Geistes, die nichts des Aufsehens wegen thut, sondern sich durch das Selbstbewußtseyn belohnt hält. *) Wir haben, wie jede Provinz Deutschlands, in allen Zweigen der nüzlichen und verschönernden Kenntnisse, in allen Zweigen der Künste ausgezeichnete Männer: doch, da wir wahre Verdienste an Ausländern, wie unter uns, durch stille Hochachtung ehren, so sind wir nicht sehr geneigt, das Verzeichniß großer Männer durch mittelmäßige Namen zu verlängern, und zu enttadeln: wir machen

*) Ornat hæc magnitudo animi, quæ *nihil ad ostentationem*, *omnia ad conscientiam* refert, recteque facti, non ex populi sermone mercedem, sed ex *facto* petit. Plin. L. 1. Epist. 21.

nicht aus jedem Kronikschreiber einen Livius, aus dem Verfasser eines Ehrengedächtnisses nicht sogleich einen Plutarch, nicht einen Pindar aus jedem Odendichter, einen Demosthenes aus jedem Redner, einen Raphael aus jedem Maler, aus jedem Schauspieler einen Roscius oder Garrik. Wir haben ihrer welche gesehen, dieser Wunder der Scene, dieser Rosciuse; wir haben sie gesehen — Auch von den Kolossen der Wissenschaften und Litteratur einige, haben manche unsrer Mitbürger in der Nähe zu beurtheilen, Gelegenheit gehabt, — und gefunden, wenn von der riesenmäßigen Größe, in der sie von ferne erschienen, daß Fußgestell abgerechnet ward, worauf sie die Nationalpralerei erhöhet; so — wir wollen, was wir an andern tadeln, nicht einmal zur Wiedervergeltung nachahmen: aber wenigstens haben die ungeheuren Rüstungen und Gezelte, welche Alexander nach seinem Feldzuge in Indien zurükließ, die Welt nicht überführt, daß die Macedonier größer gewesen, als das übrige Menschengeschlecht —

Um desto sonderbarer muß es scheinen, wann die Gegend Deutschlandes, gegen welche, eine nur neulich aufgeworfene, Böotiens vollkommen würdige Preißaufgabe den Beweiß liefert, daß sie den Vortheil einer allgemein werdenden Aufklärung bezweifelt; daß gerade diese Gegend sich des Richteramts über den Fortgang der Aufklärung in

andern Provinzen anmasset, und über Kenntnisse, und Geschmak und Geseze und Anstalten und Polizirung in einem Tone zu entscheiden erlaubt, der uns längst aufgebracht haben sollte, wo er nicht noch lächerlicher kleidete, als er übermüthig ist.

Der kritische Handlanger vermiethet sich für so und so viel Tagessold, oder bedingt, gleich dem Schlösser, das Stük Recension für so viel Groschen zu fördern: er sezt sich nun hin, und beurtheilt, was er versteht und nicht versteht, gelesen, oft auch nicht gelesen hat; theilt mit einem: Das hat uns nicht gefallen: Schande; mit einem: Das hat unsern Beifall: Ruhm und Unsterblichkeit aus, die der Schriftsteller, so sich zum Anbote zu erniedrigen fähig wäre, mit einigen Groschen Zulage für sich hätte ersteigern können. Der Mann von Talent, der sich empfindet, zükt darüber mitleidig die Schulter, und erinnert sich, daß der Eskimaux sich allein für einen Karabit, das ist, einen Menschen, sonst alle Völker des Erdballs für Kablunit, oder Barbaren erklärt —

Gleichgültigkeit und Geringschäzung sind das einzige, was ein so stolzer, ein so wenig unterstüzter Anspruch verdient: aber verdoppelte Anwendung, meine Herren, müssen wir dem Vorurtheile entgegenstellen, welches Fremde gegen unsere Nationalfähigkeit stets zu erweken, gestrebt haben; einem Vorurtheile dessen Fortpflanzung, dessen

Verewigung ihnen immer von äusserster Wichtigkeit seyn wird, wodurch sie sich in großer Anzahl nicht nur in Privatbedienungen eingedrungen, sondern auch vieler Geschäfte, vieler Erwerbungswege, vieler Staatsämter, bemächtiget haben, in welchen von Eingebohrnen vielleicht gleiche Geschiklichkeit — gewiß wärmere Antheilnehmung, und versichertere Anhänglichkeit *) erwartet werden durfte. Dieses erniedrigende Vorurtheil, als gebräche es den österreichischen Staaten an höhern Talenten, als wären daher Ausländer der Monarchie durchaus unentbehrlich, hat es dem beredten Eigennuze nicht ganz mißlungen, sogar bei der großen Theresia **) in Ansehen zu bringen. Damals konnte ich, wenn ich jezuweilen Gelegenheit fand, die Sache der Nationalfähigkeit mit der ehrerbietigen Freimüthigkeit zu vertreten, zu der die liebreiche Güte der Fürstinn einlud, damals konnte ich mich nur auf die Privatbeispiele berufen: heute aber

---

*) Es ist hier nicht die Rede von denjenigen, welche durch ihre Einsicht die Masse der Nationalkenntnisse vermehren, die Aemter, die ihnen anvertraut sind, das Ansehen, so sie erworben, das Glük, so sie bei uns gemacht haben, dazu anwenden, die Nationalemsigkeit zu befördern, daß Verdienst der Eingebohrnen zu unterstüzen: diese würdigen Männer sind uns keine Fremden, sie sind nationalisirte Patrioten.

**) Die selbst eine Widerlegung dieses Vorurtheils war —

finde ich mich in meinem Vortheile, da ich ein Beispiel, worüber die Stimmen von Europa vereinigt sind, Joseph den zweiten aufzustellen, fähig bin. Fremde Staaten haben Ihn bei sich gesehen, haben ihm, in dem vertraulichen Umgange als den angenehmsten Gesellschafter ihre Herzen, haben ihm als den scharfsinnigsten Beobachter ihre Bewunderung geschenket, und verehren ihn heute auf dem Throne als einen Fürsten, der selbst die hohe Meinung, die er ihnen von sich eingeflößt, noch weit hinter sich läßt. Joseph ist ein Oesterreicher: er ist unser Vaterlandsgenosse, unser Mitbürger — Diese Benennungen, an welchen er sich vorzüglich wohl gefällt, und das Verhältniß, worein sie uns mit ihm versezen, machen uns den edelmüthigen Stolz zur Pflicht: daß, wie wir an ihm den Wetteifer gegen alle Fürsteu wahrnehmen, sich in der Bemühung, seine Staaten glüklich zu machen, von keinem übertreffen zu lassen, also auch wir mit allen Völkern Europens den Wettstreit aufnehmen: ob eines derselben würdiger wäre, Josephs geliebte Unterthanen und geschäzte Mitbürger zu heissen —

Was ist der Kardinal?

von

Eberle.

§. I.

Der unter dem heiligen Sylvester im Jahre 300 aufgekommene Name Kardinal, wenn wir ihn nach seiner lateinischen Bedeutung betrachten, ward vor Zeiten einem jeden bei einer bestimmten Kirche gepfründeten Geistlichen darum gegeben, weil er einer solchen Kirche unzertrennlich beizuwohnen hatte. Hernach aber ist er allein den geistlichen Räthen des Pabstes geblieben. Diese sind, obschon vor Alters die gesammte römische Geistlichkeit mit den benachbarten Bischöfen den Pabst zu erwählen pflegte, seit langer Zeit her die Erwähler desselben mit Ausschliessung der Bischöfe, und obschon Pabst Niklas in seiner Verordnung sagt: Wir wollen und sezen fest, daß, so oft ein Bischof dieser römischen Kirche mit Tode abgeht, erstlich die Kardinalbischöfe sich sämmtlich wegen der Wahl aufs sorgfältigste berathschlagen, sogleich auch die Kardinäle, welche keine Priester sind,

mit zu Rathe ziehen, und so fort die übrige Geistlichkeit, und das Volk zu der neuen einstimmigen Wahl schreite, so täuschen sich doch diejenigen, welche daraus schliessen wollen, daß die Kardinalpriester schon Kraft dieser Verordnung das Recht gehabt haben, den Pabsten zu erwählen. Denn der erste Kanon der römischen Kirchenversammlung, auf welcher jene Verordnung gemacht worden ist, schränket die Wahl blos auf die Kardinalbischöfe ein, und der Pabst will nur, daß die Kardinäle, die keine Bischöfe sind, vor allen Gliedern der römischen Geistlichkeit um ihre Bestimmung zur Wahl gefragt werden sollen.

§. II.

Die Kardinäle sind die Räthe des Pabstes bei wichtigen Kirchenhändeln, und dienen ihm bei dem Gottesdienste. Sie haben sich mit der Zeit in drei Reihen getheilt, nämlich Kardinalbischöfe, Kardinalpriester, und Kardinaldiakone, und ausdrüklich hat Pabst Pius der fünfte verbothen, daß sonst niemand den Namen Kardinal führen solle, weil noch bis auf seine Zeiten die Domherren von Kompostell, von Mailand, und von Neapel aus blosser Demuth für gut befunden haben, sich Kardinäle ihrer Kirchen zu nennen.

§. III.

Von den Kardinälen haben wir vorzüglich zu wissen, was 1. ihren Vorrang, 2. ihre Kleidung,

3. ihren Ehrennam, 4. ihre Verrichtungen, 5. ihre Freiheiten, und endlich 6. ihre Zahl betrift. Nun von jedem in der Ordnung.

§. IV.

Sie haben den Vorrang vor allen Bischöfen. Auf der römischen Kirchenversammlung unter Johann dem fünfzehnten im Jahre 993, und in der von Klermont im Jahre 1095 unter Urban dem zweiten sind die Kardinalbischöfe zur Unterschrift vor ältern Bischöfen noch nicht zugelassen worden. Nur erst unter Innozenz dem vierten ist ihnen diese Ehre widerfahren, daß sie den Bischöfen vorgesessen sind, und bis dahin war der Gebrauch, daß Kardinalbischöfe nur vor solchen Bischöfen, die in der Weihe jünger, als sie waren, den Vorsiz hatten, die übrige Kardinäle mußten allen Bischöfen nachgehen, und war auch recht, denn Christus hat keine Kardinäle, wohl aber die Apostel, mithin auch die Bischöfe, als ihre Nachfolger eingesezt, Christus wußte nur von Bischöfen, nichts aber von Kardinälen. Als die Kardinälen den Vorrang vor allen Bischöfen bekamen, entstunden dadurch große Streitigkeiten, und noch auf dem tridentinischen Kirchenrathe mißfiel es den spanischen Bischöfen, daß die Kardinäle allen Bischöffen vorgesessen sind. Was aber den Erzbischof von Praga Bartholomäus de Martyribus am meisten gekränket hat, ist dieß, daß er in einer vor dem Pabste gehaltenen Versammlung die Kardinäle mit bedekten

Häuptern

Häuptern hat stehen sehen müssen. Er hat auch gleich nach der Versammlung dem Pabste ins Gewissen geredet, und ihn gefragt, warum er denn nicht betrachtete, daß die Kardinalswürde menschlich, die bischöfliche aber göttlich, und jeder Bischof des Pabstes Bruder sey? Als der Pabst erwiederte, daß dieses schon ein alter Gebrauch sey, ließ er sich mit dieser kühlen Antwort noch nicht abspeisen, nein! sondern sagte, daß dieses ein Mißbrauch, und daß die Herrschaft über das Erbe des Herrn von dem Apostelfürsten dem heiligen Petrus verboten worden wäre. Solches hat ihm Pius der vierte nicht nur nicht übel genommen, sondern von der Wahrheit überzeugt, den folgenden Tag den Bischöfen ihre Size bereiten lassen. Die Ursache des Vorrangs der Kardinäle ist diese. Als das päbstliche Ansehen, wie sie wissen, im zehnten, eilften, und zwölften Jahrhunderte so großen Zuwachs bekommen hat, immer höher zu steigen anfieng, so stieg auch das Ansehen der Kardinäle. Denn es war den Päbsten daran gelegen, zur Befestigung der eigenen Hoheit auch jene der Kardinäle zu erheben, die Metropoliten aber gewissermassen nieder zu denken. Und da die Päbste nicht selten auch etwas vornehmere Bischöfe unter ihre Kardinäle aufnahmen, so haben diese sich leicht bewegen lassen, der Vorwürde des Kardinalats das Wort zu reden. Daß aber die Kardinäle sogleich nach den Königen, und vor

derselben Kindern, sonst auch vor allen wie immer bewürdigten Laien ihren Rang haben sollten, was solches wird gewiß weder aus dem göttlichen Rechte, noch aus dem kirchlichen bewiesen werden können. Denn aus dem Wesen und aus der Natur der Religion versteht jedermann, daß nur in dem Gottesdienste die Geistlichen den übrigen Christen vorgehen, und daß ihnen zwar auch ausser demselben alle Ehre gebühre, welche aber mit keinem bürgerlichen Vorzuge nothwendig verknüpfet ist. Und zwar, was das geoffenbarte göttliche Recht betrift, so wissen wir aus der Lehre Jesu Christi, und seiner heiligen Apostel, und aus den Beispielen der höchsten geistlichen Häupter ganz zuverläßig, daß es nicht nothwendig sey, geistliche Personen mit weltlicher Würde zu zieren, ja daß diesen vielmehr alle Ehrsucht, mithin auch dergleichen Ansprüche verboten worden seyen.

§. V.

Die verschiedene Kleidung der Kardinäle seit den Zeiten Pabsts Innozenz des vierten besteht 1. in einem purpurfarben Hute und Kleidung. 2. In einer gleichfalls purpurrothen Haube und Birete für solche Zeremonien, wo man den Hut nicht aufzusezen pflegt. Dieses hat ihnen Paul der zweite verliehen, und zugleich erlaubt, die Pferde und Esel, darauf sie reuten, mit einem rothen Tuche zu deken. 3. In dem bischöflichen Ornate, wenn sie auch keine Bischöfe sind. Was sonderbares ists, daß Ordens-

geistliche, wenn sie Kardinäle werden, obschon ihnen Pabst Gregorius der vierzehnte den rothen Hut gleichfalls vergönnet hat, nur dem Schnitte nach, eine den übrigen gleiche Kleidung tragen, übrigens aber die Farbe des Ordens behalten, und nur eine rothe Kappe tragen.

§. VI.

Ihr Ehrenname besteht in dem Titel **Eminenz**. Pabst Urban der achte hat im Jahre 1626. verboten, daß den Titel **Eminenz** nebst den Kardinälen Niemand als die geistlichen Kuhrfürsten, und der Großmeister von Maltha führen sollte. Ja unter Pabst Innozens dem zehnten hat man mit diesem Titel so groß gethan, daß er also alle übrigen der adelichen und hohen Geburt hat verschlingen sollen.

§. VII.

Das Vierte, was uns von den Kardinälen zu wissen kömmt, sind ihre Verrichtungen, welche verschieden sind, nachdem der päbstliche Stuhl besezt oder erlediget ist. Ist er besezt, so sind sie die päbstlichen Räthe bei der Regierung der Kirche, und des römischen Staates, aus ihnen sezt der Pabst ein Consistorium zusammen, und die dahin gehörigen Rechtssachen werden Konsistorialhändel genannt, doch muß sich der Leser nicht beifallen lassen, daß der Pabst in Sachen, wo er die Kardinäle zu Rathe ziehen muß, ohne ihren Beifall nichts entscheiden könne. Der Eid des Pabsten ist nichts anders als

die Anlobung, daß er nach dem Rathe der Kardinäle sein Amt verwalten wolle, woraus man noch gar nicht schliessen darf, daß sie sammt dem Pabsten eigentlich ein Ganzes ausmachen, was die römische Kirche zu regieren hat. Sie sind die Häupter der römischen Stellen. Sie besorgen unter dem Namen Protektor die Angelegenheiten verschiedener Staaten und Kronen. Der Ursprung dessen findet sich im 15ten Jahrhundert, wo man die päbstlichen Vorbehaltungen von Seiten verschiedener Völker durch Verträge beschränket hat. Und dem Kardinalprotektor steht es zu, Acht zu geben, daß der Pabst solche Einschränkungen halte. Die Protektorsstelle von Deutschland vergiebt der römische Kaiser, und diese Stelle begleitet izt der würdige und gelehrte Kardinal Herzan. Ist der päbstliche Stuhl erlediget, so führen sie die weltliche Regierung in allen der römischen Kirche unterthänigen Ländern, und zwar täglich werden drei andere, ein Kardinalbischof, ein Kardinalpriester, und ein Kardinaldiakon als Statthalter bestellt. Sie haben das Recht, jedoch ohne Nachtheil des höchsten Ausschliessungsrechts der Regenten, den Pabst zu erwählen. Doch treten die Kardinäle in die dem Pabstthume eigenen Gerechtsame und geistliche Gerichtsbarkeit des verstorbenen Pabstes keineswegs ein, weil das alles so persönlich ist, als man etwas denken kann.

§. VIII.

Die Freiheiten der Kardinäle sind folgende: 1 Ueben sie in ihren Titularkirchen eine fast bischöfliche Gerichtsbarkeit aus. 2. Wenn sie auch nur Priester sind, können sie doch im Dienste ihrer Kirche stehenden Personen vermög einer Verordnung Benedikts des vierzehnten die Tonsur und auch die mindern Weihen geben. 3. Wenn der Pabst überhaupt mit Bahnflüchen losschleidert, oder die Sperre des Gottesdienstes, oder sonst etwas verordnet, ohne von den Kardinälen eine ausdrükliche Meldung zu machen, sie in einer solchen Verordnung nicht mitbegriffen werden. Wer die von den Kardinälen zusammengesammelten 89 Freiheiten beim Mamfredi nachlesen will, kann es meinetwegen thun. Indessen ist es gewiß, daß sie nicht allzeit einen guten Grund und den Rechtsbrauch oft hinter sich haben.

§. IX.

Was die Zahl der Kardinäle betrift, so war sie bis auf Sixtus den fünften ganz unbestimmt, allein dieser Pabst hat sie in einer Verordnung nach Art der 70 Jünger des Herrn, dergestalt auf 70 festgesezt, daß allemal 6 Kardinalbischöfe, 50 Kardinalpriester, und 14 Kardinaldiakonen seyn sollen, welche ungehindert der vom Kirchenrathe zu Basel in der 13ten Session gemachten Widerrede, heutiges Tages doch alle vom Pabste erwählt werden. Die Kirchen, deren Bischöfe allemal Kardinäle wer-

den, sind folgende: 1. Ostia, welcher auch das Veliteraische Bisthum zugeschlagen worden ist, 2. Porto, zu welcher Diözes der H. Rufina geschlagen ist, 3. Albano, 4. Sabina, 5. Tuskulum, 6. Preneste. Woraus also erhellet, daß, wenn auch ein Kardinal sonst wo Bischof ist, er dennoch, wenn er nicht eines besagter Bisthümer hat, unter die Reihe der Kardinalbischöfe nicht gehöre.

Und dieß, mein Leser! ists, was die Frage beantwortet: Was ist der Kardinal?

Bitte an die H. H. Bischöfe der österreichischen Staaten, die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst einzuführen.

Von

Norbert Korber,

regul. Kanonikus, Lehrer des geistlichen Rechts und Bibliothekar in Bruk.

Hochwürdigste Väter!

Eine frommgewagte Bitte, welche nicht auf eigene Vortheile oder Empfehlungen, sondern viel-

mehr auf ungeheuchelte Bruderliebe abzielet, hat nicht zu fürchten, daß sie unangenommen, ungelesen, oder gar verabscheuet abgewiesen werde. Voll dieses innigen Vertrauens wage ich es in christlicher Freiheit, welche weder Eigennuz, weder Eitelkeit, weder Stolz, sondern aufrichtige Nächstenliebe belebt mich an jene zu wenden, welche unmittelbar von Gott die volle Gewalt erhalten haben, in dem Reiche des Herrn auszurotten und zu zerstöhren, und wieder aufzubauen und zu pflanzen. Wer wird hier meine Deutung verkennen, Hochwürdigste Väter! daß ich nemlich Sie verstehe, zu welchen der ewige Sohn des ewig gütigen Vaters aller Menschen, da er sich gewürdiget hatte „der Bischof unserer Seelen" zu seyn, zu wiederholtenmalen sprach: „So wie mich „der Vater gesandt hat, eben so sende ich euch. — „Nehmet hin den heiligen Geist. — Gehet und „lehret alle Völker — alles was ihr auf Erden „lösen oder binden werdet, das soll auch in Him„mel gelöset und gebunden seyn." — Daß ich mich an Sie seine wahre Statthalter wende, welche „niemand geringerer als Gott selbst „welche der „Heil. Geist gesezt hat, die Kirche Gottes zu leiten. „— Und da ich zugleich überzeugt bin, daß Sie nicht Schattenbilder des Bischofthums sind, wie ehemal spanische Bischöfe in Trient sich beklagten, sondern daß Sie Ihre Würde und geistliche Macht, in deren Ausübung Sie weder unser weise Kaiser, weder

jemand anderer mehr hindern will noch kann, daß Sie Ihre von Himmel bestimmte Gewalt kennen, und daß Sie Muths genug haben, sie zum Wohl des Volks zu verwenden: Daher wende ich mich an Sie hochwürdigste Väter! mit einer frommen Bitte: ohne zu fürchten, daß mein kleines Buch von der Höhe Ihres bischöflichen Throns weggeworfen werde, vielmehr hat der trostvolle Gedanke ganz meine Seele eingenommen, daß Sie mir mit offnen Armen der väterlichen Liebe entgegen kommen, und für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen, Ihren bischöflichen Seegen geben werden.

Es ist in dem römischen Patriarchat, oder vielmehr bei den abendländischen sowohl als nördlichen Völkern, welche später zu Christo kamen, seit dem eilften Jahrhundert, oder besser zu sagen, seit den Zeiten Gregors des siebenten die lateinische Sprache in den öffentlichen Gottesdienst nach und nach allgemein eingeführet worden. Ich unterstehe mich nicht diese Einführung, diesen Brauch als unerlaubt, oder böse zu verwerfen, und weiß; da ich nur ein gemeiner Priester bin, daß es mir nicht gezieme eigenmächtig zu ändern, sondern daß es Pflicht sey für mich, in allem vernünftig zu gehorchen; ich fürchte daher auch nicht den Fluch der Versammlung von Trient: „Wenn jemand sagt: daß die „Art der römischen Kirche, nach welcher ein Theil „des Canons, und die Worte der Consekration vor=

„ getragen werden, zu verdammen sey, oder daß „ nur in der gemeinen Sprache die Messe gefeiert „ werden müsse — — — der sey anathema. „ — Ich fürchte nicht, und habe nicht Ursach diesen Fluch zu fürchten, da ich nichts verdamme, nichts verwerfe, wie es die damaligen Reformatoren (*) thaten, und vom Kirchenrath gerecht verfluchet wurden. Meine Absicht ist keine andere, als, nachdem unter allen disciplinarischen Gesezen, jenes das allererste seyn muß: Salus populi suprema lex esto. Das Heil des Volks sey das höchste Gesez. — Ihnen Hochwürdigste Väter meine Betrachtungen unterthänig vorzulegen; ob die Wiedereinführung der Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst nicht eben so gut, als jene der latienischen Sprache wäre, welche sowohl dem Deutschen, als dem Slaven fremde ist, da es die göttlichen Schriften, die Beobachtung des grauesten Alterthums, der ungemein große zu erwartende Nuzen für das Volk anzuempfehlen scheinen. Ich will Ihren bischöflichen Einsichten, Ihrer heiligen Gelehrsamkeit nicht vorgreifen; erlauben Sie mir nur meinen Zwek nach erstgemeldeter Reihe der Beweggründe auseinander zu sezen, und vorzutragen.

Ungeachtet nicht alles, was in den göttlichen Schriften enthalten ist, im strengsten Verstande Gesez ist, sondern vieles, Ermahnungen, und weise

*) Soidisanty.

Vorschriften zur Erreichung dessen was besser und vollkommner ist, enthält; so ist die heilige Schrift, jene unerschöpfliche Quelle für den Christen, woraus er ewig seinen Durst nach Wunsch wird stillen können; gleichwohl die erste Regel unserer Handlungen. Je mehr wir uns dieser Regel nähern, je vollkommenere Christen werden wir, und daher auch diese Quelle billig in allen christlichen Abhandlungen den ersten Rang. Niemand also soll es mir verweisen, niemand soll es mir übel auslegen, wenn ich zur Erzielung meines Vorhabens jenes mächtig beredte vierzehnte Kapitel aus dem ersten Sendschreiben des Apostels an die Corinther vor andern wähle, worinn Paulus von dem richtigen Gebrauch der geistlichen Gaben handlet, und wie alles in der Kirche zur Erbauung geschehen solle. Seine hinreissende Beredsamkeit leget mit vieler Würde und Nachdruk auseinander, in was für einer Sprache die Lesungen, die Auslegungen, die öffentlichen Gebete, die Danksagungen, die Lobgesänge und Psalmen, die Seegen, und folgsam die Sakramente vorzutragen sind; dann wo der Apostel ἐυλογίαν oder ἐυχαριστίαν nennt, verstehen die Alten immer die Liturgie, oder den Gottesdienst. Dieser große Apostel zeuget, daß zu seiner Zeit Leute waren, welche mit der Gabe der Zungen in der Kirche zu Corinth prahlten, so daß sie den Gottesdienst in fremden und den Idioten unbekannten Sprachen hielten, welches nach

Anmerkung des heiligen Bischofs Ambrosius von Mayland meistens Hebräer waren, die unter den Griechen und andern Nationen bald syrisch, bald hebräisch redeten, um sich zu empfehlen, weil dieß die heilige Sprache wäre, deren sich Anfangs Jehowa selbst, dann auch die Patriarchen, und Propheten bedienten. In der That dieser Vorwand wegen der heiligen Sprache war glänzend; gleichwohl aber sagt Paulus schlechterdings: Es solle in kirchlichen Versammlungen alles zur Erbauung geschehen, und deswegen solle jene Sprache angewandt werden, welche auch die Idioten verstehen, da sonst weder das Volk auferbauet werden, weder richtig Amen rufen könne, wenn es nicht versteht was gesagt wird. Sei es mir erlaubt dieses lehrvolle Kapitel mit etwas mehr Aufmerksamkeit durchzugehen.

Da der Apostel wohl weiß, daß sein Meister und Heiland Jesus ein Gott der Gnade, und der Liebe ist, so ist eben kein Wunder, daß er in allen seinen Predigten und Schriften alles auf Liebe bauet: **Jaget der Liebe nach. Eifert um die geistlichen Gaben; am meisten aber, damit ihr weissaget.** Ich ermahne euch insonderheit zu wünschen, und zu bitten, daß ihr geschikt gemacht werden möget zu weissagen, das ist: nicht blos eine künftige Sache vorhersagen, sondern daß ihr die Gabe erhalten möget, die heiligen Schriften auszulegen, oder ein und das andere Geheimniß zur Erbauung

der Gemeinde zu offenbaren, oder öffentlich auf eine lehrreiche Art erbaulich von göttlichen Dingen zu reden, welches er weiter unten erkläret; weissagen, damit alle lernen, und ermahnet werden. 2. **Denn wer eine fremde Sprache redet, redet nicht den Menschen, sondern Gott.** Es ist die Meinung der Ausleger, und Gelehrten, daß hier die hebräische Sprache, welche eine tode Sprache geworden war, und nun von wenigen verstanden wird, gemeint sey, und dieses nicht ohne Grund, dann die öffentlichen Gebete, das Predigen, das Psalmensingen geschah unter den Juden hebräisch, welchen nachzufolgen jene, denen die Gabe diese Sprache zu reden gegeben war, in dieser nämlichen Sprache die heiligen Schriften lasen, predigten, beteten, und Psalmen sangen; dieß gereichte aber gar nicht zur Erbauung des Volks, welches sie nicht verstand, und welches doch der Apostel in diesem ganzen Kapitel anpreißt; dann sagt er: **niemand verstehet es, er kann wohl einen Ton, einen Laut, einen Schall geben, aber der Zuhörer kann nicht sagen, was es bedeute, und so ist es kein Nuzen für ihn.** 3. **aber wer da weissaget,** wer in einer bekannten Sprache, durch den unmittelbaren Beistand des heiligen Geistes entweder einen verborgenen, oder geheimen Sinn der heiligen Schrift erkläret, entweder geistliche Gebete betet: **redet den Menschen zur Erbauung, und Ermahnung und Trost:**

zur Befestigung im Glauben, zum Unterricht der Unwissenden, und zur Beförderung ihres Wachsthums in der Erkänntniß und Liebe der Tugend; endlich zur Aufrichtung und Unterstüzung ihres Geistes, durch die Anwendung der göttlichen Verheissungen an sie. 4. **Wer eine fremde Sprache redet der erbauet sich selbst, aber wer da weissaget, der erbauet die Gemeinde Gottes.** Wer in einer verständlichen Sprache, und Art des Ausdruks zu allen, die ihn hören, redet, der thut alles was er kann, um alle die ihn hören, zu erbauen; welche Erbauung der große Endzwek von der Verkündigung des Evangeliums ist. Daher ist das, was zur Erbauung mehrerer Menschen ja der ganzen Gemeinde gereichet, höher zu schäzen, als das, was einen nur, und zwar denjenigen, der in fremder Sprache redet, erbauen kann. 5. **Ich wollte daß ihr alle in fremden Sprachen redetet, aber mehr daß ihr weissaget, denn wer weissaget ist größer, als der fremde Sprachen redet, es sey denn, daß er es auslege, damit die Gemeinde Erbauung erhalten möge,** welches nicht geschehen kann, es sey denn, daß, was in einer fremden Sprache gesagt wird, verdollmetschet werde; aber auch noch damal, wenn er es auslegte, ist dieses Reden in einer fremden Sprache ein unnöthiger Umschweif, den zu unterlassen es viel sittsamer und klüger ist. 6. **Und nun Brüder! wenn ich zu**

euch käme, und fremde Sprachen redete, was für Nuzen würde ich euch bringen, wo ich nicht entweder in Offenbarung, oder in Erkenntniß, oder in Weissagung, oder in Lehre zu euch redete. Sogar die leblosen Dinge, die Töne geben, es sey Flöte, oder es sey Harfe, wo sie keinen Unterschied in ihren Klängen geben, wie wird erkannt werden, was geflötet, oder auf der Harfe gespielet wird? Ein solcher Gebrauch von musikalischen Instrumenten würde nicht Musik, sondern Geräusch seyn, so weder dem Ohr weder dem Herz ein Vergnügen gäbe, eben so auch muß das Reden in einer fremden Sprache für jemanden, der sie nicht versteht, nur ein unbedeutendes Getöse seyn. 8. Dann auch wenn die Trompete einen ungewissen Ton giebt, wer wird sich zum Streit bereiten? Paulus spielet hier auf den Gebrauch verschiedener Völker an, welche musikalische Instrumente, besonders die Trompete brauchen, um den Soldaten anzudeuten, wenn sie anziehen zum Gefecht, oder abziehen müssen; um diesen Zwek zu erhalten, muß die Trompete nicht blos Töne geben, sondern deutliche Töne, die mit dem, was gemeint wird übereinstimmen, und für die, welche sich darnach richten sollen, verständlich seyn müssen, welches aber nicht seyn könnte, wenn in den Tönen kein Unterschied wäre. 9. Also auch ihr, wenn ihr nicht durch die Sprache eine

deutliche Rede gebet, wie wird verstanden werden, was gesprochen wird. Was ist dieß anders, als eine Anwendung des vorhergehenden Gleichnisses auf die Sache, wovon gehandelt wird? Denn gleichwie wenn kein Unterschied von Noten und Tönen ist, keine Musik seyn kann, noch verstanden werden, was geflötet, oder geharfet, oder getrompetet wird, also auch wenn in öffentlichem Gottesdienst nicht eine bekannte Sprache gesprochen wird, und nicht verständliche Worte gebraucht werden, welche die Versammlung ohne Mühe begreifen kann, wie wird verstanden werden, was doch verstanden werden soll: als wollte der Apostel andeuten, daß wenn auch die Worte an sich selbst viel bedeuten, sie dennoch für diejenigen, die solche hören, wenn sie ungelehrte Idioten sind, nichts bedeutend seyn, und daher solche Töne von Worten, zur Erkänntniß des Volks nichts beitragen, folgsam verlorne Arbeit seyn, denn ihr werdet seyn wie einer der in die Luft redet. Aller Nuzen solcher Worte flieget mit der Luft, in welcher sie aufgelöset werden davon, und jeder Theil des öffentlichen Gottesdienstes der auf solche Weise verrichtet wird, ist eitel und unnüz, es ist soviel als in die Luft streichen, oder mit dem Winde sich besprechen; ihr werdet dadurch nichts als ein Geräusch machen, und ich überlasse euch selbst zu urtheilen, wie ungereimt es seyn würde solche we-

nigstens für das ungelehrte Volk nichtsbedeutende Töne, in den Dienst des Herrn, der doch für das Volk gemacht ist, einzuführen, die ihr in gemeinem Gang des Lebens nicht dulden würdet. 10. Es sind vielleicht so viele Arten von Sprachen in der Welt, beinahe so viele als Völker: es mögen ihrer siebenzig seyn, wie nach der Sage der Juden bei der Verwirrung zu Babel gewesen seyn sollen, es mögen mehr oder weniger seyn; und keine derselben ist ohne Stimme oder Bedeutung, jede Sprache verbindet mit jedem Worte einen bestimmten Begriff, welchen das Wort dem der es verstehet, mittheilet durch die Stimme, ohne welcher der Begriff nicht erweket oder mitgetheilet werden kann. 11. Wenn ich denn die Kraft der Stimme nicht weiß, wenn ich den Nachdruk einer Sprache, die Begriffe, die ihre Worte ausdrüken nicht weiß, sondern blos den Schall höre; so werde ich dem der da redet barbarisch seyn, und derjenige welcher redet, wird bei mir barbarisch seyn. Dieses Wort stammt von dem arabischen Barbar, welches ein verworrenes Geräusch bedeutet, oder von dem griechischen βαρβαρος welches stammlend heißt. Nachher war dieß Wort in einer weitläuftigen Bedeutung für alle, welche nicht rein griechisch sprachen genommen. So nannte Appamensis Platonicus den Evangelisten Johannes einen Barbar, weil er

ein Jude und von einer andern Sprache war, welche dieser Weltweise nicht verstand, nemlich der aramäischen, die Johannes natürlicher Weise als seine Muttersprache redete. Gleichwol waren nicht die Griechen allein, welche alle andre Völker Barbaren nannten, sondern fast jedes Volk belegte die Fremdlinge, die seine Sprache nicht hatten, mit diesem Namen: so nannten die Chaldäer *) diejenigen, die kein Chaldäisch, und die Römer **) diejenigen, die kein Latein redeten, Barbaren: so nennt sich Ovid selbst, unter den Gethen einen Barbar; ***) so wurden auch die Griechen von Egyptiern, und wiederum die Egyptier von Griechen****), so die Athenienser von den Scythen, und die Scythen von Atheniensern *****) Barbaren genannt, weil sie einander nicht verstanden; und so mag auch der Deutsche einen Slaven oder Franzosen, und diese hinwiederum den Deutschen einen Barbaren nennen, so scheint es auch in dieser Stelle der Apostel genommen zu haben, nemlich ich werde wie ein Fremdling seyn für den, der da redet, und er wird ein Fremdling für mich seyn, weil wir einander nicht verstehen. 12. Also auch ihr, weil ihr **Eiferer** der geistlichen

*) Buxtorf. Lex. Talm. **) Cic. orat. 6 in Versen. ***) Trist. V. ****) Herodot. l. 2. *****) Anathasis Scytha beim Erasmus.

Gaben seydt, so trachtet, daß ihr zu der Gemeinde Erbauung überflüssend seyn möget. Wünschet er vor allen, und verlanget euch solche Gaben, welche zur Erbauung der Glieder der Kirche am nüzlichsten, am dienlichsten sind, und eifert in deren Anwendung vortreflich und überflüssend zu seyn. 13. **Darum wer in einer fremden Sprache redet, der bethe, daß er dollmetschen möge.** Der Apostel will, daß wer auch in fremder Sprache, die man nicht versteht, zwar nicht lehret, aber doch öffentlich bethet, es nicht eher thun solle, als wenn er im Stande ist, verstanden zu werden, wenn man es nemlich in einer bekannten Sprache ausleget. 14. **Denn wann ich in einer fremden Sprache bethe;** (die Korinther hatten vielleicht die Meinung der jüdischen Lehrer angenommen, welche darauf drangen, daß die hebräische Sprache allein in dem Gebethe gebraucht werden müsse, so daß diejenigen, welche die Gabe hatten hebräisch zu reden, in dieser Sprache auch öffentlich zu bethen gewohnt waren, wenn gleich der gröste Theil der Versammlung es nicht verstand,) **so bethet wohl mein Geist;** so bethe ich wohl mit meinem Athem, mit der Stimme; die Stimme der Zunge nennet der Apostel den Geist πνευμα. Die Rührung des Gemüths aber den Verstand: νȣσ es ist auch anders nichts; mein Geist bethet, als mein Athem oder meine Zunge läßt andächtige Worte erschallen.

Aber mein Verstand ist fruchtlos; das was ich rede, oder meine Meinung ist von keinem Nuzen für andre, die meine Worte nicht verstehen. 15. **Was ist es denn? ich werde wohl mit dem Geiste bethen, aber ich werde auch mit dem Verstande bethen**, ich werde in einer solchen Sprache bethen, worinn die Zuhörer mich verstehen, daß sie durch mein Gebeth erbauet werden mögen; des Apostels Meinung ist, daß wenn er gleich bei einigen Gelegenheiten für gut finden möchte, seine außerordentliche Gabe zu gebrauchen, er gleichwol lieber in einer Sprache bethen wolle, worinn er verstanden würde, damit die Zuhörer sich mit ihm in Gebethe vereinigen, und damit dadurch ihre Seelen sowol als seine erquiket werden mögten, eben so muß das folgende ausgelegt werden. **Ich werde wohl mit dem Geiste singen, aber ich werde auch mit dem Verstande singen.** 16. **Sonst wenn du mit dem Geiste segnest, wie wird derjenige, welcher die Stelle eines Idioten einnimmt, auf deinen Seegen, Amen sagen, weil er nicht weiß, was du sagst.** Idiot ist hier kein Schimpfname und heißt wohl andres nichts, als ein Ungelehrter, der keine andre Sprache versteht, als die gemeine Landessprache. Nun fraget der Apostel: wenn du, der du ein öffentlicher Diener oder Priester bist, in einer fremden Sprache segnest oder dankest, oder Gott lobest, wie wird das

gemeine Volk, oder die Leute, die nur gemeine Erkenntniß haben, Amen antworten? Amen ward, und wird noch zum Schluß des Gebethes gebrauchet, um dadurch die gemeinschaftliche Beistimmung aller Anwesenden anzudeuten; es war die Gewohnheit bei den Israeliten sowohl auf Segnungen, als auf Flüche des Priesters Amen zu sagen *). Diese Gewohnheit ist von da in die christliche Kirche herübergebracht, in welcher es bei dem Gottesdienst Sitte war, wie es Justinus bezeuget **); „Wenn „der Priester die Gebethe und Danksagungen geen„diget hatte, antwortete die ganze gegenwärtige Versammlung mit einem frohen Zurufe: Amen.„ Welches, wie er anmerket, im hebräischen so viel bedeutet, als: so sei es. Die Gebethe, welche öffentlich in der Kirche gebethet werden, sollen mit einem Geist, einem Herzen, einer Seele, der ganzen Versammlung Gott dargebracht werden, denn sonst, wenn dem Gebethe des Priesters nicht beigestimmet wird, ist es nicht unser Gebeth: Diese Uebereinstimmung aber ist unmöglich, wenn nicht alle den Sinn von dem verstehen, was gesprochen wird. 17. **Denn du sagest zwar gehörig Dank, aber der andre wird nicht erbauet.** Dein Freund, dein Nächster, der bei dir steht, hat, weil er nichts versteht, nicht den geringsten Nuzen davon. 18. Ich

*) Levit. 5. Deut. 27. Neh. 5. & 8.

**) Apol. 2.

danke meinem Gott, daß ich mehr fremde Sprachen rede, als ihr alle. 19. Aber gleichwol will ich lieber fünf Worte mit Verstand in der Gemeine reden, damit ich auch andere unterweise, als zehn tausend Worte in einer fremden Sprache. Paulus meldet dieses von sich nur in gröster Demuth, indem er Gott dem Geber alles Guten danket, nicht aus Ruhmredigkeit, und nimmt durch den folgenden Ausdruk, fünf Worte für das wenigste, so wie zehntausend für das meiste, doch würden nach seiner Deutung die fünf Worte, welche verstanden werden, von mehrerem Nuzen seyn, als zehntausend unverständliche. 20. Brüder! werdet keine Kinder am Verstande, sondern seydt Kinder in der Bosheit, und werdet an Verstand mannbar. Wählet nicht, was euch am besten gefällt, artige oder schöne Dinge, sondern was für andre am nüzlichsten ist. Ich wollte wohl, daß ihr in einigen Absichten wahrhaftig Kinder wäret, nemlich in Unschuld in Befreiung von mancherlei Bosheit, aber an Verstand handlet wie Männer, als Menschen von reifer Beurtheilungskraft, welche wissen was am zuträglichsten ist zu reden, und am vortheilhaftesten zu thun. 21. In dem Geseze ist geschrieben: Ich werde durch Leute von andern Sprachen, und durch andere Lippen zu diesem Volk reden, und auch so werden sie mich nicht hören, sagt

der Herr. Es ist dieses eine Drohung aus dem Jesaias, nicht dem Buchstaben, aber doch dem Verstande nach von Paulus angeführet, zur Warnung, damit die gewisse Korinther nicht freiwillig den göttlichen Unwillen über die Gemeinde brächten, blos um ein kindisches Gepränge, eine Prahlerei von ihren Gaben zu machen. 22. **Sodann sind die fremden Sprachen zu einem Zeichen, nicht den, die glauben, sondern den Unglaubigen und die Weissagung nicht den Unglaubigen, sondern denen, welche glauben.** Der Apostel will beweisen, daß die Gabe in unbekannten Sprachen zu reden, nicht zum Unterricht der Glaubigen, sondern der Unglaubigen sei verheißen worden, damit sie dadurch bekehrt werden, es gehöre demnach die Gabe der fremden Sprachen zur Bekehrung der Heiden außer der Kirche, nicht aber zur Bewunderung in die Kirche; sie müsse den Endzwek haben, daß man Gottes Lehre anhöre und befolge, welches nicht geschehen kann, wenn man in der Versammlung in Sprachen lehret, oder singet, oder bethet, die nicht verstanden werden, dahingegen man diesen Endzwek erreichet, wenn man fremden Völkern in ihren eigenen Sprachen das Evangelium verkündiget. 23. **Wenn dann die ganze Kirche zusammen kömmt, und alle in fremden Sprachen reden, und kämen einige Idioten oder Unglaubige hinein, würden sie nicht sagen, daß ihr unsinnig wäret?** Einige meinen, hier werde verstanden, daß alle

verworren durcheinander schrien, allein der Apostel meint, wenn verschiedene von ihnen, welche zu reden die Gabe haben, also redeten, welches aus den folgenden sich erkläret; wenn sie alle weissagten: Alle bedeutet hier gewiß, nicht jede Person in der Versammlung, denn nicht alle sind Propheten, wie er es im zwölften Kapitel sagt: es bezeichnet nur einige, einen oder mehrere, alle die, welche öffentlich aber doch nach einander, ἀνα μέρος, nicht zugleich, nicht auf einmal, wie vielleicht die Quaker, in der Versammlung redeten. So wie denn ein Idiot aus der Rede in fremder Sprache schlüssen würde, daß solche Menschen den Gebrauch ihrer Vernunft vermischet hätten, wenn sie in einer Sprache zu einer Versammlung reden, die nicht ein Wort von dem, was gesagt wird, verstehet; eben so würde er im Gegentheil an der Weissagung (das ist Erklärung der heiligen Schriften, nach obiger Auslegung was nemlich die hier gemeinte Weissagung eigentlich bedeute) schlüssen; daß Gott wahrhaftig in der Versammlung zugegen sei; sich fühlen, und endlich anbethen. Was ist es denn Brüder! wenn ihr zusammenkommet? — Lasset alle Dinge zur Erbauung geschehen. Dieses ist der Zwek des Apostels in den ganzen vortreflichen Abschnitt, wie nemlich alles zu der Volksmenge Erbauung, Besserung, Aufrichtung, Trost und heiliger Freude geschehen müsse; welches aber unmöglich ge-

schehen kann, wenn man nicht eine Sprache redet, welche der Volksmenge bekannt ist. Lasset alles heißt es, nicht zum eitlen Gepränge, sondern zur Erbauung geschehen, auf solche Art, wie es am wahrscheinlichsten und sichersten zum Nuzen der menschlichen Seelen, und zur Erbauung der Gemeinde des Herrn gereichen wird. Gleichwie diese angezohene, und aus sich selbst einfältig erklärte Stellen, eben so haben auch die nachfolgenden dieses Kapitels keinen andern Zwek, als zu zeugen, daß Psalmen, Lehre, Offenbarung, Sprache, Auslegung, alles, alles zu der Gemeinde Erbauung geschehen solle, so wie auch der Schluß lautet: Sodann Brüder! eifert um zu weissagen, und verhindert nicht in Sprachen zu reden. Lasset alles anständig, und nach Ordnung geschehen. Sollte wohl nach diesem treffenden apostolischen Unterricht noch ein Volk, noch eine Gemeinde die hebräische Sprache bei Griechen, oder die griechische bei Leuten, die sie nicht verstanden hätten, unter dem Vorwand, daß es die heilige Sprache wäre, in öffentlichen Gottesdienst haben brauchen wollen? besonders da Paulus seine Lehre ein Geboth des Herrn nennet, und eine strafende Drohung beisezet: Wenn jemand meinet ein Propbet, oder Geistlich zu seyn; der erkenne, daß das, was ich euch schreibe, des Herrn Gebothe sind, wenn aber jemand unwissend ist, der sei unwissend. Unwissend

seyn und bleiben wird hier mit einem nachdrüklichen Beisaz genommen, da es heisset; aus Eigensinn oder Vorsaz eine Sache nicht erkennen wollen; ein solcher sagt Paulus, mag immerhin ein stolzer Ignorant bleiben; wie in Johannis Offenbarung es heißt: Wer unflätig ist, der sei immerhin unflätig. Sollten wohl nach dieser Erklärung des Apostels und zugleich schwerer Bedrohung noch ein und andre Juden den Vorwand der heiligen Sprache vorgeschüzet, und sie in Gottesdienst allein haben brauchen wollen?

Nein, Hochwürdigste Väter! es ist mehr als wahrscheinlich, daß in der Kindheit des Christenthums, dieser heiligen Kindheit, welche uns zum Muster dienen muß, jedes Volk, jede Gemeinde in ihrer ländlichen populären Sprache den Gottesdienst verrichtet habe, denn gewiß, da der Heiland die aramäische Sprache, als eine seinen Brüdern, seinen Schülern, seinen Freunden gemeine, als die damal in Judäa landesübliche Sprache gebraucht hatte, so ist es nur gar zu glaubwürdig, daß in Jerusalem und Galiläa, und Palästina die Apostel und Jünger nicht in der ursprünglichen reinen hebräischen, sondern in der landgemeinen populären aramäischen Sprache die Messe und alles was auf den Gottesdienst sich beziehet, gefeiert; eben so wahrscheinlich wenn nicht ganz gewiß ist es, daß im Gegentheil bei jedem Volk, welches hernach aus den

Heiden zum Evangelium gebracht ward, in seiner Landessprache alle heiligen Dinge gehalten worden, wie es die den Griechen griechisch, und den Juden jüdisch geschriebene Evangelien und Briefe weisen: warum haben Petrus, oder Johannes, oder Jakob ihre Episteln nicht hebräisch verfasset? warum Mathäus sein Evangelium nicht griechisch? weil jeder sich zur Erbauung der seinigen verwendet hatte, für welche er schrieb, oder Evangelist war, und ich zweifle gar nicht, daß Philippus scytisch, Jakob indianisch, und so jeder Apostel in jedes Volks, dem er das Reich Gottes verkündigte, gemeiner Sprache geschrieben haben würde, wenn er geschrieben hätte, so wie es nur gar zu gewiß ist, daß jeder von ihnen den ganzen Gottesdienst in der eigenen Sprache gehalten habe. Sollten sie denn am Pfingsttag die Gabe der Sprachen umsonst erhalten haben? keineswegs, vielmehr ist sie ihnen deßwegen gegeben worden, um allen Völkern in der Welt die Lehre des Evangeliums faßlich und begreiflich vorzutragen, und die Sakramente jedem in seiner Sprache darzureichen. Die Synagoge mag nur eine Sprache im Gottesdienst annehmen, da Mosis Gesez nur einem Volk gegeben war, die Kirche muß alle Sprachen annehmen, da Christi Gesez für alle Völker bestimmt ist. Die alten Liturgien, die bis auf uns gekommen, ohne ein Raub der Würmer, oder des Feuers, oder der Wuth

des Krieges geworden zu seyn, welche in verschiedenen Sprachen abgefasset sind, als die Alexandrinische, Coptische, Ethiopische, Mozarabische, Slavonische, Armenische, Illyrische sind blos deßwegen in diesen Sprachen verfasset, weil sie ehemal Landessprachen, Volkssprachen waren. Sogar die lateinische Sprache ist den Abendländern, wie die griechische bei den Morgenländern aus keiner andren Ursach, als weil sie die gemeine Volkssprachen waren zum Gottesdienst gebrauchet worden. Es ist nicht zu zweiflen, daß die Christen in Italien gleich von Anfang die heiligen Schriften in ihren Zusammenkünften lasen, welches dann die Uebersezungen veranlaßte, weil man die heilige Bücher in jener Sprache gegenwärtig haben muste, welche in diesen Provinzen üblich und verständlich waren; dahero schliessen die Gelehrten auf das graue Alter der Versio Itala, daß sie gleich von den unmittelbaren Jüngern der Aposteln gemacht, und mit der christlichen Religion zugleich in den übrigen Occident gebracht ward. Denn die lateinische Sprache, welche auch von der Hauptstadt der damaligen Welt, die römische genennt war, und deren sich der Senat sowohl als das Volk zu Rom in allen Gesezgebungen, Gerichten, in öffentlichen sowohl als häuslichen Geschäften bedienten, wurde durch die römische Eroberungen, und Colonien bald äußerst ausgebreitet, sie kam in ganz Italien, Panonien, das alte Gallien,

Spanien, und Afrika, und verdrang größtentheils die ursprüngliche Sprachen der besiegten Nationen, so wie in neuern Zeiten die Sprache der Eroberer die National-Sprache hin und wieder verdrang. Noch die heutige europäische Sprachen edler Völker sind Beweise davon, da sie die Sprache der Latier als ihre Muttersprache anerkennen; und für Afrika ist uns Augustinus Bischof zu Hippon ein unverdächtiger Zeuge, da er bezeugt, *) daß zu seiner Zeit die Psalmen in öffentlichen Gottesdienst lateinisch vom Volk gesungen worden, da er zeugt: daß in der Präfation der Meße, das Volk dem Priester auf das Sursum corda: lateinisch antwortete: habemus ad Dominum: und auf das: Gratias agamus Domino: lateinisch beistimmte: Dignum & justum est. Da er sich lateinische Solοecismen erlaubt, um desto leichter vom Volk verstanden zu werden, nemlich die römische Colonien haben in Afrika auch die römische Sprache eingebracht, gleichwie die sächsische Colonien in Siebenbürgen die deutsche; man kann die obenbenannten Zungen alle als eine lateinische, oder man hat wenigstens ehemal sie als eine Sprache ansehen können, und man darf sich gar nicht wundern, daß da man die obenangeführte Lehre des heiligen Paulus mit gemeinem Sinn bewahrte, in jedem Lande, wo die lateinische Sprache Volkssprache war, sie im Got-

*) Lib. de doctr. Christ.

tesdienst angewendet wurde, daß sogar jenen, welche die ältere Ursprache, die griechische, einführen wollten, es verwiesen ward; so hat zum Beispiel Ambrosius, oder wer immer dem Commentars in Episteln des Apostels, unter seinem Namen, Verfasser ist, es verwiesen, daß gewisse Lateiner griechisch singen wollten, weil ihnen der griechische Wohlklang besser gefiel, da indessen weder sie, weder andre etwas davon verstanden. Wie kömmt aber der Deutsche, wie der Slav oder Mähre, zu der lateinischen Sprache, mit welcher ihre Sprachen nicht die geringste Aehnlichkeit haben? Eben so wie zum römischen Rechte. Man hat beides diesen Nationen in den Zeiten der Unordnung, und Unwissenheit gemach aufgedrungen. Es war dieses ein leicht zu erreichender Zwek, nachdem das berüchtigte Meisterstük des Betrugs eines heute noch seiner Genealogie nach, unbekannten Isidors, welcher durch erdichtete den besten heiligsten Männern unterschobene Dekretalen den Grund legte zum Umsturz der ursprünglich hierarchischen Ordnung, und den heiligen Rechten der Bischöfe die herbesten Stöße versezet hat. Haben aber unsere alten Vorfahrer, haben die Erstlinge der Mähren in Christo lateinisch gesprochen? haben sie wenigstens im Gottesdienst diese fremde und unbekannte Sprache gebraucht? Unsere vaterländische Geschichte giebt uns das schönste Merkmal vom Gegentheil an die Hand.

Alle vorgehende Bekehrungen der Mähren waren fruchtlos, ihr Licht fuhr vorbei wie ein Bliz am dunkeln Himmel. Bis Cyrillus, ehemal Constantin der Weltweise genannt, mit seinem Bruder Methodius bei uns das Evangelium auf immer gründeten. Wie vielen Dank sind wir diesen vortreflichen Männern schuldig, daß sie uns so vest, so dauerhaft an den Christus banden! Eine dankbare fromme Thräne entwische jedem Mähren, dem die Religion, diese seeligmachende Freundin am Herzen liegt. Diesen zween unvergeßlichen würdigen Bischöfen, diesen zween heiligen Stiftern der slavischen Kirche haben wir die seelige Hofnungen in Christo zu danken. Sie waren glüklich in der Pflanzung unsres Christenthums, sie waren glüklicher als die Gesandten des heiligen Ambrosius von Mayland in den Zeiten der Königin Friedegild; glüklicher als der heilige Abt Severinus aus Panonien im sechsten Jahrhundert, glüklicher als die Salzburger und Passauer Priester in den Zeiten Karls des Großen. Und warum? Ohne Zweifel, weil die göttliche Vorsicht sie zu Werkzeugen unserer Verwandlung erwählet hatte, aber auch so erwählet hatte, daß sie das sicherste treffendste Mittel dazu ergrieffen. Vor Cyrillus und Methodius hatten die Mährer und mit ihnen alle Slaven keine Elemente, keine Charaktere, keine Buchstaben, wie es Gelasius Dohner, Adaugt Voigt, Franz Pelzel, jene um

die vaterländische Litteratur und Geschichte so verdiente verehrungswürdige Männer beweisen. Die Mährer hatten damal, so wie heute noch, eine ungemeine Anhänglichkeit an ihre obschon unregelmäßige Sprache. Cyrillus der Weltweise formte, ordnete, und bestimmte ihre Buchstaben, ihre Schreibekunst, ihre Sprache; übersezte die göttlichen Bücher in diese so bestimmte Landessprache, hielt den Neubekehrten darinn öffentlichen Gottesdienst, und gewann die Mährer auf immer Christo. Die slavische, oder slavonische landesübliche Sprache war ienes vortrefliche Mittel, wodurch die Arbeiten unsrer Apostel geseegnet wurden, die Volkssprache war das schäzbare Mittel, wodurch die Slaven das gröste Gut, die heilige Religion des Christus erhielten. Es hatten ihnen zwar Neid Hindernisse in Weg werfen wollen, allein das reinste Bewußtseyn, und die Gewalt der evangelischen Anordnungen hat gesieget. Cyrillus wird von lateinischen Priestern in Rom verdächtig gemacht, er, der nur nach Gottes Ehre und Menschen Heil durstet, muß sich verantworten. *) „Eine Kirchenversammlung in Rom „verweiset dem heiligen Bischof, warum er sich „unterstanden hätte, die Sazungen der heiligen „Väter zu ändern, und den Gottesdienst in slavonischer Sprache zu halten. Er aber antwortete in „Demuth: Habt acht meine Brüder und Herren!

*) Baron ad 867.

„ auf die Rede des Apostels : Verbiethet nicht, in „ verschiedenen Sprachen zu reden. Ich habe nur „ der apostolischen Lehre gefolget , die ihr jezt an„ greifet. Allein sie sagten : Obschon der Apostel „ in verschiedenen Sprachen zu reden empfiehlt, so „ will er doch nicht dadurch, daß in jener Sprache, „ die du gemacht hast, der Gottesdienst gehalten „ werden solle. Als aber unter ihnen wegen solcher „ Einrichtung mehr und mehr gestritten ward, „ berufte sich der heilige Cyrill auf den Davidschen „ Spruch : Es ist geschrieben : Jeder Geist lobe „ den Herrn. Wenn also jeder Geist *) den „ Herrn loben soll, warum verhindert ihr mich, „ die heilige Meße und die Bethstunden slavonisch „ abzusingen ? Sonsten wenn wir diesem Volk, „ gleichwie andern Nationen, in griechisch= oder „ lateinischer Sprache hätten helfen können, würde „ ich meinethalben, das, was ihr verwerfet, nicht „ festgesezet haben, jedoch weil ich sie als Idioten, „ und der Wege des Herrn ganz unwissend antraf, „ so hat die göttliche Gnade des heiligen Geistes ohne„ hin, mir dieses Talent gegeben, wodurch ich „ unzählbares Volk Gott gewonnen habe. Darum „ erweget besser meine Väter und Herren! ob die „ Art meiner Verfassung geändert werden könne.

„ Sie

*) Cyrillus als ein Griech nimmt Geist, πνευμα für Stimme, wie oben gesagt worden.

„ Sie aber, da sie bewundernd den Fleiß und die „ Treue eines so großen Mannes hörten, haben nach „ reiferer Ueberlegung beschlossen, daß in den von Cy- „ rillus Gott zugeführten Ländern der öffentliche Got- „ tesdienst in der von ihm eingerichteten Ordnung und „ Sprache gefeiert werde.„ Konnte man auch eine andere Erklärung von der römischen Versammlung erwarten, da die Nothwendigkeit selbst wegen des Volks Unwissenheit einer andern Sprache, wegen der gar zu großen heute noch fortdaurenden Anhänglichkeit zur eigenen vaterländischen Sprache sowohl als wegen der kraftvollen Ueberzeugung aus den göttlichen Schriften es erheischten. Gleiche Verfolgung muste des Cyrillus heiliger Bruder Methodius erfahren. Er ward nicht nur angeklagt, sondern gar verkezert; man klagte nicht mehr der Volkssprache wegen, sondern man hatte die Reinigkeit seiner Lehre, die Aufrichtigkeit seines Glaubens verdächtig gemacht, die Verläumdung der bajerischen Geistlichkeit, (welche über den Fortgang der Mähren eifersüchtig, da ihrem Sprengel eine ziemliche Streke Länder abgeschnitten worden, auch in spätern Jahren die mährischen Bischöfe anfeindete) fand in Rom Gehör, wo es wahrscheinlich schien, daß Methodius ein Grieche an der damals sich wurzelnden griechischen Spaltung Antheil haben mögte. Es war deshalben nicht genug, daß er den Priester Johann sandte, der ihn rechtfertigen sollte, der

heilige Bischof muste seine Heerde verlassen, damit man vor dem apostolischen Stuhl aus seinem Munde vernehmen konnte, ob er so lehre und glaube wie er soll. Allein wie glänzend, wie ruhmvoll kam nicht der heilige Mann in sein Mähren zurük; die ehrwürdige Urkunde seiner ächten unverfälschten Religion der Brief Johannes VIII, an Swatopluk, König (oder wie der Pabst ihn betitelt Comitem) in Mähren, wird allen rechtschafenen Mähren ein unvergeßliches Denkmal bleiben. „ Wir haben, „ sagt Johannes in diesem Brief, nach vielem vor„ angeschikten Lob, euren ehrwürdigen Erzbischof „ in aller Kirchenlehre orthodoxe und nuzenschaffend „ gefunden, den wir euch als den eigenen Seelen„ hirten welcher aller Ehre und Hochachtung „ werth ist zurükschiken.“ Was aber zu meinem Vorhaben eigentlich gehöret ist jene kraftvolle Entscheidung des ersten Bischofs, da er in dem nemlichen Brief weiter voll Wahrheit und Richtigkeit schreibt: „ Endlich müssen wir die von Constantin „ dem ehmaligen Weltweisen eingerichtete slawo„ nische Sprache mit Recht loben, (jure lauda„ mus) und befehlen, daß des Herrn Christus un„ seres Gottes Werke und öffentliches Lob in der „ nemlichen Sprache verkündiget werde, dann durch „ heilige Vorschriften werden wir ermahnet nicht „ nur in drei sondern in allen Sprachen Gott zu „ preisen, welche Gott gebiethen: Lobet den Herrn

„ alle Völker, und preiset ihn zu sammen alle Na-
„ tionen. So redeten auch die vom heiligen Geist
„ erfüllte Apostel in allen Sprachen die Wunder
„ Gottes, und Paulus läßt wie eine himmlische
„ Trompete die Ermahnung erschallen: Jede Spra-
„ che bekenne, daß unser Herr Jesus Christus in
„ der Herrlichkeit Gottes des Vaters ist. Wovon
„ er gleichfalls in dem ersten Brief an die Korin-
„ ther hinlänglich und offenbar ermahnet, daß
„ wir die Kirche Gottes durch Sprachen erbauen
„ sollen. Es ist dem ächten Glauben, der gesun-
„ den Lehre in mindesten nicht entgegen, die Meßen
„ in der nemlichen slavonischen Sprache zu singen,
„ oder das heilige Evangelium und die Schriften
„ neuen und alten Testaments wohl übersezt und
„ verdollmetschet zu lesen, oder andere Gottesdienst-
„ liche Handlungen zu verrichten, denn der drei
„ vorzügliche Sprachen, die hebräische nemlich,
„ die griechische, und die lateinische gemacht hat,
„ eben der hat auch die andere alle zu seinem Lob
„ und Ehre erschaffen." — Die Wahrheit spricht in jedem Wort, und die anschauliche Ueberzeugung folgt ihr in jedem Worte nach: Mit Recht loben wir die slavonische Sprache, denn nicht in einer oder zwei, oder drei, sondern in allen Sprachen soll Gott gelobet seyn. Die von Gott begeisterte Apostel thaten es. Paulus fordert es mit Nachdruk. Und es ist der wahren Lehre keineswegs entgegen,

die slavonische, und deutsche, und andere Volkssprachen in Gottesdienst zu brauchen, weil Gott alle zu seiner Ehre schuf. — Die Synagoge mag nur eine, die hebräische Sprache in Gottesdienst behalten, da Mosis Gesez nur einem Volk gegeben war, die Kirche aber mag alle Sprachen annehmen, da Christi Gesez für alle Nationen gegeben ist. — O wohl ewigverehrungswürdiges Denkmal für die Volkssprache in öffentlichem Gottesdienst. Die slawonische Kirche blieb in Besiz der eigenen vaterländischen Sprache im Gottesdienst bis es Gregor VII. eingefallen, die lateinische allgemein einzuführen. Er schrieb ungefragt, ungebethen an Wratislaw Herzog in Böheim (m) " Weil deine Edel verlanget hat, daß wir zulassen sollen, damit in der slavonischen Sprache bei euch der Gottesdienst gehalten werde, so wisse; daß wir diese deine Bitte nicht begünstigen können, — — — daher verbieten wir in der Authorität des heiligen Petrus, damit es nicht geschehe, und befehlen Dir, daß du dieser eitlen Frechheit zur Ehre des allmächtigen Gottes, dich mit allen Kräften widersezest. " — Die Maximen dieses Pabstes, welche sogar der von seinen demüthigen Vorfahrern so auffallend unterschiedene Ton selbst verräth, wenn auch die Geschichte schweigen sollte, sind zu bekannt,

---

(m) l. 7. ep. 11.

als daß ich mich lange aufhalten sollte in Untersuchung der Ursachen einer so grossen so wichtigen Veränderung. Wenn ich daher alles übergehe, so bleibt dennoch der billige Verdacht, ob es nicht der angemaßten päbstlichen Monarchie, deren Grundpfeiler dieser Gregor war, mehr als der vorgeschützten Einheit, oder dem Besten der Kirche zu gefallen geschah, daß die lateinische Sprache denen mit ihr ganz unbekannten Völkern so aufgedrungen ward, eben so wie eine neuere Nation, als es ihr von einer Universal-Monarchie traumte, die Maxime annehmen muste, ihre Sprache bevor allgemein zu machen. Es gelang ihr in aufgeklärteren Zeiten nicht so sehr, wie dem Gregor in den finstern. Er hatte zwar seinen Entwurf gröstentheils durchgesezt und geltend gemacht; dem ungeachtet blieben doch einige Nationen im alten Besiz, wie die Erfahrung lehrt, und der Kardinal Bona (n) es bestättigt; daß die Christen in Servien, Bosnien, der Bulgarey, Weißreussen, Volhinien, Podolien, und mehr angränzenden Ländern im Gottesdienst ihre Illyrische Sprache behalten, für welche neuerdings unter Benedikt XIV. (welcher in seinem Unterricht für die Missionarien Orients (o) oft wiederfolget: Omnes catholici sint, non ut omnes la-

(n) ter. liturg. l. I. c. 9.
(o) 1755. 26. Jul. B. R.

tini fiant. Alle sollen katholisch seyn, nicht alle lateinisch werden) die zum Gottesdienst gehörigen Bücher in Rom gedrukt sind worden. Sie hatten Recht in Besiz zu bleiben, da nicht lange nach Gregors Zeiten der grosse Kirchenrath (p) ein Dekret verfaßte. „Da in den meisten Erdstrichen Völ„ker von verschiedenen Sprachen vermischt sind, „welche unter einerlei Glauben verschiedene Sitten „und Ceremonien haben, demnach befehlen wir, „damit die Bischöfe solcher Städte oder Kirch„sprengeln taugliche Männer verschaffen, welche „nach Verschiedenheit der Sitten und Zungen den „Gottesdienst verrichten, und die Sakramente der „Kirche ausspenden, und zugleich die Völker mit „Wort und Beyspiel unterrichten.“ — Die große Kirchenversammlung erkannte nemlich, was später Benedikt sagte: Alle sollen katholisch seyn, nicht aber lateinisch werden. Es ist also nicht gar so lang angenommen, daß die lateinische Sprache in Occident die allgemeine Sprache des Gottesdienst seyn müsse, als man gemeiniglich vorgiebt; und sei es: daß sie alt ist, dennoch ist der Ritus in der Volkssprache allemal noch älter, und gewiß der allerälteste, da sogar die lateinische, sogar die noch älteren Ursprachen die griechische und aramäische aus keiner anderen Ursach die Sprache des Gottesdien-

(p) Lateran. IV. an. Cap. 9.

stes geworden sind, als weil sie ehemal Landessprachen waren. Noch weniger kann man annehmen, daß einige hundert Jahre gegen tausend eine richtige Präscription machen, wo keine Präscription statt hat; folglich daß etwas, so in Anfang heilig, billig, anständig, und erlaubt war, hernach profan, unziemlich, und unerlaubt hat werden können, besonders an einer Sache, die der Heiland selbst nicht anders that, die seine Apostel überlieferten, und sogar forderten.

Was hat aber in diesem Fall das Concilium zu Trient beschlossen? Es erkläret in 8. Kapitel von dem Meßopfer: daß "obwohl die Meß eine wich-
„ tige Unterweisung des glaubigen Volks enthalte,
„ es gleichwohl den Vätern nicht zuträglich schien,
„ daß solche hin und wieder in der gemeinen Spra-
„ che gefeiert werde. Derohalben befiehlt der hei-
„ lige Rath jedem Seelsorger, daß er nach beibe-
„ haltenen jeder Kirche eigenen, von der heiligen
„ römischen Kirche der Mutter und Meisterin aller
„ übrigen, gutgeheissenen Ritus, oft, besonders an
„ Sonn- und Feiertägen, unter der Messe selbst
„ etwas von dem, was in der Messe gehandlet wird,
„ erklären und auslegen solle, damit die Schaafe
„ Christi nicht Hunger leiden, und wenn die Klei-
„ nen um Brod bitten, jemand ist, der es ihnen
„ breche„ — Ich weiß, daß Chemniz dieses Dekret als einen Widerspruch höhnte, und sagte: Die

Meße soll ein Unterricht seyn, und gleichwol dem Volk unter einer unbekannten Sprache verbleiben, oder nur stükweis durch weiten Umschweif mitgetheilet werden. — Weit davon, daß ich gleichen Sinnes seyn, daß ich der heiligen Versammlung nicht die schuldige tiefeste Verehrung bezeugen sollte, sonderlich da ich weiß, daß ihre Dekrete auch in Disciplinarsachen unter weyland Stanislaus Pawlowsky Bischofen zu Ollmütz in einer Diöcesan Synodus für ganz Mähren feierlich angenommen worden; ich bitte nur hochwürdigste Väter! um die Erlaubniß, des Kardinal Pallawicini Geschichtschreibers des Conciliums Gründe wider die Volkssprache in Gottesdienst erwegen zu dürfen.

Der Kardinal wirft seinem Gegner, dessen Feinheit, Gelehrsamkeit, Redlichkeit ich in ihrem Werth oder Unwerth lasse, nach dem nicht sehr erbaulichen Eingang, daß Wuth und Blindheit seine Gefährten wären, folgendes vor: (q) " Er (Paul Sarpi) bemühe sich darzuthun, daß ehemal alle Sprachen „ landesübliche Sprachen gewesen sind, und folglich „ in anderen Zeiten die Meße in der Volkssprache „ gehalten worden. Hat er einen Beweiß daß es „ die Katholiken leugnen? hat er nur ein Wort im „ Kirchenrath gefunden, daß dieser Brauch als an „ sich selbst böse verdammt sei? In dem lezten Ca-

---

(q) Hist. Conc. Frid. l. 18. c. 10.

„ non wird demjenigen geflucher, welcher bejahet,
„ daß nur in der Volkssprache Meße gehalten wer-
„ den soll. An dieser Bejahung zweifelt die gott-
„ lose Falschheit nicht, nachdem ihr die uralte Ge-
„ wohnheit in griechisch oder lateinischer Sprache
„ Meße zu lesen bekannt ist, ohne daß sie irgendwo
„ Landessprachen waren." — Man kann die große Erbitterung handgreiflich sehen, mit der Pallawicini schrieb, welche in unseren Zeiten, da man für Gut hält die Gegner durch Gelassenheit und Bruderliebe zur Wahrheit zu führen, wenn nicht abscheulich, doch gewiß lächerlich wäre. Wieviel aber von dem wahr oder unwahr sei, was er der griechisch und lateinischen Sprachen wegen anführt, glaube ich bereits erörtert zu haben; sonst aber ist mir der Kardinal ein Zeuge mehr durch sein Bekenntniß, daß weder das Concilium, weder die Katholiken überhaupt den Gebrauch der Volkssprache im Gottesdienst als böse verwerfen, welches vor anderen zu meiner Bitte gehöret: ich freue mich dessen von Herzen, da mich das Bekenntniß dieses Mannes hoffen läßt, daß wenn ich glüklich genug seyn werde, den großen aus der Landssprache für das Volk zu erwärtenden Nuzen einleuchtend begreiflich zu machen, Sie, Hochwürdigste Väter! meine Bitte um so gnädiger annehmen, erwegen, und erfüllen werden. Pallawicini fährt weiter fort. "Lasset uns dann
„ zur Sache kommen: Im neunten Kapitel steht:

„ Es schien gleichwol den Vätern nicht zuträglich,
„ daß sie hin und wieder in der gemeinen Sprache
„ gefeyert werde. — Von keinem vernünftig und
„ aufrichtigen Mann mag verneinet werden, daß ein
„ dergleichen Dekret zuträglich sei, wenn man eine
„ so große Vermehrung unter den Menschen, und
„ so vielmalige Veränderung der Sprachen voraus=
„ sezt: und dieses meistens aus drei Ursachen; erstens:
„ weil oft eine Sentenz in anderer Sprache gar nicht
„ ausgedrükt werden kann. Dahero wenn in ver=
„ schiedenen Ländern, oder in einem Land zu ver=
„ schiedenen Zeiten auch der Gottesdienst in ver=
„ schiedenen Sprachen gehalten werden sollte, würde
„ es schwer seyn, die nemliche Sentenz, und folgsam
„ die Einheit der Kirche zu erhalten. Es würde
„ unüberwindliche Mühe brauchen neue Ueberse=
„ zungen zu machen, da uns bekannt ist, wie viel
„ die lateinische Uebersezung der heiligen Schrift
„ allein Arbeiten und Zänkereien veranlaßte. Aus
„ eben diesen Ursachen werden die Geseze, welche
„ vor anderen, die gemeine Sprache erforderten,
„ damit sie von dem sie zu beobachten habenden
„ Volk verstanden würden, unübersezt in ihrer vo=
„ rigen Sprache gelassen.“ — Ich fürchte nicht
für unvernünftig oder unaufrichtig angesehen zu
werden, da ich sage: daß wenn man noch so viele
Millionen Menschen, noch so viele Sprachen=Aen=
derungen voransezt, die Einheit der Kirche dennoch

sicher bestehen kann. Kein Theolog hat noch gefordert, daß Ceremonien, und Sprachen, und alle Disciplinarsachen zu dieser Einheit, welche in einerlei Glaubens- und Sittenlehre gesezt ist, gehören; Alle sollen katholisch, nicht aber lateinisch seyn. Der Kardinal hätte sich hüten sollen, daß, von den unüberwindlichen Schwierigkeiten den nemlichen Sentenz in der Uebersezung zu behalten, anzuführen, dann es folget; daß auch die göttlichen Bücher, welche gleichwohl immer den Rang vor den liturgischen haben, nicht übersezet werden sollten, da es doch zum Wohl der Christenheit als die gröste Gnade von Gott anzusehen ist, daß fast jedes christliche Volk die Bibel in eigener Sprache hat. Und in Wahrheit ich bin sehr weit entfernt ihm beizupflichten, ich bin weit entfernt allen jenen beizupflichten, welche behaupten wollen, daß Idioten oder Ungelehrte die Bibel nicht lesen sollen, als wenn Christus verwikelte Sachen gelehret hätte, die von wenigen Theologen nur verstanden werden können, oder alswenn das Christenthum da am besten behalten wäre, wenn man es nicht kennt. Vielleicht haben die Fürsten der Welt gern ihre Geheimnisse verstekct; Christus will seine bekannt, laut bekannt haben. Ich wünsche daher mit dem Basilius, (r) Chrysostomus, (s) Hieronymus; (t) daß jedermann

(r) Regul. brevior. reg. 95.
(s) hom. 3. de Lazaro.
(t) Epist. 107. 108. & alibi.

auch der Lastträger, auch das Weib das Evangelium lesen! wollte Gott daß der Akersmann bei seinem Pfluge, der Weber bei seinem Stuhl, der Wanderer auf seiner Reise einen Psalm, ein Lied aus der Bibel sänge, wollte Gott daß die Gespräche der Christen meistens aus dem Evangelium genommen wären, denn gemeiniglich sind wir so wie unsere Gespräche beschaffen; wollte Gott daß die Bibel in allen aller Völker Mundarten übersezet wären, daß nicht nur der Christ allein, daß auch der Türk, und Sarazen lesen und erkennen mögten! Man kann zulassen daß es Schwierigkeiten leide, die heilige Schriften, oder die Liturgien richtig zu übersezen; aber wozu sind denn die Bischöfe und Priester gesezet als Lehrer und Dollmetscher des göttlichen Willens? Indessen kann man niemal zulassen, daß es unüberwindliche Schwierigkeiten sind, wie uns Pallawicini überreden will, es kann zu seinen Zeiten so gewesen seyn, allein heute, wo man nicht blos Theologen für die Schule, sondern für das thätige Christenthum zu bilden suchet, welche ohne Hang zur Rechthaberei, oder Dogmatisation gleich den ehrwürdigen Brüdern von Wallenburg Meinungen von Glaubenslehre zu unterscheiden wissen; heute wo die Cultur der Sprachen so fleißig getrieben wird, und wo wir von ihrem Verderbniß, von einem abermaligen Verfall in die Roh- und Wildheit des Mittelalters, durch die Typographie

(dieses unvergleichliche Geschenk des Himmels) gesichert sind, heute können gute, richtige Uebersezungen möglich, und zu erwarten seyn; durch so gebildete Theologen können wir, werden wir vollständige, Uebersezungen erhalten, wenn Sie hochwürdigste Väter! gleichwie es der Herr Erzbischof von Prag mit der neuen Ausgabe deutsch- und böhmischen Bibel that, solches Geschäft guten unermüdeten Männern auftragen, ohne zu fürchten, daß die Sprachen im Missal und Ritual die Einheit der Kirche zerstöhren werden, da sie es in der Bibel nicht thun; wenn gleich, sagt der heilige Bischof Irenäus, die Mundarten in der Welt verschieden sind, so ist dennoch die Wahrheit der Lehre einerlei und überall die nemliche. (v) Das Gleichniß von den unübersezten lateinischen Gesezen hätte er gar nicht anbringen sollen, denn da es heute ausgemacht ist, daß kein Gesez vor der rechtmäßigen Kundmachung jemanden binde, so ist es zugleich ausgemacht, daß kein Gesezgeber eine andere als die Volkssprache brauchen werde, so wie unsere Geseze nicht engelländisch oder französisch, sondern deutsch und böhmisch verfasset und kundgemacht werden; wenn man aber lateinische Geseze unübersezt läßt, geschieht es darum, weil sie uns nichts angehen. Der Kardinal führt zur zwoten Ursache die nothwendige Ge-

(v) l. c. B.

meinschaft der Kirche an: denn sagt er: wenn jeder Priester in seiner Landessprache Meße lesen sollte, so würden sie es nur in ihrem Vaterlande thuen können. „ — In der That soll auch jeder Bischof, jeder Priester in seinen Sprengel bei seiner Heerde bleiben, es ist ihm verboten sich zu entfernen, wie es alte und neue Kirchensazungen festsezen. Die Vagabunden sind anders nichts als eine Schande des Priesterthums. Was aber die allerdings nothwendige Gemeinschaft der Kirche anbelangt, so sind die gelehrten Sprachen, die hebräische, griechisch- und lateinische dazu hinlänglich, und ihre Kenntniß bleibt jedem Priester, wenn gleich der Gottesdienst in der Volkssprach des Volkes wegen gefeyert wird, zum Verstand der göttlichen Bücher doch immer nothwendig: Weise Anstalten in Hohenschulen, Priesterhäusern, und Klöstern, und ihre heilige Delikatesse, Hochwürdigste Väter! keinen ohne der Kenntniß dieser Sprache zum Dienste des Herrn einzuweihen, werden uns deshalb sicher stellen. Was Pakawicini ferner sagt: „ Daß die „ Glaubensgeheimnisse nicht sollen in gemeiner „ Sprache von Volk herumgetragen werden, wie „ es bei den Kezern geschieht, deren Gewohnheit „ es ist Ignoranten zu Glaubensrichtern aufzufo„ dern. “ ist ganz unbillig. Ich bin überzeugt, daß unsere Seelsorger wissen werden ihrem Volk fühlbar begreiflich zu machen, wie man einen ober-

sten Schieds-Richter in Glaubenssachen, die heilige Kirche, annehmen müsse; sonst hab ich noch zu erinnern, daß jeder Christ, Priester oder Laie, von Adel oder Pöbel, durch die allen gemeine Tauf ein Recht, gleiches Recht erhalte, alles was zu seiner Religion gehört, vollkommen, vorzüglich aber jenes, welches das wichtigste ist, zu kennen und zu wissen. Warum soll der Landmann, der Handwerker, die niedrige Klasse des arbeitsamen Bürgers gleichsam verdammt seyn, in Religionssachen Ignoranten zu bleiben? Man sagt immer, daß sie zu träge, zu langsam sind etwas zu begreifen, und eine traurige Erfahrung lehret uns, daß ihnen nur gar zu wenig von der Wissenschaft ihres Seelenheils bekannt sey; man sollte ihnen also so viele Wege als möglich öfnen, um ihrer Langsamkeit, welche eine Folge von den täglichen Nahrungssorgen ist, zu erleichtern, und den Trost nicht versagen, daß sie Gott in ihrer eigenen Sprache loben und danken lernen, man sollte sich durch keine eitle Furcht wegen der Entheiligung heiliger Dinge davon abhalten lassen, nachdem selbst der Heiland bestimmet hat: Daß der Sabath wegen des Menschen, nicht der Mensch wegen des Sabaths gemacht sey. Endlich holet der Kardinal Geschichtschreiber jene zween oben von mir angeführte Briefe Johanns des 8ten und Gregors des 7ten bei, in dem Vorhaben zu zeugen, daß sich solche keines-

wegs widersprechen. Er begehet bei dem ersten einen historischen Schnizer, da er den König aus Groß-Mähren Swatopluk, und was damals in dieser Sache geschah, bis nach Dalmatien hinüberlagert; hernach noch einen, da er schlechterdings bejahet, daß die Volkssprache im Gottesdienst nicht erlaubt war, weil es sonst der heilige Methodius nicht würde verlangt haben: wo er entweder nicht weiß, oder nicht zu wissen vorgiebt, daß Methodius, und schon Cyrillus deshalben angeklagt waren, ohne von Anfang um eine neue Erlaubniß zur Einführung der Volkssprache bekümmert gewesen zu seyn. Bei dem zweiten giebt er sich Mühe den Pabst zu rechtfertigen, und schreibt: „wo hat je„mal Gregor die alte Gewohnheit (nemlich in der „slavischen Sprache Gottesdienst zu halten) mit „dem Namen eines Verderbnisses geschändet, ob er „gleich das Gegentheil für besser angiebt? wenn „er sagt; das es hernach verbessert ward, so muß „es verstanden werden von einer Sache, die an „sich selbst zwar erlaubt, aber in Vergleichung „einer bessern schlechter ist.“ Nach meiner Einsicht muß Pallawicini den ganzen Brief nicht gelesen haben, dann sonst hätte er den gewaltigen Befehl gefunden, daß sich der Herzog dieser eitlen Frechheit mit allen Kräften widersezen sollte. Was eitle Frechheit genennet wird, kann unmöglich zugleich für eine erlaubte an sich selbst gute Sache

ge-

gehalten seyn. Dieses sind des Kardinal Geschichtschreibers Beweggründe wider die Volkssprache im Gottesdienst, ich weis nicht ob sie auch die Beweggründe der Väter waren, da sie selbst nichts bestimmeten, und da deshalben im Rath sehr wenig gehandelt worden. Die unbestimmte Erklärung der Väter war, wenn man sich in die Zeiten der Versammlung hineindenkt, ganz natürlich; eben so wie es in unseren Zeiten, wo so viele Verbesserungen, so viele neue Entdekungen, so viele Aufklärungen schon da sind, ganz natürlich ist; daß jemand eine andere Vorstellung, einen andern Wunsch, eine andere Bitte waget, ohne der Heiligkeit, ohne den aufrichtigen Bemühungen, der Tritendiner zu nahe zutreten. In den Zeiten des Raths schien es den Vätern zuträglich, daß die Messe nicht hin und wieder in gemeiner Sprache gefeiert werde; weil die Landessprachen damal sehr verwildert darnieder lagen, wovon man sich, wenn man die polemischen Schriften dieser Zeiten ließt, überzeugen kann; und dazu auch noch die Theologie größtentheils in abstrakten dem Aristoteles abgeborgten Schulfeinheiten bestand; in unsern Tagen scheint es zuträglicher, daß der ganze Gottesdienst in der Volkssprache gehalten werde, weil die Landessprachen, wenigstens die deutsche und böhmische eine hohe Cultur erhalten haben, und die Gottesgelehrheit, wie auch das Kirchenrecht plan und aufrichtig bearbeitet werden.

Sollte dieser Gedanke richtig seyn? sollte es Wahrheit seyn, daß die Volkssprache im Gottesdienst wirklichen Nuzen schaffen könnte, schaffen würde? wenn ich jezt die Menge derer voraussehe, welche mir hierinnen widersprechen werden, welche, da sie den einmal gewohnten Gang immer fortgänglen ohne viel bekümmert zu seyn, ob sie Nuzen schaffen oder keinen, und blos deswegen, weil es ihnen unbequem oder ungelegen wird, über alle nüzliche gute Verbesserungen Lerm blasen, wahrlich! ich würde mich fast haben abschröken lassen, allein nachdem ich nichts anderes suche als das Wohl des vernachläßigten Volks, so fasse ich wieder Muth; die Liebe, welche nicht suchet was ihr ist, giebt mir diesen heiligen Muth in Freyheit mit meiner Bitte fortzufahren, und den aus der Volkssprache für das Volk zu erwartenden großen Nuzen anzuempfehlen. Der öffentliche Gottesdienst kann keinen andern Zwek haben, als den sinnlichen Menschen aufzumuntern, und seinen lauen Geist zur Andacht zu erheben: denn deswegen hat nach dem Zeugniß der Tridentiner die Kirche verschiedene Ceremonien eingeführt, „weil die Natur der Menschen so beschaffen ist, „daß sie ohne äusserlicher Hilfe nicht leicht zu „der Betrachtung göttlicher Dinge gebracht wird, „zu diesem Ziele wendet sie nach apostolischer Uiber„lieferung, Lichter, Weihrauch, Kleider und mehr „dergleichen Kirchengepränge an, um sowohl die

„ Majestät eines Gottes zu empfehlen, als die Ge-
„ müther der Glaubigen durch sichtbare Zeichen der
„ Andacht zu dem Anschauen der höhern Dinge an-
„ zuloken.“ Es ist gewiß, daß die Ceremonien den öffentlichen Gottesdienst glänzender, herrlicher, ehrwürdiger machen, da hingegen ein schmuziger Gottesdienst Ekel und Verachtung verursacht; und es ist gleichfalls gewiß, daß sie zugleich der zärtlichen Frömmigkeit der guten Seelen Genugthuung verschaffen. Dieses ist aber auch der vornehmste Zwek des Gottesdienstes, ohne welchen er eitler Tand wär. Gott hat unserer Ehrenbezeugungen nicht vonnöthen, aber wir haben Aufmunterung zu unseren Pflichten vonnöthen: wir seine Geschöpfe müssen ihn loben und danken und flehen und bitten. Wir sind es, die ihn brauchen, wegen uns ist der Gottesdienst, unseren Verstand zu unterrichten, unser Herz gut zu machen. Diese zwo vorzügliche Seelenmächte, die zween edlen Theile des Menschen müssen durch den Gottesdienst verbessert und vollkommen gemacht werden; der Verstand erleuchtet zur Erkenntniß, der Wille erhebt zur Liebe Gottes und der Tugend. Die Gebethe welche im Namen des Volks gebethet werden, sollen die Richtschnur unsers Glaubens seyn. Sehen wir, schreibt Cölestin I. an die gallikanischen Bischöfe: „ sehen wir auf die Geheimnisse der prie-
„ sterlichen Gebethe, welche von den Aposteln über-
„ liefert, in der ganzen Kirche gleichförmig gebethet

„ werden, damit die Art zu bethen, uns die Art „ zu glauben bestimme.“ In der That hochwürdige Väter! haben die allgemeine Gebethe der Kirche so viel verehrungswürdige Simplicität, so viel himmlische Salbung, daß man mit Richtigkeit behaupten kann, ein einziges solches obschon kurzes Gebeth würke weit mehr Erleuchtung in dem Verstande, als hundert schlechte Predigten nicht thun können. Wie viel heiliger Unterricht, wie viel erbauliche Lehre für mich, und für die Leser meines kleinen Buchs müste es seyn, wenn ich diese Gebethe alle nach des Missals und Rituals Ordnung durchgehen könnte, ich will nur einige, auf die ich eben jezt, da ich diese Bitte niederzuschreiben wage, stoße, anführen, ich überlasse übrigens jedermann, und gönne ihm das Vergnügen, es mit den andern selbst vorzunehmen. An dem Tag der Vorstellung des Herrn im Tempel, sonst Lichtmeß genannt: bethet der Priester: „ Herr! „ du wahres Licht, welches jeden auf diese Welt „ kommenden Menschen erleuchtet, schütte deinen „ Seegen auf diese Kerzen und heilige sie mit dem „ Licht deiner Gnade, und lasse gnädig zu, damit „ gleichwie diese sichtbare Lichter die nächtlichen „ Finsternisse zerstreuen, so auch unsere Herzen mit „ dem unsichtbaren Licht des heiligen Geistes erleuchtet, der Blindheit der Sünde los werden, damit „ sie mit reinem Blik des Gemüths jenes sehen, „ was dir wohlgefällig, und unserem Heil nuzlich

„ ist; damit wir solchergestalt nach dieses Lebens „ dunkeln Gefahren in dein unauslöschliches Licht „ zu gelangen verdienen mögen durch dich Jesu „ Christe Heiland der Welt. “ — Wahrlich mächtiges, jeden bey dieser Gelegenheit noch statt habenden Aberglauben gewaltig zerstaubendes Gebeth! und dennoch für das Volk ganz verlohren, es höret zwar den Schall der Stimme des Priesters, aber seine Deutung ist fruchtlos für den Verstand, weil es die fremde Sprache nicht versteht. Am Mittwoch im Anfang der Fasten- und Bußzeit, sonst Aschermittwoch genannt, werden nach den, die Seelen zur innigsten Zerknirschung erweichenden sieben Bußpsalmen folgende Gebethe gebethet: „ Herr unser Gott! den unsere Beleidigungen nicht überwinden, den vielmehr unsere Genugthuung versöhnet, „ siehe herab auf diese deine Knechte, welche bekennen daß sie dir schwer gesündiget haben. Du „ hast gesagt: daß dir die Buße des Sünders lieber „ sey als sein Tod, du allein giebst den Sündern „ die Verzeihung ihrer Bosheiten, lasse sie also o „ Herr! wachsam in der Buße seyn, damit sie mittels gebesserten Handlungen sich einmal der ewigen Seeligkeiten zu erfreuen haben. — Wir bitten dich o Herr! nimm deine zu dir fliehende „ Knechte mit väterlicher Huld auf, damit sie deine „ Geisseln billig fürchten, und deiner Nachsicht und „ Verzeihung würdig werden. — Herr der du nicht

„ den Tod sondern die Buße des Sünders verlangst, „ siehe auf die menschliche Gebrechlichkeit gnädig „ herab, und weihe diese Aschen, welche wir aus „ Demuth und Verlangen nach deiner Gnad auf „ unsere Köpfe zu streuen bereit sind, damit wir, „ der du wegen unserer Verkehrtheit wieder zu Staub „ und Asche werden willst, sowohl die Verzeihung „ der Sünden, als auch die den Bußfertigen ver= „ heissene Belohnungen zu erlangen verdienen. — „ Herr lasse uns die Schuzwehr des christlichen „ Kampfes mit heiligen Fasten anfangen, damit „ wir zum Streit wider die Schalkheiten der bösen „ Geister durch Enthaltung gestärkt werden.“ — Was für treflicher Unterricht abermal in diesen we= nigen Worten, warum die heilige Kirche die de= müthigende Handlung der Asche beobachtet; war= um sie nach dem Beispiel des Heilands, der Erb= lehre gemäß veranstaltet hat, daß wir durch Ent= haltung von Speis und Trank, durch Verdün= nung unserer Säfte, durch Schwächung des schäu= menden Blutes, mit einem Wort, durch eine strenge Nüchternheit mehr Geschmak an der hei= ligen Religion erlangen sollen, welche den erhiz= ten und in Aufruhr gebrachten Sinnen zuwider ist. Aber wieder für das Volk verlohren, es höret zwar den Schall der Worte des Priesters, aber der Unterricht des Gebethes ist für das Volk frucht= los und verlohren, da es die Sprache nicht ver=

steht. Wenn wir ferner; damit ich nicht weitläuftig werde, auf jene traurig rührende Erinnerungen des undankbar verfolgten liebvollen Menschenerlösers in der Charwoche; auf jenes freudigfromme Jauchzen zu Ostern wegen des vollbrachten, großen Werkes der Erlösung und die damit verbundene vortrefliche Gebethe sehen; wenn wir auf jene Salbung und kraftvolle Gebethe in der Tauf und Firmung; auf jene Seelenberuhigende Verheissungen in der Buß, auf jene trostreiche Versicherungen in der lezten Oelung sehen, wenn wir auf jede Ceremonie des Gottesdienstes, jede Einsegnung und Einweihung sehen, so finden wir gewiß, wenn wir nicht aller guten Lehre ganz unfähig und ganz stumpf sind, daß ihre ehrwürdige majestätvolle Simplicität, in jeder Zeile, in jedem Worte vielleicht, kernigen Unterricht für uns habe. Wenn wir auch auf jene öffentliche Gebethe, welche man kanonische Tagzeiten nennet, acht haben, sind solche ursprünglich so weise eingerichtet worden, daß die Lesung der heiligen Schrift, nach Erfoderniß der Zeiten untertheilt, jährlich einmal, da nemlich die gar zu vielen Feste der Heiligen noch weg waren, vollendet wird, und dann wieder zurükkommt, damit die öffentlichen Gebethe die Richtschnur unseres Glaubens seyn können. Ich zweifle gar nicht an Ihrer, hochwürdigste Väter! und aller katholischen Priester innerer Ueberzeugung, daß so wie es ge-

wiß ist: die ächte Religion gehe zwischen Schwärmerei und Andächteley auf einer, und zwischen Unglauben und Gottlosigkeit auf der anderen Seite, mitten gerade durch einen standhaften festen Schritt fort, eben so gewiß es sei; man könne in den öffentlichen Gebethen den unverdächtigsten, treffendsten Unterricht finden, um dem Aberglauben sowohl als der Gottlosigkeit auszuweichen, und die sichere wahre Mittelstraße nicht zu verfehlen. Doch leider alles dieses ist für das Volk ohne Nuzen, der gemeine Mann, der Idiot hört den Laut der fremden Sprache, die Deutung aber und der Verstand dieser Gebethe ist fruchtlos für ihn, die öffentlichen Gebethe sind für ihn nicht, was sie seyn sollten, die Richtschnur seines Glaubens. Es erkennet dieses auch der Kirchenrath von Trient, und befiehlt „ daß jeder Seel„ sorger nach und nach etwas davon auslegen müsse, „ damit die Schaafe des Herrn nicht Hunger leiden „ und wenn die Kleinen rufen, jemand ist, der es „ ihnen breche.“ Verzeihet heilige Väter! die ihr ehemal Theil an dieser Erklärung hattet, und jezt an der Seite des Lammes euch in ewiger Wonne freuet, verzeihet eurem noch wandernden Mitanbether Gottes den Wunsch, daß ich euch, die ihr noch die Kirche liebet, deren Schuzengel ihr ehmal waret, aus dem Schooß eurer Seeligkeit herabwünsche, um meine reine Absicht zu beståttigen. Ich fürchte keinen Verweiß, ich hoffe vielmehr, und

traue meiner Bitte so vielen Werth zu, daß ihr sie mit heiligem Ernste unterstüzen, und nur sagen würdet: die Volkssprache in öffentlichem Gottesdienst wird ungemein Nuzen schaffen, wird treffender Unterricht, wird sicherer Leitfaden des Glaubens seyn. —— Ich will dadurch nicht sagen, Hochwürdigste Väter! daß die lateinische Sprache im Gottesdienst von gar keinem Nuzen sei, da wenigstens die Geistlichkeit und die Gelehrten daran Theil haben mögen; ich will nur anmerken; daß sie für das Volk, für den größten Theil der Glaubigen ohne Nuzen sei, daß es besser, nüzlicher sei, wie Paulus sagt: fünf Worte mit Verstand in der Gemeinde reden, damit andere auch unterwiesen werden, als zehn tausend Worte in einer fremden Sprache. Die ganze Lehre des Christenthums durch die öffentliche Gebethe, welche mittelst der Dollmetschung oder Auslegung des Pfarrers binnen vierzig und fünfzig Jahren, so lange der Mensch zu leben hat, kaum vollendet werden mag, würde durch die Volkssprache im Gottesdienste binnen einem, oder für schwächere und sehr schwache Köpfe binnen zwei oder drei Jahren vollbracht. Sogar da wo stumme, unnüze, und folgsam so viel als gar keine *) Seelsorger sind, welche sich

*) Ea ecclesia censetur viducta quæ licet habeat pastorem inutilem, tamen habere perhibetur. Cap. 2. de translat. Episc.

wenig um das Wohl ihrer Schaafe bekümmern, sogar da wäre der Unterricht durch die öffentliche Gebethe in der verständlichen Volkssprache immer gegenwärtig, in jeder Meße, jedem Sacramente, jeder gottesdienstlichen Handlung hätten die Ungelehrten das Licht angezündet, welches die Dämmerung ihres Verstandes aufklären, und sie zur Religionskenntniß erleuchten würde, es würde leicht, sehr leicht werden, daß jedes Christen auch des gemeinen Mannes Gottesdienst, vernünftig werde, wie Paulus es haben will. *) Und da, wo fleißige, arbeitsame, thätige Hirten sind, wie ungemein erleichtert wäre der Unterricht? Der Seelsorger — doch wozu Beweise für eine Sache, die an sich selbst sonnenklar ist.

Die heilige Religion des Christus will nicht nur gekannt, sie will auch geliebt seyn. Unterricht wäre zu wenig, wenn nicht zugleich Erbauung wäre. Ja, Hochwürdigste Väter! der Gottesdienst würde den Kopf hell, und das Herz gut machen. Sehen wir nur auf die Meße, jenes verehrungswürdige Unterpfand der göttlichen Liebe und Gnade, wo sich der Heiland zum Wohl seines Volks den Händen des Priesters anvertrauet, um jedem, der sein ist seinen Genuß mitzutheilen. Alles, alles zielet darinn von Anfang bis zum Ende auf Erbauung, auf Andacht ab; der englische Gesang, die apostolischen Briefe, die Evangelien, das Glaubensbekenntniß, die Vor=

*) Rom. 12.

bereitung, die Handlung selbst, und das Gedächtniß unserer Erlösung, das Gebeth des Herrn, der Friedenskuß, wie viel deutliche segenbringende Andacht, und Erwekung zur Andacht! Die ganze ehrwürdige Liturgie, was ist sie anderes als wechselseitige Handlungen des Priesters mit dem Volk? Er redet die gegenwärtige Versammlung an: der Herr sey mit euch. Die Versammlung antwortet: und mit deinem Geist. — Er rufet weiter: Laßt uns bethen, und spricht das Gebeth mit allen und für alle als ihr Organum, und sie antworten nach dem Gebethe: Amen, und nach der Epistel zur Danksagung für die vorgetragene Lehre: Gott sey Dank. Er redet sie abermal an: Bethet Brüder! damit mein und euer Opfer bey Gott angenehm werde. — In der Präfation, welche nach Cyprian *) nur eine Vorbereitung ist, daß man nichts anderes als Gott denken solle, ermahnet der Priester das Volk: Die Herzen in die Höhe: und sie antworten: wir haben zu dem Herrn. — Der Priester: Sagen wir Dank unserem Herrn Gott. Das Volk: Es ist würdig und recht. Ja es ist würdig und recht, und billig und heilsam Gott zu danken. — Unter der Handlung, wo vor andern der dringenden paulinischen Ermahnung **) gemäß für alle Menschen, für die Könige, und alle Obrigkeit gebethet wird,

*) De orat. dom.

**) I. Tim. 2.

redet er immer in der vielfachen Zahl: Wir, und uns — Vor dem Gebeth des Herrn: Laßt uns bethen: Wir unterstehen uns nach göttlicher Unterweisung zu dir zu rufen: Vater unser! immer im Namen des Volks und mit dem Volk, um es nemlich zur Andacht aufzumuntern, und gleichwol umsonst für das Volk, so lange es die fremde Sprache nicht versteht. Vielleicht soll oder muß etwas davon verborgen bleiben? Ich glaube mit Ihnen Hochwürdigste Väter! daß nein. Das nichts, gar nichts in Gegenwart von lauter Glaubigen entweder in unverständlicher Sprache, oder gar unter Stillschweigen verborgen werden müsse; unser reinstes Opfer hat nicht nöthig wie jene der Ceres und des Bachus verstekket zu werden. Jesus hat das Heiligthum seines Leichnams so eingerichtet, daß es zu seinem Gedächtnisse geschehen soll, nicht in fremder Sprache, auch nicht in Stillschweigen, sondern wie Paulus sagt: durch Bekanntmachung. Auch hat das Alterthum, nachdem man jene, welche bey den Geheimnissen nicht bleiben konnten als Catechumenen, noch unversöhnte Büsser, öffentliche Sünder, und Unglaubige ausgeschlossen hatte, den Gottesdienst, und alles was dazu gehört als Gebethe, Danksagungen, Sakramente, in einer deutlich vernehmbaren Sprache und Stimme gehalten, worauf das Volk mit Verstand Amen rufte. Alle Liturgien sind dergestalt verfasset, daß der Priester mit dem

Volk gemeinschaftlich bethet, und das Volk mit dem Priester. In der chrysostomianschen zwar heißt es etlichmal der Priester sey μυστικῶς geheim, und schlüße ἐκφώνως mit lauter Stimme, allein solch geheime Hersagung gewisser Gebethe war nicht so, daß es niemand hören oder verstehen sollte, sondern daß es mit gedämpfter gemäßigter Stimme gesagt ward, da es τὸ ἐκφώνως entgegen gesezt wird, welches eine erhöhte laute Ausrufung bedeutet. Dann Chrysostomus selbst ist uns Zeuge, *) daß alle Gebethe und Danklieder in der Meße, dem Volk mit dem Priester gemein sind, es wurde nemlich zur Zeit des Chrysostomus alles, auch was nicht mit hoher Stimme gesungen ward, deutlich und ausdrüklich verständlich gesagt, so daß es gehört und verstanden werden konnte. Auch der Rath von Trient sezet nicht voraus, daß etwas in der Meße dem Volk verborgen bleiben müße, da er sagt **) daß gewisse Sachen mit geschwächter Stimme (submissa voce) gewisse mit erhöhter (elatiore) vorgetragen werden, dann Stimme, wenn sie auch noch so sehr gemäßigt ist, bleibt doch eine Stimme, das ist vernehmbarer Laut, und wird daher dem Stillschweigen entgegen gesezt; es hat also ein gelehrter Mann in unseren Zeiten mit Recht dafürgehalten,

*) Hom. 8. in 2. Cor.

**) Seff. 92. Cap. 5.

daß die seltsame Worte: quæ vero secrete dicenda sunt ita pronuntiet, ut & ipsemet se audiat, & a circumstantibus non audiatur. Was aber geheim gesagt werden soll, sage er so, damit er sich selbst zwar höre, aber von den Umstehenden nicht gehöret werde. — nicht bey der auf Befehl des Conciliums veranlaßten Verbesserung des Missals unter Pius V. sondern im Jahre 1604. unter Klemens VIII. ist dies in die rubricam generalem eingeflikket worden.

Und warum sollte man wohl auch den glaubigen Christen etwas verborgen halten, die ein Recht haben alles zu wissen, was Handlungen der Religion sind? Der Priester redet in dem öffentlichen Gottesdienst nicht sich selbst, auch nicht für sich allein wie er es in eigenen Gebethen thut, sondern nach Paulus, der ganzen Versammlung vor. Warum sollte man dem Christen jene Ermahnungen, welche ihn zur Andacht, zur Liebe Gottes und der Religion so mächtig anfeuern, vorenthalten? Was kann man aus dergleichen Vorenthaltung, was kann man überhaupt aus dem Gebrauch einer fremden unverständlichen Sprache im Gottesdienst für Nuzen erwarten? es ist gar kein Wunder, daß so wie die Leute bey einer schlechten Predigt einschlafen, ihnen bey so bestellten Gottesdienst das nemliche wiederfährt, oder wohl gar Ekel, und bey leichtsinnigen Ungezogenen, Spott und Hohn erweket wird. Es ist dieses nicht meine Bemerkung, sondern des ge-

lehrten Pabsts Benedikt XIV. Seine Stelle darüber ist zu schön, als daß ich solche, obschon sie etwas lange ist, nicht ganz hersezen sollte: „Beides, schreibt „ er: *) die Tagzeiten und das Meßopfer wird, „ damit es Gott wohlgefälliger und angenehmer „ sey, nach den besondern Einrichtungen der ver„ schiedenen Völker, verschiedener Gemeinschaften „ gottseliger Menschen, und der abend- sowohl als „ morgenländischen Kirche Bestimmungen auf ver„ schiedene Art, im Gebethe, in Kirchengebräuchen, „ in Ceremonien abgehalten. Sie haben zwar „ zu den von ihren Vorfahrern erhaltenen Sitten „ und Gewohnheiten, nach eigener Andacht und „ Wohlgefallen vieles hinzugesezt, vieles verän„ dert, sind aber gleichwohl in der Einigkeit der „ katholischen Glaubenslehre standhaft geblieben. „ Der apostolische Stuhl hat auch nichts mit „ mehrerer Sorgfalt beobachtet, als wenn in „ dergleichen Fällen etwas von ihm gesuchet „ worden, so viel als möglich der Kürze und der „ ächten Andacht wegen, mit Beibehaltung dessen, „ was beizubehalten ist, Rath zu schaffen, damit „ nicht etwan die meisten schwächern Christen, welche „ die Bethstunden bethen oder Meße lesen, oder hö„ ren, sowohl wegen der Weitläuftigkeit als auch der „ Sprachunwissenheit aus Langerweile müde alle „ die Salbungen, und Annehmlichkeiten, die sie dar-

*) Bull. R. 1755. 17 Maji ad Monach. S. Basilii.

„ aus hätten erhalten sollen, zu verabscheuen anfan=
„ gen.“ Es ist nach des klugen Lambertini Ein=
sicht kein Wunder, wenn schwächere Christen, wenn Idioten vor einem Gottesdienst Ekel bekommen, welcher ihnen in unbekannter Sprache abgeschmakt und unverdaulich wird, anstatt daß sie ihn gewis ehren und lieben müsten, wenn solcher in der Landessprache ihrem Verstand sowohl als ihrem Herzen näher gegenwärtig wäre. Heilige Religion des Christus! dich liebet jedermann der dich kennet, und nur der dich mißkennet, kann dich verachten.

O Heil'ge! wenn du dich den aufgeklärten Bliken
In deinem Reize zeigst, wer liebt nicht mit Entzüken?
Ganz rein ganz himmlisch ist, die Schönheit die du zeigst,
Die auch durch Schatten bricht, und redet wenn du schweigst.
Die Dummheit selbst erkennt in glänzendschönen Zügen
Dich Evangelium! dich kennen ist Vergnügen.

Jene wizige Leute, welche sich mit all erdenklichem Wize, und sogar Erudition bemühen, diese göttliche Freundinn der Menschen herunter zu sezen, sollten wissen, daß sie der Menschheit schlechte Dienste leisten würden, wenn sie glüklich, oder unglüklich genug wären, ihren Zwek zu erreichen, und diese mächtige Trösterinn der Sterblichen verächtlich zu machen. Solchen Feinden der Menschheit sowohl als der Religion würde die Volkssprache in öffentlichen Gottes=

Gottesdienst gleichfalls ein Gegengift werden; Gehet! könnte man ihnen sagen, gehet bevor und höret, und erfahret auf was Art wir die Gottheit verehren, und dann kommet und höhnet nach, wenn ihr vorigen Sinnes geblieben seid. Muthe ich vielleicht der Majestät eines verständlichen Gottesdienstes zu viel zu? Ich zweifle sehr, daß es so gar viele äusserst verkehrte, so gar zum blossen Thier gewordene giebt, welche nicht wie Menschen sollten zu leiten seyn. Sei es: daß mancher über die ehrwürdigste Sache lacht, daß mancher auch hierüber lachen wird, allein hundert gegen einen werden gewonnen werden.

Hochwürdigste Väter! sehen Sie einen katholischen Priester vor Ihnen auf seine Knie fallen, sehen Sie ihn demüthig bitten, damit Sie, die Macht und Gewalt haben es zu thun, die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst einführen. Lassen Sie sich von keinen Schwierigkeiten, keiner Mühe, keinen Kosten, welche die liturgische Bücher erfordern werden, davon abschröken, sollten denn tausend Menschenseelen nicht tausend Gulden oder Thaler werth seyn? Gönnen Sie, verschaffen Sie dem Idioten, dem gemeinen Mann, dem Volk jenen wichtigen Trost, Gott in seiner Sprache öffentlich zu danken und zu loben. Versagen Sie ihm nicht länger treffenden, richtigen, vollkommenen Unterricht, wahre innige Erbauung auf eine

leichte Art zu erlangen; machen Sie daß die heilige Religion des Christus gegenwärtig, daß sie dem Volk seeligmachend werde, machen Sie, daß sie gekannt wird, sie wird sicher geliebt seyn. Und ein noch grösserer Nuzen wird sich weisen.

Die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst wird uns einen Schritt näher bringen zu der Union der getrennten Christen. O wie lange seufzet schon die heilige Kirche, wie viele heisse Gelübde, wie viele dringende Gebete der Heiligen steigen nicht täglich zum Himmel, um den glüklichen Zeitpunkt näher herbeizurüken, wo die Irrungen durch sanftes Betragen beigelegt werden können. Vielleicht hat die ewige Vorsicht unsere Zeiten dazu gewählet, daß ein wichtiges Werk, woran so viele gelehrte Männer gearbeitet, welches der tiefblikende Klemens 14te so sehnlich so väterlich gewünscht hat, zu Stande kommt; vielleicht hat der ewiggütige duldende Gott unsern weisen Joseph erkohren, um den kläglichen Religionsspaltungen im deutschen Reich, welche ehemals so vieles Christenblut kosteten, ein Ende zu machen: Er hat einen vielbedeutenden Schritt dazu gethan, da er in allen seiner Landeshoheit unterliegenden Ländern die Toleranz einführte, und den um Religionswillen getrennten Bürgern die Freiheit gab, in bürgerlicher Ruhe und Verträglichkeit freundschaftlich unter uns zu wohnen. Machen Sie, hochwürdigste Väter! den

zweiten nicht weniger beträchtlichen Schritt mit der Einführung der Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst; damit jene, welche bürgerliche Eintracht vereiniget, auch die Christliche vereinbare; machen Sie, daß sie unsere Religion näher und aufrichtiger kennen lernen, damit, so wie nur ein Gott, ein Jesus ist, eben so auch eine christliche Kirche werde, wider welche kein menschlicher Wiz, kein Unglaube sich erfrechen soll, welche selbst die Pforten der Hölle nicht werden überwältigen können. Ich will nicht behaupten, daß die Volkssprache im Gottesdienst es allein wird zuwegbringen, ich behaupte aber daß die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst vieles, sehr vieles dazu beitragen wird. Auch jene, welche aus uns selbst in unseren Tagen von unserer Gemeinschaft sich losreissen, werden durch dieses Mittel gewonnen werden, sie trennen sich meist aus angeerbter Unwissenheit, da sie sogar nicht wissen was sie wollen, was sie glauben, wonach sie sich richten, wozu sie sich bekennen sollen. Sie werden dann ebenfalls in der Volkssprache des öffentlichen Gottesdienstes treffenden leichten Unterricht, innige Erbauung, und endlich Heil und Seegen finden. Sehen Sie denn, hochwürdigste Väter! einen orthodoxen Priester nochmal zu ihren Füssen, sehen Sie ihn inständig bitten, nicht für sich, sondern für das Volk. Werden Sie Schöpfer des Glüks vieler Tausende. Machen Sie, daß die katholische

Religion gekannt wird, sie wird sicher geliebt seyn, führen Sie, nach der Ihnen von Gott gegebenen Gewalt die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst ein, und alles Volk wird rufen: Amen, Amen.

Der Teufel in Wien.

Eine nächtliche Fantasie von Salzmann.

Zweiter Theil. *)

Vorerinnerung.

Der Teufel hat seine Rükfahrt nach der Hölle verzögert; er blieb noch länger in Wien. Auf Anrathen seines geheimen Sekretairs Mephistophiles, hat er noch eine Menge Oerter visitirt, alles Merkwürdige vollends in Augenschein genommen, und sogar hie und da sein strenges Inkognito

*) Man findet den ersten Theil im 3ten Bande unter Nro. 2. Und die geehrte Leser, werden diesen Theil eben so interessant finden, als den ersten!

abgeleget. Dadurch ist endlich seine Abwesenheit unter dem Volke so ruchbar geworden, daß sich eine große Anzahl seiner **Anhänger und Freunde** einfand, um ihm die Cour zu machen, und die gebührende Ergebenheit zu bezeigen.

Nie hätt' ich geglaubt, daß so viel **Bundsgenossen Luzifers** sich unter uns befinden, wenn ich nicht durch meine eignen Augen davon überzeugt worden wäre; aber auch nie würd' ich geglaubt haben, daß der Höllenkönig so leutselig und herablassend seyn könnte, wenn ich nicht selbst ein Zeuge seiner teuflischen Güte gewesen wäre. Er hat seinen Partheyen willig Audienz ertheilt, sie aufs huldreichste aufgenommen, und manche sogar mit Lobsprüchen beehrt.

Ich achte mich verbunden, alles dies, was ich in einem zweiten Schlaf noch weiter gesehen und gehört, dir, liebes Publikum, eben so treulich zu erzählen, als es im ersten Theil dieser nächtlichen Fantasie geschah.

So viel kann ich meinen Lesern im Voraus versichern, daß Luzifer beim Abmarsch zufriedner war, als bei seiner Ankunft. Merkwürdig ist die Instruktion, welche er vor der Hinabfahrt seinen dienstbaren Geistern ertheilte, die er, zu Besorgung seiner Angelegenheiten, in Wien zurük ließ.

Der Traum, von des Teufels Besuch in Wien hatte allzutiefen Eindruk auf meine Sinne gemacht, als daß er sich so geschwinde daraus hätte verlieren können. In einer der folgenden Nächte hatte ich eine zwote Erscheinung.

Ich befand mich plözlich wieder in seinem bekannten Absteigquartier, und sah' und hörte, was folgt:

Luzifer. Macht euch fertig, daß wir den Rükmarsch antretten! Will froh seyn, wann ich hinauskomme aus dem ungeheuren Klumpen von Pallästen und Hütten, deren Bewohner größtentheils weder für den Himmel noch für die Hölle taugen.

Berliki und Vizlipuzli } Wir sind bereit!

Mephistophiles. (schüttelt den Kopf) Ich dächte, König! wir blieben noch länger.

Luzifer. Warum?

Mephistophiles. Wer eine Reise macht, zumal in solcher Absicht, wie wir, der verfehlt seinen Endzwek, wenn er nicht alles und jedes besichtigt. Man muß nichts halb thun.

Luzifer. Wenn das Ganze nicht viel taugt, was soll man mit den einzelnen Theilen machen?

Mephistophiles. Eben weil das Ganze aus

einzelnen Theilen besteht, so ist es nöthig, keinen derselben ununtersucht zu lassen. Die Politik der Hölle erfodert, die geringsten Kleinigkeiten zu beobachten, das zu nüzen was in ihren Kram taugt, um aus Bruchstüken auch etwas Ganzes zusammen zu sezen, das vielleicht eben so groß wird, als das von der Gegenparthei. Au contraire, es müßte ein ausserordentliches Mirakel geschehen, wenn unseres nicht das Größte seyn sollte.

Luzifer. Ich zweifle.

Mephistophiles. Ich nicht! Ich will euch überführen, daß wir noch mehr Anhänger und Freunde haben, als ihr glaubt; aber dazu ist es nöthig, daß wir hie und da unser Inkognito ablegen, damit die Unsrigen auch wissen, daß wir da sind.

Luzifer. Wird ein feines Gesindel seyn!

Mephistophiles. Gerade so, wie wir's nöthig haben. Nicht allein die Grundsuppe des Pöbels, sondern auch mit unter Männer von Ansehen und Gewicht, selbst aus den vornehmsten und ehrwürdigsten Ständen, deren Grundsäze und Betragen großen Einfluß auf die Menge hat. Nicht allein plumpe oder alberne Kerls, sondern auch feine und durchtriebene Heuchler, die bei ihrer Hinabkunft auf die ersten Hofchargen der Hölle Ansprüche machen dürfen; Kerls, von unüberwindlicher Halsstärrigkeit, erfüllt, vom Wirbel bis zur

Zehe, mit unversöhnlichem Haß gegen alle Aufklärung und neuern Anstalten; Schleicher, die Honig im Munde haben, und Gift im Hauch; die unter dem Mantel der Ehrwürdigkeit die größten Bubenstüke verüben, ohne daß sie jemand deswegen im Verdacht hat, weil sie beständig durch Substituten agiren, unthätig scheinen, und im Grunde thätiger sind, als alle Sachwalter der sogenannten guten Sache, welche den Ausschlag ihrer Entwürfe ruhig einem günstigen Geschik überlassen, sich mit eitler Hofnung trösten, und am Ende erst sehen werden, daß sie — geprellt sind.

Luzifer. Du bist ein so glattzüngigter Bube, wie jener, der einst, in Gestalt einer Schlange, die Eva verführte.

Mephistophiles. Eben recht, daß ihr mich an's weibliche Geschlecht erinnert. Auch dies verdient unsre ganze Aufmerksamkeit. Gerade diese Geschöpfe sind es, hinter welche sich unsere Partheigänger steken, um ihre Absichten desto sicherer zu erreichen. Die alten Mütterchen, die über jede Neuerung mit gen Himmel gekehrten Bliken seufzen, die, aus Mangel der Grundsäze und Kenntnisse, nichts für gut und heilsam halten, was nicht zu ihren Zeiten eingeführt war, deren Vorurtheile so groß sind, als ihre Unwissenheit; die Betschwestern, welche die Abschaffung der sichtbarsten Mißbräuche für eine Unterdrükung des Glau-

bens ansehen, und von unsern Bundesgenossen, die sich ihr Zutrauen erworben, darinn bestärkt werden — Diese sind es, welche zum vortheilhaften Ausschlag unserer Angelegenheiten, wider Wissen und Willen, so treulich helfen, und das von Fausts Zeiten her bekannte alte Sprüchwort bestätigen: „was der Teufel selbst nicht kann, „stellt er durch ein Weibsbild an.“

Luzifer. (lächelt) Ich muß dir schon noch einmal zu Willen seyn. Es sei! Laßt uns nun die zwote Visitation beginnen.

※ ※ ※

Grundbuch der Stadt Wien.

Mephistophiles. Hier werden die Schulden auf Häuser Sazweise gerichtlich vorgemerkt, und die eigenthümer an die Gewöhr geschrieben. Bei den sogenannten Sazbriefen haben wir diesen Vortheil, daß die meisten Kapitalisten ihr Darlehen auf Häuser größer verzinnsen lassen, als in den Landesgesezen erlaubt ist, denn sie geben es dem, der es bedarf, nicht geradezu, sondern er muß erst auf einen andern Namen einen Sazbrief ausfertigen lassen, den sie hernach mit einem Rabat von mehrern hundert Gulden kaufen. Auf diese Weise verleihen sie ihre Gelder in fraudem legis öfters gegen 10 bis 20 pro Cente, das Gesez wird unkräftig, der Fiskus kann ihnen nicht auf den Leib, und das Grundbuch erhält doppelte Sporteln,

weil der pro forma ausgefertigte Sazbrief auf den Käufer umgeschrieben werden muß.

Luzifer. Sobald ich hinabkomme, will ich, nach Art dieses Grundbuchs, ein Seelenbuch veranstalten, worinn die Säze auf die Menschen vorgemerkt, und jene Teufel, die sie verstrikt haben, an die Gewöhr geschrieben werden sollen.

Mephistophiles. Seht ihr, König! daß die Fortsezung unserer Visitation ihren guten Nuzen für uns haben wird?

Vizlipuzli. Ein Genie, wie du, weiß alles zu nüzen.

Mephistophiles. Ein Narr, wie du, weiß über alles zu spotten.

Schuldensteuer. (ehemalige)

Mephistophiles. Hat schon seit drei Jahren, zu meinem Verdruß, aufgehört. Hab so manchen Familien viel Unglük dadurch zugezogen, weil ich veranlaßte, daß Kinder ihre Aeltern, und Bediente ihre Herrschaften, aus Eigennuz, denunzirten. Nun beschäftigt man sich, seit einigen Jahren, die Rükstände einzutreiben, und vermuthlich wird man in einigen Jahren damit fertig werden. Ob aber die Kosten nicht den Ertrag übersteigen werden, ist eine andere Frage.

Luzifer. Im Grunde haben Wir nichts dabei verloren; die Trankstener entschädigt uns passabel. Wird diese aufgehoben, so giebt es neue Spekula-

tionen in Ansehung dessen, was dafür eingeführt wird.

Zimentirungs=Amt.

Luzifer. Die verdammte Akuratesse kann ich nicht ausstehen. Alle Betrügereien werden dadurch verhindert.

Mephistophiles. Glaubt's nicht, König. Man führt ja meistens solche Elen, die sich biegen lassen; bei Wag und Gewicht giebt es auch solche Handgriffe, daß man kaum die Vervortheilung merkt; auch werden die Mezen und Viertel so künstlich abgestrichen, daß die Käufer gemeiniglich verkürzt werden. Die einkommenden Strafgelder beweisen es klar.

Luzifer. Tant mieux!

Großhandlungs=Gremium.

Mephistophiles. Eine Gesellschaft, die das Recht genießt, mit Allem zu handeln. Die meisten Mitglieder derselben sind nobilitirt. Wenn ein Kleinhändler sich ein ansehnliches Kapital erschachert hat, so macht er Anspruch auf den Adel, und wird ein Großhändler, weil er es seiner Ehre nachtheilig erachtet, länger ein Mitglied jener zu seyn, die nicht so viel zu profitiren wußten, als er. Indeß ist doch nicht alles Gold, was glänzt.

Vizlipuzli. Mundus vult decipi, das ist: das Publikum will bedient seyn; Ergo decipiatur, so bedien' man es! —

Luzifer. Will mich, während meinem Hierseyn, selbst darunter aufnehmen lassen, und zwar unter der Raggion: Luzifer und Kompagnie! Hab' gewiß alles Recht dazu, denn mein Handel ist ausgebreitet genug, und mit dem Fond will ich mich hinlänglicher ausweisen, als mancher, der sich darunter befindet.

Mephistophiles. Wegen der Ausweisung darf man sich nur an einen geschikten Wechsel-Notarius wenden, da wird man schon, gegen Erlag der Gebühr, mit gutem Rathe unterstüzt, auf welche Art es geschehen kann.

Niederlags-Verwandte.

Mephistophiles. Sind Geschwisterkinder mit den Großhändlern.

Luzifer. Warum liefert denn der Wiener Schematismus das Verzeichniß aller Niederleger nicht vollständig?

Mephistophiles. Wie so?

Luzifer. Ist nicht Patritius Kast vergessen, der auf der erzbischöflichen Kur, im nemlichen Gewölbe, wo wir uns einquartirt haben, eine Niederlage seiner Erzmakulatur errichtet hat? Sollte nicht Wiens Wetterprophet, bei dem sich die

Niederlage aller Schriften der Exjesuiten befindet, vor vielen andern darunter Plaz haben?

Mephistophiles. Wenn Niederleger solcher Waaren mit ins Verzeichniß kommen sollten, so müßten alle Mönche, welche mit Lukaszetteln, Amuleten, Rosenkränzen, Skapulieren, Tolentinbrod, Walburgaöhl, Felberholz, Hexenpulver, Rauchwerk, Ablaßpfennigen und Bildern ꝛc. schachern, ebenfalls darunter aufgenommen werden.

Luzifer. Billig wär's, denn sie profitiren mehr als jeder andrer Handelsmann, und ihr Kapital trägt gewiß tausend pro Cento. Tabakpachtung, Lotterien, und alle mögliche vortheilhafte Entreprisen, tragen nicht den zehnten Theil so viel.

Mephistophiles. Seit zwei Jahren haben diese Revenüen gewaltig abgenommen. Die Menschen werden täglich klüger, und wenn das verdammte Broschürenschreiben noch länger dauert, so werden die Quellen der Klostereinkünfte nach und nach vertroknen, wie Sümpfe vom anhaltenden Sonnenschein.

Luzifer. Drum seufzen sie auch so! —

Börse.

Mephistophiles. (schreibt) Das Wiener Kommerz gleicht einem Kind, das noch nicht recht gehen kann, und die Börse einem Affen. Zwischen

jener zu London oder Amsterdam, und der hiesigen, ist das Verhältniß gerade so, wie zwischen Riesen und Zwergen. Gehn wir weiter. —

Hauptmünzamt.

Luzifer. Hier ist die Werkstatt der irdischen Allgewalt. Mich wundert nicht, daß das blanke Metall die Menschen verblendet. Es hat einen so harmonischen Klang, und eine so anziehende mirakulose Kraft, der man unmöglich widerstehen kann. Das Bild auf den Kremnizern ist das wunderthätigste, das ich kenne. Es macht Männer zu Schafköpfen, Mütter zu Kupplerinnen, Ehrwürdige zu Gleißnern, und Redliche zu Schurken. Möcht' Direktor und Verwalter dieses Hauses seyn, wollt' besser fischen für die Hölle, als Petrus für den Himmel.

Mephistophiles. Glaub's gern!

Schazkammer.

Luzifer. Gebt Acht, daß ihr nicht schielend oder blind werdet. Die Diamante leuchten wie die Blize; ich kann nichts vertragen, was glänzt. Und doch möcht' ich sie haben, um die Menschenkinder damit zu loken; was gilts, sie würden mir Haufenweis huldigen. — Gehn wir weiter — —

Prälatenstand.

Luzifer. Dies ist jener Stand, nach dem ich trachten würde, wenn ich Mensch wäre. In An-

sehung der Bequemlichkeit sind die Fürsten weit hinter ihnen. Wer es dahin gebracht hat, der braucht nicht mehr zu beten: **Unser täglich Brod gieb uns heut!** — Bin's übrigens wohl zufrieden, daß die Geistlichkeit soviel Ansehen und Reichthum besizt, und bei den Berathschlagungen über die Länder-Einrichtungen Siz und Stimme hat — ihr versteht mich schon. Wünsch' nur, daß es noch länger beim Alten bleibt! —

Mephistophiles. Die beßten Hofnungen betrügen heutzutage. Der Barometer des Schiksals steht die meiste Zeit auf **Veränderlich!**

Zehendamt.

Luzifer. Was ist dies?

Mephistophiles. Ein altes erzbischöfliches Recht, von allen Gründen in und um Wien zur Michaeliszeit drey Pfenning Dienst, für einen Flek Pergament, der zuerst zween Gulden kostet, einzufodern. Geht uns nichts an. Auch stammt es schon, glaub' ich, von Melchisedechs Zeiten her. —

Salzoberamt.

Luzifer. (verfällt in tiefes Nachdenken.)

Mephistophiles. Worauf sinnt Ihr, König?

Luzifer. Wenn wir nur durch irgend einen Projektmacher bewirken könnten, daß eine dreifache Abgabe auf das Salz gelegt würde.

Mephistophiles. Warum dies?

Berliki. Da muß ich reden, dies verstehst du nicht. Der Gedanke ist vortreflich. Salz ist das beßte und unentbehrlichste Gewürz der Menschen. Eine Vertheurung würde dessen Gebrauch verringern, Faulfieber und Pest wären die Folgen. Da gäb's was zu fischen.

Vizlipuzli. Das ganze Projekt könnte leicht zu Stande kommen, wenn man aus den Salzversilberern Salzvergolder machte.

Mephistophiles. Wer fünf und zwanzig Prügel zu verdienen Lust hat, kann den Vorschlag machen. —

Patriotische Gesellschaften.

Luzifer. Giebt es hier eine Akademie der Wissenschaften?

Mephistophiles. Nein!

Luzifer. Hat man ein allgemeines Wittwenverpflegungs-Institut?

Mephistophiles. Nein!

Luzifer. Giebt es ein Findelhaus in Wien?

Mephistophiles. Nein!

Luzifer. Hat man eine Assekurationskassa für Feuer- und Wasserschäden?

Mephistophiles. Nein!

Luzifer. Giebt es einen Fond zum Unterhalt verlassener Mädchen, die keine Männer bekommen?

Mephi-

Mephistophiles. Nein!

Luzifer. Womit werden die bessern Schriftsteller belohnt?

Mephistophiles. Mit — Nichts, soviel ich weiß.

Luzifer. Nun dann, die patriotischen Gesellschaften sollen leben! Mir schaden sie nichts.

Mephistophiles. Au contraire — — —

Polizei.

Luzifer. (rümpft die Nase) Diese steht mir nicht an. Sie wacht mir zu viel. Wollt', ich könnt' ihren Vorstehern einen Schlaftrunk beibringen. Kaum beginnt eine Schurkerei, schnapps haben sie den Urheber beim Ohr. Der Pöbel ist eine Memme geworden, zittert vor Halb-Invaliden,*) schmiegt sich unter papierne Geseze, und ist froh, daß er schnauffen darf.

Mephistophiles. Das macht, weil die Korporals der Polizei noch alle bei guten Kräften sind. — Uebrigens ist die Sache nicht so arg, als Ihr vielleicht glaubt. Vieles geschieht hintennach. Z. B. Ein Loch in der Strasse wird selten eher zugemacht, als bis sich einer den Fuß gebrochen hat. Der Ausruf und Verkauf eines Schandlieds wird nur dann für die Zukunft abgestellt, wenn ein Biedermann schon eine ganze Woche durch be-

*) Eine Anspielung des Teufels auf die Polizeiwache.

schimpft worden ist. Ueberhaupt ist man in Wien gewohnt, von Zeit zu Zeit eine öffentliche Sauerey zu sehen. Der Tadler nach der Mode, der dreizehnte Apostel, und andre ähnliche Produkte sind ein Beweis davon. Dergleichen Vorfälle achtet die sonst so aufmerksame Wienerpolizei nicht. — — Auch giebt es noch einen Gegenstand, den sie, zum Glük für uns, wegen andern überhäuften Geschäften, nicht scharf genug ins Auge faßt. Dies sind die feilen Mezen, die Schaarenweis durch alle Strassen laufen, und jeden gesunden Kerl, der sich mit ihnen abgiebt, anstеken und vergiften. Die erfahrensten Aerzte behaupten, daß es hier in kurzem nur zwo Arten von herrschenden Krankheiten geben wird, nemlich Fieber und Fr — — sen.

Berliki. Daß du doch das medizinische Fach nicht unangetastet lassen kannst. So einsichtsvoll du im politischen seyn magst, so unwissend bist du in diesem.

Mephistophiles. Möchtest du mir nicht etwa beweisen, daß die Lustseuche den Menschen zur Gesundheit diene?

Berliki. Das eben nicht; aber daß das Gift derselben heutzutage nicht mehr so wirksam, so zerstörend ist, wie damals, als es Christoph Columb aus Amerika nach Europa brachte — dies wirst du doch mir nicht widersprechen wollen? Zugegeben, daß izt wenige Menschen davon befreit sind,

daß die Kinder öfters im Mutterleib schon davon angestekt sind, es mit auf die Welt bringen, nicht selten davon sterben, ohne jemals in puncto puncti gesündigt zu haben; so ist doch unwidersprechlich, daß eben diese Verbreitung der Lustseuche ihre Kräfte vermindert, und ihre Verheerung geschwächt hat. Ein Löffel voll Gift wird jeden einzelnen Menschen tödten, aber wenn er in einen Eimer Getränk geworfen wird, und hunderte zugleich davon geniessen, so werden sie zwar alle das Laxiren bekommen, aber sterben wird keiner daran.

Mephistophiles. In meinen politischen Reflexionen steht der Grundsaz aufgezeichnet: „Die Fürsten sind doppelt mächtig, wenn die Staatsbürger gesund sind!“ Wenn du mir nun selbst zugestehst, daß der größte Theil siech ist, wirst du verneinen wollen, daß der Staat und die ganze Bevölkerung darunter leidet?

Berliki. Das nicht; aber daß dies Uebel das nicht ist, wofür du es angiebst, dies behaupt' ich.

Mephistophiles. Zur Helfte muß ich dir Recht geben. Aber wie stehts mit der Bevölkerung?

Berliki. Diese gehört auf ein anderes Blatt. Hierinn hast du Recht. Die gesezmäßigen Heirathen kommen je länger je mehr aus der Mode, weil die wenigsten Männer die Last des Ehestandes übernehmen wollen, da sie das Vergnügen desselben so wohlfeil haben können. In diesem Fache

giebt es dermalen unter beiden Geschlechtern fast lauter Dilettanten. Das Kopuliren wird in kurzem so abkommen, wie eine alte Mode. Es versteht sich von selbst, daß es zugleich auch weniger zu taufen giebt, und daß folglich das ganze Menschengeschlecht nach und nach sich so vermindern wird, wie das Oel in einer Lampe, wo man das Nachfüllen unterläßt.

Mephistophiles. Dies ists gerade, was ich beweisen wollte, und somit — genug!

Polizeiwache.

Vizlipuzli. Wenn ich einst unten zum Dienst untauglich werden sollte, will ich mich unter diese engagiren lassen.

Luzifer. Warum?

Vizlipuzli. Für das Alter weiß ich keine bessere Unterhaltung, als in den Strassen auf und ab zu gehen, in die Luft zu gucken, und zu forschen, wo die Schwalben hergeflogen kommen.

Mephistophiles. Laß' sie ruhig — es sind gute Leute. Gegen Abend sind die meisten vom Bier benebelt, um besser schlafen zu können.

Polizeihaus.

Mephistophiles. Die Herberge der kleinen Schuldner — die Grössern bleiben in ihren Quartieren.

Luzifer. Recht so. Wer sich mit Kleinigkeiten abgiebt, muß auch klein behandelt werden.

Bettelrichter.

Mephistophiles. Alle Kreuzerbettler, die sich ertappen lassen, werden, ohne Unterschied, von diesen Leuten in Verhaft genommen, weil sie, so viel ich weiß, für jeden einen Siebner zum Lohn bekommen. Hievon sind aber die Weiber der sogenannten Bettelrichter ausgenommen, welche in allen Gassen stehen, und unter dem Vorwand, daß sie sieben lebendige Kinder und nichts zu leben haben, auch fleißig beten wollten, für die armen Seelen, ꝛc. das Publikum täglich brandschazen. —

Luzifer. Jede Regel leidet ihre Ausnahme.

Gnadenstokhaus.

Mephistophiles. War vormals ein Wohnsiz jener, die man aus Gnaden nicht hängen lassen wollte. Gegenwärtig, wo so manche Distinktionen aufgehoben wurden, logiren seine ehemaligen Bewohner, gleich andern Verbrechern, im Zuchthaus.

Luzifer. Billig. Jeder Schurke, der seine Sache so dumm anstellt, daß er entdekt wird, verdient dahin zu kommen; warum ist er nicht vorsichtiger? Die Schelmen werden eigentlich nur deswegen bestraft, weil sie sich erwischen lassen.

Redoute.

Mephistophiles. Salomons Sprüchwort: Alles hat seine Zeit! wird hier bekräftigt. Die Wiener sündigen und beten — aus Gewohnheit. Der sogenannte Fasching ist dem Schwärmen gewidmet. Da giebt es mancherley Akzidenzien für uns. Alles will sich ergözen durch — Narrheit. Alte Geken maskiren sich in Liebesgötter; marklose Stuzer in ernsthafte Pilgrimme; feige Memmen in Helden; junge Schönen in Furien; runzelvolle Weiber in Grazien. Großmuthsvoll enthüllt das weibliche Geschlecht alle Reize; die Busen gleichen den Brodläden, wo Mundsemmeln und Groschenbrode zum Kauf liegen. Selbst Teufel könnten beinahe lüstern werden! Man fängt, und wird gefangen; man verführt, und läßt sich verführen. Unerkannt schleicht mancher Mann an der Seite seiner Gattinn mit einer feilen Dirne vorbei; manche treugeglaubte Ehegattinn verlacht unter der Larve das Zutrauen ihres Mannes; so manches Mädchen findet hier Gelegenheit, die Wachsamkeit ihrer strengen Mutter zu hintergehen, und wird in der Seufzergallerie durch glattzüngigte Buben zur künftigen Buhlschwester gebildet.

Luzifer. Bravo!

Mephistophiles. Nicht genug. Indeß die eine Hälfte der Anwesenden verliebten Abentheuern sich Preis giebt, ist die andere sorgfältig bemüht,

sich durch unmäßiges Tanzen zu Grunde zu richten. So manches rosenwangigtes Mädchen, so mancher blühende Jüngling ertoben sich hier eine schnelle Abzehrung, daß sie verdorren, wie welke Blumen, und mit ihnen eine zahlreiche Nachkommenschaft, die durch sie hätte entstehen können! Wie viel auf einmal vernichtet wird!

Luzifer. Bravissimo!

Mephistophiles. Und nun noch die Nachwehen des Faschings — die Schulden, die gehäuft wurden, um diese Lustbarkeiten mitmachen zu können; die Mühe, sie wieder zu tilgen; die Beschwerlichkeit, nebst dem Darlehen auch den den Wucherern versprochenen Zinns aufzubringen; die Arreste, die ein allzufröhlicher Fasching öfters nach sich zieht 2c. alles dieses macht die Wiener-Redoute für mich äusserst interessant.

Luzifer. Wenn nur nicht der größte Theil der eingehenden Redoutengelder zum Fond der Normalschule gegeben würde, dies allein ärgert mich.

Mephistophiles. Man muß sich schon hie und da was gefallen lassen.

Mehlgrube.

Luzifer. Was ist dies für ein Haus?

Mephistophiles. Auch ein Versammlungshaus für die galante Wienerwelt. Man schmaußt, tanzt und scharmirt hier nach Herzensluft.

Luzifer. Wollen wir nicht hier soupiren?

Mephistophiles. Ist nicht rathsam; könnten ein paar Zähne verlieren — die Kapaunen sind meistens so zäh, wie das Leder von alten Sündern. Ueberhaupt kommen die wenigsten Gäste des Essens wegen hieher. Die Mannseprsonen kommen, um zu sehen und die Frauenzimmer, um gesehen zu werden. Die Ballausgaben der leztern werden von den erstern gemeiniglich mit 100 pro Cent Agio vergütet, je nachdem sie den Handel und Wandel verstehen.

Vizlipuzli. Man sieht hier die schönsten Mädchens.

Berliki. Du hättest recht, wenn ihre Röthe natürlich wäre; es sind aber größtentheils nur gefärbte Leichen, die ihre gesunde Farbe von Modehändlern kaufen.

Mephistophiles. Der Erfinder der Schminke verdient unsere ganze Hochachtung. Ihm allein haben wirs zu danken, daß unserm Vortheil durch keine Krankheit ein Abtrag geschieht.

Schule der Taubstummen.

Berliki. Hier wird mit den stärksten Sylogismen bewiesen, daß zum richtigen Begrif aller Dinge nur drei oder vier Sinne erfoderlich sind, indeß Patritius Fast mit fünf Sinnen nicht einmal die Simplicität zu begreifen vermag, obwohl er Doktor der Philosophie ist.

Vizlipuzli. Möcht' einmal die Liebeserklärung eines Taubstummen mit ansehen!

Luzifer. Dies Institut steht mir überhaupt gar nicht an. Die Taubstummen erlernen hier durch Zeichen eine Sprache, mittelst welcher sie ausdrüken, was sie denken — dies taugt nicht für uns. Wo Mund und Herz übereinstimmen, da gewinnen wir nichts.

Mephistophiles. Seid unbesorgt, König. Die Zahl dieser Menschen verhält sich zu den übrigen, wie zehn zu hundertausend. Die fünfsinnigten Menschen haben die Grimassen von Jugend an so gut erlernt, daß sie ihnen gleichsam zur andern Natur geworden. Die Freundschaft der Hofleute sowohl als der übrigen ist Grimasse. Die Liebe der Weiber ist Grimasse. Die Uneigennüzigkeit der Kapitalisten ist höllische Grimasse. Die Gerechtigkeitsliebe der Advokaten ist Grimasse, denn die schnappen nach Expensen. Der Eifer der Aerzte um das Wohl ihrer Patienten ist Grimasse, weil sie von Krankheiten leben. Die Weisheit der Gelehrten ist Grimasse. Die Demuth der Mönche und der meisten Theologen ist Grimasse, und selbst die Andacht des größten Theil der Menschen ist — Grimasse und Gaukelspiel. Auch die Taubstummen werden mit der Zeit in dieser Knnst nicht zurük bleiben.

Luzifer. Gut das. Gehn wir weiter!

Schauspielhaus am Kärntnerthore.

Mephistophiles. Die gewöhnliche Grabstätte aller Unternehmer.

Luzifer. Wie kömmt das?

Mephistophiles. Aus mancherlei Ursachen: 1) Weil die meisten Unternehmer sammt ihren Mitgliedern nur ihre Kunst im sogenannten regelmäßigen Schauspiel zeigen wollen, und darüber ihren Vortheil ausser Acht lassen; 2) weil das Haus nicht reinlich genug mehr ist, Sessel und Bänke zerrissen sind, und gleichsam ein Fideikommißgestank sich allenthalben verbreitet; 3) Weil meistens zween Unternehmer sich in dieses Haus theilen müssen, in welchem, der Kosten wegen, kaum einer bestehen kann; 4) Weil das Publikum an einem Ochsenhold so wenig mehr Geschmak findet, als an einem Kirikarikanarimanarischarivari, und so wenige Schrifsteller die Kunst verstehen, dessen Neugierde zu reizen, ohne ins Läppische zu fallen. —

Luzifer. Und doch hat sich Einer dieser Unternehmer im lezten Theatraljahre aufrecht erhalten, und nach Ostern wieder seine Entrepriese fortgesezt. —

Mephistophiles. Hätt' er nicht im lezten Fasching seine Schauspieler durch einige Tage in Hähne und Hühner maskirt, er würde schlimmer stehen. Indeß war der Einfall gut, weil er neu war,

und der ist doch immer der Klügste, der sich forthilft. Sein Nebenbuhler hatte einen berufenen Dramaturgen zum Freund, und mußte doch — weiter gehen. Gleichwohl wird Dieser einen schweren Stand haben. Im Sommer ist das Haus leer, und wenn er, dem ungeachtet, sich fortbringt, so giebt es schon geübte Kabalenschmiede, die ihn unvermerkt zu untergraben suchen werden, weil sie nicht dulden können, daß ein anderer auf gleiche Art lebt, wie sie.

Luzifer. Giebts in diesem Haus nichts zu fischen für uns?

Mephistophiles. Müssen spekuliren. Leer wird's nicht ablaufen. Wo wäre eine Schauspieler Gesellschaft, die keine Höllenkandidaten unter sich hätte?

Buchdrukereien.

Luzifer. Dies sind die verdammten Werkstätte wo alle sogenannte Reformationsschriften, welche die Aufklärung des Volkes bewirken, und uns so enormen Nachtheil zufügen, in großer Menge vervielfältiget werden. Seit Erweiterung der Preßfreiheit hat sich ihre Anzahl beträchtlich vermehrt, und noch verschiedene sind eben im Entstehen. Ich möchte bersten, wenn ich daran gedenke.

Mephistophiles. Allerdings sind es Gegenstände der Aergerniß für uns; doch nicht alle. Eine aus ihnen ist die Hofbuchdrukerei der erzbischöfli-

chen Kurialisten und Exjesuiten, wo alle Skarteken, welche Misbräuche und Aberglauben in Schuz nehmen, aufgelegt werden. Eine andere, obgleich die elendeste, ist die Manufaktur der Schandlieder, die das Lumpengesindel mit gräßlichem Geschrei durch alle Straßen der Stadt und Vorstädte verbreitet. Das Sonderbarste bei der ganzen Sache ist dies: daß man von Seiten der Censur gegen die Verfasser, welche zu unserer Parthei gehören, weit nachsichtsvoller ist, als gegen unsere Widersacher. Wer also nicht Gelassenheit besizt, sich für die sogenannte gute Sache dann und wann öffentlich mißhandeln zu lassen, legt sicher die Feder nieder, und räumt den Wahlplaz. Viele thaten dies schon, und die übrigen werden von unsern Partheigehern so lange gehezt werden, bis sie — ebenfalls schweigen.

Glaubt mir, König! die Menschen haben gewöhnlich sechs Sinne für das Böse, und selten mehr als drey für das Gute. Das Vorurtheil ist dreifach mächtiger, als die Vernunft — eine Wahrheit, die den Preis von jeder Akademie erwerben könnte. Sie hassen alle Neuerung! Sie untersuchen nicht, ob sie gut ist, sie sprechen nur: „Dies haben unsre Voreltern geglaubt, und dies „glauben wir auch!“ Sie wollen nicht überzeugt werden. Der größte Theil besteht aus Dummköpfen, der kleinere zur Helfte aus Heuchlern,

und unter den Klügern haben nur wenige den Muth, sich dem Schwall entgegen zu stellen. Laßt diese schreiben und druken, was sie wollen, die Mehrheit der Stimmen ist auf unserer Seite.

Luzifer. Du sollst mir dafür haften.

Mephistophiles. Das kann ich! Wenigstens noch auf ein halbes Jahrhundert! —

Buchhändler.

Luzifer. Gehören zu unserer Gegenparthei — kann sie nicht leiden.

Mephistophiles. Ihr thut den meisten Unrecht, König! die Autoren, welche von ihrer Feder leben müssen, fressen so schmale Bissen von ihren Verlegern, daß sie ausgezehrten Windhunden gleichen, denn einige jener feisten Herren haben den Grundsaz angenommen, daß es Ehre genug für den Schriftsteller ist, wenn seine Aufsäze gedrukt werden.

Luzifer. Dafür sind aber auch manche Autoren so klug geworden, daß sie ihre Schriften auf eigne Kosten druken lassen, und den Gewinnst selbst einstreichen.

Mephistophiles. Dafür sorgt aber auch die Aufmerksamkeit der Buchhändler, daß jene nicht allzuviel Vortheil haben. Sie schiken ein Exemplar vom nächsten beßten innländischen Buch, welches Nuzen hoffen läßt, entweder nach Augsburg, oder

an irgend eine einheimische Winkeldrukerei, lassen es druken, und verkaufen es im Land, als einen ausländischen Nachdruk um wohlfeilern Preis. Wer einem Wanderer seinen Rok auszieht, kann ihn leicht um die Hälfte des Werths verkaufen. Das schönste bei der Sache ist dies, daß dieser Diebstahl nicht geahndet, und dieser Schurkerei nicht durch Konfiskation der Exemplare vorgebeugt wird. Der Nachdruk ist zwar verboten — aber vorgebeugt wird ihm nicht. Alle Geseze sind keinen Pappenstiel werth, so lang es möglich ist, in fraudem legis zu handeln. Ueberhaupt giebt es kein gewinnsüchtigeres Volk als die meisten Buchhändler. Sie verlangen sogar ein Privilegium auf das Eigenthum ihres Nächsten, und — zur Ehre unsers sogenannten aufgeklärten Jahrhunderts sey es gesagt — sie erhalten es, gegen Erlag der Taxe. — —

Doktores der theologischen Fakultät.

Luzifer. Sunt bona mixta malis! — Der dermalige Vorsteher ist unser abgesagter Feind, dies beweisen seine Schriften allzudeutlich. Ich hasse ihn eben so sehr, als seinen Namensvetter, der den Fast und Mazzioli beinahe zu Invaliden gemacht hat. Wird uns noch viel Galle verursachen, wenn er nicht bald promovirt, und aus dieser Sphäre hinaus gerükt wird, wo er uns schaden

kann. Der nächste beßte Ex——— würde uns bessern Nuzen bringen.

Mephistophiles. Ich meines Theils bin mit vielen Theologen zufrieden. Sie behaupten dreist, daß Moses ein besserer Naturkündiger war, als Büffon. Auch haben die Fanatiker unter ihnen vieles in der Welt, zu unserm Vortheil, verdorben. Sie haben die Schröken des Menschen verdoppelt, anstatt sie zu mildern, und ihn zum Aberglauben gebracht, anstatt ihn zur Vernunft zu führen. Sie glänzten in jenem Zeitalter, wo sie viele, über das Gemeine erhabene Kenntnisse besassen. Sie haben alle Wissenschaften verunstaltet, weil sie Moral, Geschichte und Naturgeschichte nach ihren Entscheidungen drehen wollten; sie wollten alles, wie ein Gesezgeber des ganzen Ideenkreises, ordnen, und brachten mit ihrem Streben die größten Widersprüche zur Welt. Man sah' endlich Ungereimtheiten mit Ungereimtheiten kämpfen, und nun urtheile man von dem Resultat eines solchen Wettstreits!

Luzifer. Das war ehedem; aber heutzutage?

Mephistophiles. Auch izt noch haben sie Ansehen und Gewicht unter dem Volk.

Luzifer. Wünsche von Herzen, daß es ferner dauern möge!

Doktores der juridischen Fakultät.

Mephistophiles. Diese werden Eurer Hoheit schon besser behagen.

Luzifer. Nicht so sehr, als du vielleicht denkst. Der Vorsteher derselben steht mir so wenig an, als jener von der theologischen. Er ist auch anderwärts thätig, und giebt uns manche Pille zu verschluken, die schwer zu verdauen ist.

Mephistophiles. Doch die meisten Advokaten werden euch nicht mißfallen?

Luzifer. C'est une autre affaire! Ils sont bien bons pour nous!

Doktores der medizinischen Fakultät.

Mephistophiles. Berliki! Was hast du wider deine Amtsbrüder einzuwenden?

Berliki. Nicht viel, weil sie weniger ausüben, als sie wissen. So lange die Arzneigelehrten gegen die Wunderwirkungen der Chymie, wie bisher, gleichgültig bleiben, können wir immer mit ihnen zufrieden seyn. Diese Wissenschaft allein, von ihren alten unnüzen Lehrsäzen gereinigt, könnte dem Leiden der Menschheit am sichersten entgegen arbeiten; aber der Mediziner sind viele — alle wollen leben, und zwar gut leben — dies ist die Ursache, warum der wichtige und unwiderlegbare Saz: „daß die Stärke künftiger Generationen — mithin auch des Staats — von ihrer Fürsorge abhängt“ wenig geachtet und meistens vergessen wird.

Dok-

Doktores der philosophischen Fakultät.

Luzifer. Das Gleichniß vom Hut aus Gellerts Fabel ist allzutreffend, als daß es einem beim Anblik der hiesigen philosophischen Fakultät nicht prima vista einfallen sollte. Unter andern sind die Herren Parrhammer, Hell und Fast Mitglieder derselben. Ersterer war unlängst Rector Magnificus der uralt- und weitberühmten Wiener-Universität, und lezterer bereits im Jahre 1774 Dekan der philosophischen Fakultät!!!

Vizlipuzli. (sich brüstend) Bei so bewandten Umständen will auch ich Doktor der Philosophie werden!

Mephistophiles. Allerdings!

Wundärzte.

Berliki. Ich verbitte mir alle Einwendungen wider diese Herren.

Luzifer. Warum?

Berliki. Weil sie größtentheils unsere Freunde sind. Ihre meisten Patienten sind galante Ritter und Amazonen, an welchen sie kurze Palliativkuren machen, damit sie ihnen bei erster Gelegenheit wieder in die Hände fallen. Es ist billig, sagen sie, daß jeder von seinem Metier die möglichsten Vortheile zieht. Aus ihren Händen erhalten wir jährlich eine ansehnliche Menge Rekruten beiderlei Geschlechts.

Luzifer. Wenn sie nur nicht meistens kontrakt wären.

Berliki. Das macht der Merkur. Er hat die Eigenschaften eines feinen Höflings, ist süß und untergräbt.

Apotheken.

Luzifer. Alles dauert nur eine Weile.

Berliki. Leider! Baumrinde ist freilich wohlfeiler, als Chinarinde, und Bley kostet weniger, als Quecksilber. — Das verdammte Visitiren schmälert unsere Vortheile entsezlich! —

Obersthofpostamt.

Luzifer. Auch hier haben unsere Sporteln abgenommen. Verschiedene Korrespondenzen unserer Partheigänger wurden entdekt, bestraft, und — unterbrochen.

Mephistophiles. Nicht alle, König! Nur die direkten Briefwechsel, nicht die indirekten; diese werden noch durch hundert andere Wege beständig fortgesezt. Die degradirten Mitglieder einer uns wohlbekannten Gesellschaft verstehn das Ding besser, denn ich bin ihr Konferenzrath.

Klepperpost.

Luzifer. Ist von keiner Bedeutung für uns; sie hat uns noch wenig Nuzen gebracht.

Mephistophiles. Eben sinn' ich darauf, ob es

nicht so eingerichtet werden könnte, daß die Sünder, der Bequemlichkeit wegen, mit der kleinen Post beichten, und durch den nemlichen Weg absolvirt werden können. Und so ein Vorschlag sollte, denk' ich, sehr wohl gefallen.

Luzifer. Was hätten wir auch davon?

Mephistophiles. Sehr viel! Es würde dreifach mehr gesündiget, wenn die persönliche Demüthigung vermieden werden könnte: der Vorsaz und das Versprechen sich zu bessern, wird ohnehin nie erfüllt, und — das übrige versteht sich von selbst. —

Luzifer. Ich bin des Herumwanderns in der Stadt überdrüßig. Möcht' nun auch die Vorstädte besehen.

Mephistophiles. Ihr habt zu befehlen.

Kreisamt, V. U. W. W.

Luzifer. Kennst du's?

Mephistophiles. Hier ist die erste Instanz der Unterthanen, von deren Untersuchung Recht oder Unrecht abhängt, je nachdem eine Sache betrachtet wird.

Luzifer. Wohl gesprochen!

Mephistophiles. Jede Sache hat, wie bekannt, zwo Seiten. Es kömmt nun darauf an, wo der Richter sich hinstellt, um sie zu beurtheilen. Besser wär' es freilich, wenn die Verwalter der

Güter, eh' es ihnen von dieser Instanz befohlen wird, den Unterthanen Recht verschaften, und den Beschwerdeführern die wahre Ursache begreiflich machten, warum ihr Gesuch willfahrt oder abgeschlagen wird; aber da würde der gewöhnliche Schlendrian abgeschaft, welcher den Verwaltern und uns bisher so gut behagte.

Luzifer. Wünsche, daß es ferner dabei bleiben möge.

Augarten.

Luzifer. (liest die Aufschrift) „Allen „Menschen gewidmeter Erlustigunsort, „von Ihrem Schäzer!" (schüttelt den Kopf.)

Mephistophiles. Wollen wir hinein gehen?

Luzifer. Der Herr des Gartens ist mein Freund nicht — was Er dem Volke widmet, ist gewiß nicht zu unserem Vortheil. — Gehn wir weiter!

Zuchthaus.

Mephistophiles. Erheitert Euren Blik, König! hier ist ein vollständiges Teufelseminarium.

Luzifer. Sind ja hier, um sich zu bessern.

Mephistophiles. Ha, ha, ha! sich zu bessern? Glaubt das nicht, König! Kein Schelm wird besser in Gesellschaft anderer Schelme; er wird ärger. Was er noch nicht weis, lernt er, und übt es aus,

sobald er wieder frei wird. Der Menge wegen müssen sie alle beisammen seyn — der Tabakschwärzer beim Strassenräuber, der Kuppler beim Mörder, die Metze bei der Diebinn. Es sind Zunftgenossen, die eine Herberge haben.

Karmeliter.

Mephistophiles. Hier wohnen Leute, die im Wahn stehen, einen Panzer gegen unsere Anfechtungen zu haben.

Luzifer. Lassen wir sie bei ihrer Meinung, wir wissen am beßten, daß sie irrig daran sind.

Barmherzige Brüder.

Luzifer. Kann sie nicht leiden. Sind gerade das Gegentheil von den barmherzigen Schwestern. Diese machen krank fürs Geld, jene heilen gratis.

Mephistophiles. Alle Patienten solcher Art aufzunehmen; würden doch zwanzig solche Häuser kaum hinreichen.

Schauspielhaus in der Leopoldstadt.

Vizlipuzli. In diesem Haus würde ich mich einquartiren, wenn ich beständig in Wien mich aufhielte. Kasperl ist ein Meister in der Kunst, das Zwergfell zu erschüttern. Die ernsthaftesten Leute finden hier sich ein, lachen sich satt, schimpfen in Gesellschaft der Nationalisten-Faktion über die faden Possen, und — kommen doch wieder.

Mephistophiles. Gleichwohl werden auch hier schon, — zur Abwechslung, regelmäßige Stüke gegeben. Wenn Quelfo, Brutus und andere ähnliche Muster, worinn braf gemordet wird, öfters auf die Nationalbühne kämen, würden wir uns besser dabei befinden.

Luzifer. Einstweilen bin ich zufrieden, daß die Nationalschauspieler in den Hauptrollen alterniren, und folglich mehrere, im Fache des Marinelli, ihre Talente ausbilden können. Vielleicht wird diese Ordnung auch bei kleinern Bühnen eingeführt.

Prater.

Vizlipuzli. Die Aufklärung hat sogar bis auf diesen Lustwald ihren Einfluß.

Luzifer. Wie so?

Vizlipuzli. Ihr seht ja, daß er allenthalben durchgehauen, und mehr erhellt worden ist.

Mephistophiles. Dacht ich's doch, es würde eine Narrenbemerkung seyn.

Vizlipuzli. (bitter) Ueber den superklugen Teufel, der nicht einmal bemerkt, daß ein Lustwald dunkel seyn muß, wenn er die Menschen zu Sünden reizen soll.

Luzifer. Still! keine Händel!

Feuerwerksplaz.

Mephistophiles. Hier wurde unsre Hölle schon einmal in Duodez vorgestellt.

Luzifer. Wie? wer wagt' es —

Mephistophiles. Stuwer wars. Ihr wißt ja, wie Ihr einst dem Leyrer Orpheus sein albernes Weib wieder gabt, weil er ein so hübsches Stükchen spielte, das sogar unsern alten Haushund Cerberus freundlich machte? Diese Geschichte mußte hier zum Stoff eines Feuerwerks dienen. Der Styx mit dem Fuhrwerk des Charon, die Höllenpforte, und endlich gar das Elysium war hier im Feuer zu sehen.

Luzifer. Unser Schwefelpfuhl wird vermuthlich einem Bakofen gleich gesehen haben?

Mephistophiles. Freilich! ich mußte herzlich darüber lachen. Indeß war mir's doch lieber, als wenn er sie nach der Natur vorgestellt hätte.

Luzifer. Bekomm ich ihn, so soll er sich über den Unterschied seiner und meiner Hölle gewaltig wundern.

Mephistophiles. Den kriegt Ihr nicht. Wenn ihm die schlimme Witterung noch so sehr schädlich ist, so zukt er die Achseln — dies ist alles. Sein ehemaliger Nebenbuhler war nicht so geduldig. Er fluchte manchmal so heftig, daß unser ganzes Höllenpersonale die Ohren spizte, und die Sonne sich verkroch.

Luzifer. Hab' ihm auch schon seinen eigenen Stuhl herrichten lassen, weil es scheint, daß er freiwillig kommen wird.

Heze.

Mephistophiles. Ein Schauspiel, das meinen ganzen Beifall hat. Allerlei Thiere werden hier in der Absicht ernährt, um andere zu martern, oder sich, der Abwechslung wegen, zur Ergözung des Publikums martern zu lassen. Kein Schauspiel in Wien hat mehr Zulauf als dieses; und, was das beßte für uns Teufel ist, so wird es gerade an jenen Tagen gegeben, die der Andacht vorzüglich gewidmet sind.

Luzifer. Unvergleichlich!

Mephistophiles. Und da finden sich denn Leute von allen Klassen und Ständen, beiderlei Geschlechts, in Menge ein, die ihr herzliches Gaudium darüber haben, wenn ein Vollstier etliche Hunde spießt, oder ein starker Bär ein schwächeres Thier zerfleischt. Junge Mädchen, zu künftigen Müttern bestimmt, sehen das blutige Spektakel gelassen und gleichgültig an, und unterhalten sich davon in ihren Gesellschaften eben so gut, als von neuen Moden.

Luzifer. Die lieben Geschöpfe! Ihre Kinder werden uns manche Freude verursachen.

Ochsenstand.

Mephistophiles. Der Sammelplaz aller zum Schlachten bestimmten Ochsen, deren Theilung vielen Einwohnern Wiens so angenehm ist, als die Heze.

Vizlipuzli. Nur der vierfüßigen — die andern sind nicht zu geniessen. Deswegen werden sie auch vom Ochsenmerker nicht einmal gezeichnet.

Waisenhaus.

Mephistophiles. Les Ombres Chinoises vom hiesigen Militair, mit einem infulirten Feldmarschall. Hier werden Schanzen eingenommen, die mit Schlüsselbüchsen statt der Kanonen vertheidiget werden; auch sogar Kriegsrecht wird über die Verbrecher gehalten.

Luzifer. Und doch wird durch diese Duodezkriegszucht mancher wakre Bube, der ausserdem betteln und stehlen gelernt hätte, unsern Fallstriken entrissen. Hab' mich schon oft darüber geärgert.

Spital zu St. Marx.

Berliki. Hier bin ich in meinem Element. Dreierlei Gattungen Menschen bekommen hier unentgeltlich Quartier. H—ren, Narren und Angestekte.

Luzifer. Und darüber frohlokst du? wärs nicht besser für uns, daß keines von ihnen aufgenommen und jedes seinem Schiksal überlassen würde?

Berliki. Kann's eben nicht sagen. Sie müssen für diese Wohlthat so manches Ungemach erdulden. Keine H—re wird aufgenommen, die nicht einen Gevatter ihres Kindes nahmhaft machen kann, der die Hebamme und den Pfarrer bezahlt. Die

Schlachtopfer der Lustseuche haben ohnehin genug auszustehen, und die Blödsinnigen müssen sich nebst den übrigen gefallen lassen, von den sogenannten Vernünftigen aus Neugierde besucht, verlacht und verspottet zu werden. Die H—ren verlieren dadurch vollends alle Schamhaftigkeit, die sie etwa noch haben möchten, so wie die siechen Partheyen der Venus; und die Narren werden leicht noch närrischer.

Vizlipuzli. Und soll dieses Haus alle H—ren, alle im Dienst Cytherens Verwundete, und alle Narren von Wien enthalten?

Berliki. Das eben nicht, so müßte St. Marx vielleicht so groß seyn, als die erste Wienervorstadt. Die wohlhabenden H—ren, die vornehmen Aussäzigen und die reichen Narren bleiben allerseits in ihren Quartieren, nur die Armen kommen hieher.

Mephistophiles. Ich meinerseits betrachte ähnliche Orte mit unendlichem Vergnügen. Dahin führen endlich die zwo höchsten menschlichen Glükseligkeiten, **Ehrgeiz** und **Wollust**. Wer diesen Gözen nicht huldigt, genießt nichts, und wer genießt, verdirbt.

Vizlipuzli. Auf diese Weise besteht der größte Theil der Menschheit aus Dummköpfen, Krüppeln und Narren? Eine herrliche Gesellschaft!

Thereſianum.

Luzifer. Verwünschtes Haus! Ehedem glaubte

man, daß der Adel ein Privilegium habe, Nichts zu wissen, und nun glaubt man, daß Wissenschaften seine größte Würde sind. Weg von hier!

Mephistophiles. Und doch ist eben dieses Haus mir sehr werth, und sollte es euch ebenfalls seyn, König!

Luzifer. Warum?

Mephistophiles. Nicht der adelichen Zöglinge wegen, sondern wegen etlichen andern Männern, die darinn wohnen, und uns von Zeit zu Zeit große Dienste erweisen.

Luzifer. So, so.

Mephistophiles. So bald wir wieder in unsrem Quartier sind, sollen Sie Euch ihre Aufwartung machen. Ich will ihnen Eure Anwesenheit kund machen.

Luzifer. Gut.

Komödienhütte beim Wasen an der Wien.

Mephistophiles. Ein Bild des höchsten menschlichen Elends, unter der Inspektion des Verfassers vom Ochsenhold. Um eine Monatgage getraute ich mir die ganze Gesellschaft für den Abgrund zu engagiren, wenn ich nicht wüßte, daß wir sie gratis bekommen werden.

Mühle zu Gumpendorf.

Luzifer. Wer ist der weisse dike Herr dort?

Mephistophiles. Einer aus dem sogenannten Predigerorden. Er versieht hier die Stelle eines Müllers, und mahlt für's Publikum und den Beutel des Ordens.

Pfarr St. Ulrich cum appertinentiis.

Mephistophiles. Die Herrschaft hier ist Gerichtsbarkeit, Grund-Dorf-und Pfarr-Obrigkeit — alles geistlich. Hier werden die Menschen während ihrer ganzen Lebenszeit mit vieler Sorgfalt — taxirt. Taxirt, wenn sie auf die Welt kommen, wenn sie heirathen, an- oder abgeschrieben, entlassen, oder begraben werden; doch werden sie alle mit einem de profundis aus der Welt geschikt.

Fasan am Neustift.

Mephistophiles. Auch hier ist öfters Schauspiel. Wer ein Mitglied dieser Gesellschaft werden will, wird zuvor auf folgende Art examinirt: „Kann der Herr die sieben Aktionen des Königs? „Hat der Herr Steinschnallen? schwarze Hosen? „weisse Strümpfe?“ Fallen die Antworten bejahend aus, so wird der Handel geschlossen mit einer Maas Bier nebst etlichen Würsteln bekräftigt.

Krippelspiel.

Mephistophiles. Hier wird zur Fastenzeit das wichtigste Geheimniß der christlichen Religion nach der Art eines Marionettenspiels, mit einer Menge alberner Possen vermischt, um's Geld vorgestellt.

Luzifer. Hab' gar nichts dagegen einzuwenden. —

※ ※ ※

Se. höllische Majestät äusserten nun eine Müdigkeit, und sogleich kehrte die ganze schwarze Gesellschaft ins Quartier nach der Stadt zurük.

Hier wartete im Vorhaus eine Menge Menschen beiderlei Geschlechts, theils aus Neugierde, den Fürsten Luzifer zu sehen, theils in der Absicht, Ihm ihre Aufwartung zu machen.

Luzifer. (**beim Eintritt ins Gewölbe**) Wer sind diese Leute? Was wollen Sie?

Mephistophiles. Es sind Klienten von Euch, König, ich hab' ihnen, unter der Hand, von Eurer Anwesenheit Nachricht gegeben. Ist's Euch gefällig, ihnen Audienz zu ertheilen?

Luzifer. Kannst einige herein lassen. [**Mephistophiles öfnet die Thüre; es treten sechs Männer in ehrwürdiger schwarzer Kleidung ein. Sie verbeugen sich tief, und einer, (den ich, weil ich seinen Namen nicht weis, mit dem Buchstaben H. bezeichnen will) nimmt das Wort:**]

H. Macht und Ehre dem König des Unterreichs!

Luzifer. Wer seid ihr, meine Freunde?

H. Wer wir izt sind, wissen wir selbst nicht recht; wer wir waren, kann Eurer Hoheit nicht unbekannt seyn, da wir Hochdero Lieferanten

waren, und manchen großen Mann nach Ihrem Reich beförderten.

Luzifer. Was? Ihr seid nicht mehr, was ihr wart? War's der blosse Name, oder der Rok, der euch dazu machte, oder war's eure gleißnerische Politik? Würde ein anderer das werden, was ihr seid, wenn er euren Namen annähme, und einen ähnlichen Habit trüge? Mir solltet ihr so was nicht weis machen wollen; ich kenn' euch.

H. Eure Hoheit verzeihen, wir sind doch nicht mehr, was wir waren.

Luzifer. Noch seid ihr's. Scheert dem Fuchs die Haare vom Balg, ist er deshalb kein Fuchs mehr, und wird er deswegen seine Natur ablegen? Wenn gleich eure öffentliche Gemeinschaft getrennt ist; wenn gleich der Einfluß, den ihr aufs Ganze hattet, nicht mehr so ausgebreitet ist, als ehedem; wenn ihr gleich nicht mit dem ehemaligen unfehlbaren Erfolg allenthalben wirken könnt; so habt ihr doch noch immer die nemlichen Grundsäze in Rüksicht eurer Handlungen; so habt ihr doch noch immer die Gelegenheit, eure heimliche Zusammenkünfte zu halten, und eure Maasregeln gemeinschaftlich zu verabreden; so habt ihr doch noch immer Freunde und Anhänger genug, die euer Vorhaben unterstüzen, und mit dem beßten Willen es ausführen helfen. — Doch, genug hievon! — Was ist euer Begehren?

H. Wir sind gekommen, Eurer Hoheit uns demüthig zu empfehlen, und zu Bezeugung unserer Ergebenheit einige Exemplare unserer neuern Werke ehrfurchtsvoll zu überreichen. (Er übergiebt Luzifer den Wahrmund, den dreizehnten Apostel, die vier Oden in der Affaire, und die Biographien der neuen Religionsfeger, nebst etlichen Manuscripten.)

Luzifer. Braf, meine Kinder! Ihr seid also die Verfasser dieser hübschen Werke? Dacht' ich's doch! — So, so! — Nun dann! ich versichere euch hiemit meinen ganzen Beyfall. Fahrt fort, allen gegenwärtigen schädlichen Neuerungen muthig entgegen zu arbeiten; untergrabt die ganze weite Aussicht der neuern Entwürfe; nüzt euer Ansehen auf alle Art und in allen Gelegenheiten; seid meines Beistandes in all' euren Vorhaben versichert, und zweifelt nicht, daß ich euch stets mit Gnaden gewogen verbleibe. (H. nebst seinen Gefährten verbeugen sich tief, und gehen ab.)

Mephistophiles. (öfnet abermal die Thüre, und nun erscheinen ein paar Mönche.)

Luzifer. Wißt ihr, wer ich bin?

Mönch. O ja, Beherrscher der Finsterniß! Unser Vorgesezte ist seiner Freiheit beraubt. Hilf ihm, wir bitten inständig, aus seinem Kerker.

Luzifer (krazt hinter den Ohren.) Liebe Leute! Sagt ihm, er habe allzuvorsichtig gehandelt;

er hätte mich zuvor um Rath fragen sollen. Ihr habt die Politik nicht so studirt, wie jene, die vor euch bei mir Audienz hatten. Mir ist's leid; aber helfen kann ich hier nicht. Wer durch einen Geist des Lichts eingekerkert worden, kann durch keinen Regenten der Finsterniß befreyet werden. — Diesem ungeachtet bin ich euch mit Gnaden gewogen. (Die Mönche gehen ab.)

Mephistophiles (öfnet die Thüre, und drei weltliche Männer treten ein.)

Luzifer. Seid willkommen! (alle verbeugen sich.) Einer nach dem andern bringe sein Anliegen vor.

Der erste. Ich bin ein Mann der Gespenster und Hexen glaubt, der ehedem in Würde und Ansehen stand, der alle Neuerung haßt, ohne zu untersuchen, ob sie gut oder schädlich ist — helft mir, König, zu meinem vorigen Amte mit dem ganzen Gehalt.

Luzifer. Wenn ich überall helfen könnte, so wäre manches nicht, wie es izt ist.

Der zweite. Ich bin ein Anhänger der alten Gebräuche. Alles geht drunter und drüber. Ich flehe in meinem und aller meiner Brüder Namen um Hülfe.

Luzifer. Wider den Strom ist nicht gut schwimmen.

Der

Der dritte. Ich bin Eurer Hoheit von meiner Geburt an ergeben, und bleibe es noch immer, obschon ich mich des Nuzens wegen Eurer Botmäßigkeit entzogen habe; bin der Verfasser mehrerer Pasquille, Gassenhauer und Schandblätter, und bitte um Eure Protektion.

Luzifer. Fahrt nur fort, mir so zu dienen — (zu allen) was in meiner Macht steht, werde ich anwenden, euch allerseits zu helfen. (Gehen ab.)

Mephistophiles. (öfnet nochmal die Thüre, und es treten drei Frauenzimmer herein.)

Luzifer. Schade, daß ich nicht mehr jung bin. Besuche solcher Art würden mich ergözen.

Die erste. Allgewaltiger Herr Teufel, hört meine Klage, und helft mir. Mein Mann hat drei Kebsweiber, und vernachläßigt seine Schuldigkeit gegen mich. Schaft mir Recht!

Luzifer. Wie viel habt ihr Kebsmänner?

Die erste. Wieviel? Wahrhaftig, nicht mehr als einen Einzigen!

Luzifer. Wie oft kommt er zu euch?

Die erste. Je nun! alle Tage, weil ich sonst nicht wüßte, wie ich mir die Zeit vertreiben sollte, da hingegen mein Mann alle Tage zu einer andern geht.

Luzifer. Alle Tage zu einer andern? Ihr begeht also in drei Tagen mit einem Einzigen eben das, was er in drei Tagen mit Dreien verschuldet. Null

von Null geht auf. Allenfalls könnt ihr euch noch ein paar Liebhaber zulegen. (Zur zweiten.) Habt ihr auch ein Anliegen von dieser Art?

Die zweite. O Nein! Ich möchte gern meinen Mann mit guter Art vom Hals haben, weil ich ihn wider Willen auf Befehl meiner Mutter heirathen mußte, und hab' also bitten wollen, ihn mit erster Gelegenheit holen zu lassen, weil ich einen andern wüßte, der mir lieber wär!

Luzifer. (lacht.) Von dem ihr vielleicht in ein paar Monaten auch wieder loß seyn möchtet? Das Ding geht nicht so leicht, als ihr glaubt. Wenn ich alle Männer holen lassen dürfte, die ihren Weibern nicht anständig sind, so würde die Hölle bald voll werden. Helft euch, wie sich andere auch helfen, die sich im gleichen Fall befinden. Ihr versteht mich doch?

Die zweite. Vollkommen.

Luzifer. (zur dritten.) Was steht zu Diensten?

Die dritte. Weil ich vernommen hab, daß Euer höllische Durchlaucht persönlich hieroben sind, so hab ich wollen meine Aufwartung machen, und bitten, daß mir ein gutes Quartier angewiesen wird, wenn ich hinab komme.

Luzifer. (freundlich.) Von Herzen gern. Wer freiwillig kommt, wird ohnehin besser behandelt, als die andern. — Wie geht das Negozium?

Dritte. Schlecht; es lohnt sich bald der Mühe nicht mehr, zu sündigen. Ich bin gewiß eine von jenen, die die meiste Kundschaft hat, und doch hab' ich nichts übrig. Die ganze vorige Woche hab' ich nicht mehr als ein paar Thaler eingenommen.

Luzifer. Wie kömmt das?

Dritte. Weil unser zuviel sind. Alles verlegt sich jezt darauf, und will sich, so zu sagen, davon ernähren. Weiber, Mädchen, Kinder, alles ist feil. Wenn man ein weibliches Geschöpf sieht, so darf man jezt nicht mehr fragen: Ist das eine? sondern man muß fragen: Ist das keine? — Eine nimmt der andern die Kundschaft und das Brod weg, und der Preis wird auch alle Tage geringer.

Luzifer. (für sich.) Eine liebliche Zeitung! (laut) Ich werde bedacht seyn, ein paar reiche Wollüstlinge an euch zu fesseln, daß ihr keinen Mangel leidet. (Zu allen dreien.) Uebrigens war's mir angenehm, euch zu sehen. (Sie gehen ab.)

Mephistophiles. Soll ich noch mehrere herein lassen?

Luzifer. Sind noch viele draussen?

Mephistophiles. Eine ziemliche Menge steht noch auf der Strasse vor der Thür.

Luzifer. Ich will mich ihnen auf dem Dach zeigen, daß sie mich alle auf einmal sehen können.

Mephistophiles. (stellt sich mit Luzifer aufs

Dach) Seht König! welch ein Gemische von allen Ständen.

Luzifer. (nachdem er eine Zeitlang mit sichtbarem Vergnügen die Anwesenden alle aufs leutseligste betrachtet hat) Dacht's nicht, daß ich noch so viele Anhänger hier hätte.

Mephistophiles. Das ist kaum der fünfzigste Theil. Wenn's alle wüßten, Ihr solltet Wunder sehen. — Nun wird's Euch doch nicht reuen, daß wir noch länger hier geblieben sind? Nun werdet Ihr doch zufriedner hinab fahren, als Ihr herauf fuhrt?

Luzifer. Das werd' ich. Und nun macht euch fertig!

Mephistophiles. Erlaubt mir, König, noch zuvor solche Anstalten in eurem Namen zu treffen, die unser gemeinschaftliches Interesse unumgänglich erfodert.

Luzifer. Auch das.

Mephistophiles. Unsere übrigen Lieblinge müssen vollends herauf; Gebt ihnen das Zeichen, König!

Luzifer. (stampft; die Erde zittert, öfnet sich, und endlich kommen jene Teufel heraus, die wir schon im ersten Theil kennen lernten. Er tritt mit Majestät unter sie, und spricht.) Vernehmt die Befehle, die euch Mephistophiles in meinem Namen ertheilen wird, und befolgt sie so pünktlich, als die Gebote des Herrschers im Him-

mel durch seine Cherubs befolgt werden. Wer das kleinste Wort ausser Acht läßt, über den will ich mit meinem schweren Zepter losdonnern, daß er rasseln soll im Staub.

Mephistophiles. Jeder von euch hat über siebenhundert leibeigene Geister zu gebieten. Alle müssen von nun auf die Wache, und dienen, nach der Ordre, die izt gegeben wird.

Wir haben einen schweren Kampf zu kämpfen. Wenn wir obsiegen, haben wir vielleicht wieder auf ein Jahrhundert gewonnen Spiel.

Lauscht auf alle neue Entwürfe und Anstalten, die unserm Hölleninteresse nachtheilig sind. Arbeitet mit vereinten Kräften dagegen. Verbreitet üble Meinungen unter dem Volk. Stekt euch hinter all' jene, die das Zutrauen des Pöbels besizen. Macht ihn verstokt, daß er hartnäkig aller Aufklärung widerstrebe.

Facht in den Fabrikanten des **Wahrmunds** und ähnlicher Werke einen glühenden Eifer an, gegen jede uns nachtheilige Schrift zehn andere zu unserm Vortheil zu schmieden.

Vor allem laßt euch angelegen seyn, unter den Schriftstellern, die uns zuwider sind, eine Uneinigkeit zu erregen, daß sie einander mit Stolz und Verachtung begegnen, und einer den andern in öffentlichen Blättern herab seze — so gehört das Feld unser.

Naht euch den Beichtstühlen, wo begangene Sünden gebeichtet werden. Blaset die Worte der Reumüthigen vor des Paters Ohr weg, damit sie keine Vergebung erhalten. —

Verderben über alle Neuerung! dies sei die Losung, die ihr allen Anhängern des Aberglaubens durch ehrwürdige Gleißner ins Ohr raunen lassen sollt, damit die Hölle ihr Ansehen behaupte, und ihre Zuflüsse nicht vertroknen. Hinab, nunmehr! Hinab! — (die Erde öfnete sich, und die Abfahrt geschah unter Donner und Bliz, worüber ich erwachte.)

Der Teufel selbst ist also nicht mehr in Wien, aber seine Abgesandte — der Spuk, der von Zeit zu Zeit über alles, was gut ist, entstehen wird, mag zum Beweis dienen, daß man auch Wahrheiten träumen kann.

Eibel und der Teufel.

Ein Traum.

Du Menschenkind! hat nicht das Haus Israel zu dir gesagt: was thust du?

Ezechiel.

O theuerster Leser!

Da liefere ich, und beschreibe ich dir meinen vor einigen Tagen gehabten Traum. Kurios! — Eibel und der Teufel beieinander! — Was haben sie dann beieinander gethan? — Lies es, so kannst du's erfahren. Wenn dir dieser Traum gefällt, so will ich dir auch meinen heutigen erzählen; der ist gar pudelnärrisch; denn kann wohl was spaßigers auf der ganzen Welt seyn, als den katholischen Unterrichter, Pater Just in Wien und den Teufel beieinander zu sehen? — doch still indessen! — wir wollen zuerst den Eibel mit dem Teufel diskuriren hören. Also mein Traum.

Eibel und der Teufel.

Eibel saß an seinem exkommunicirten und von tausend Bannflüchen umgebenen Schreibtische, und

spizte seine Feder, um über den Ablaß zu schreiben. Auf einmal kam eine stinkende Wolke, und es erschien Satan mit Hörnern, kohlpechschwarz, und einem rothen Züngelchen, und er trat dem Schreibenden näher, und seine Stimme schnofelte, und er sagte also: „Gottloser Mann! Störer der Ruhe im „Reiche der Teufeln, wann wirst du einmal aufhö„ren, uns zu plagen?"

Eibel. Närrischer Teufel! du Spaßvogel! wie plag ich denn dich? — wie hat denn der Teufel mit dem Pabste zu thun?

Teufel. Wer hat nicht mit dem Pabste zu thun? —— Glaubst denn du etwa, lieber Freund! daß wir uns auf unsern Hofstaat weniger einbilden, als die Kuria? — Höre, ich will dir alles erzählen. Du wirst unfehlbar aus der Geschichte, oder einem Missionsbuche wissen, daß wir seit vielen Jahrtausenden unser unterirdisches Reich unweit dem Golfo von Venezia errichtet haben. Wir lebten nun bereits mehrere Jahrhunderte ruhig miteinander; dachten weder an Rom, noch an Rechte, denn dies sind unsere Sachen nicht, und unsere Beschäftigung war, daß ungestört unsere Verdammten fortmarterten; auf einmal ward Allarm, und es hieß: Fremdlinge sind da! Unser Zunftmeister säumte nicht lang, sie vorzulassen, weil er von rothen Mänteln hörte, und hieraus schloß, daß es entweder Senatoren von

Venedig, oder Kardinäle seyn müßten. Der Braten war lokend, und die Assemblee begann.

Eibel. Spotte nicht so.

Teufel. Ja, das mußt du mich lehren. — Aber nur weiter, denn ich habe nicht Zeit, lange zu plaudern, denn unser einer hat mehr zu thun, als ein päbstlicher Kaudachartarius.

Die Assemblee begann also. Sie waren wirkliche Römer, erzählten genau alle ihre mißlichen Umstände, wie erbärmlich ihr Brodsak zugeschnitten worden, und baten um Rath und That. Sie wiesen ein Rekommendationsschreiben vom Gregor dem 7ten auf, welches sie durch eine geheime Korespondenz in die andere Welt, die ihnen die Jesuiten, welche beständig Leute dahin abschikten, verschaft haben sollen, bekamen. Unser Zunftmeister dachte bald an diese Affaire, und an die Höflichkeiten des Pabstes, welcher ihm ein ausdrükliches Versprechen machte, bei einigen römischen Kongregationen, seine Stimme geben zu dörfen, das er aber nicht annahm.

Der Zunftmeister, welcher eben noch die Piece: **Was ist der Pabst?** auf dem Seitentisch liegen hatte — — —

Eibel. Ha, ha, ha.

Teufel. ergrif, und durchgieng sie mit flüchtigen Augen; räusperte sich wie ein spanischer Inquisitionsrichter, und sagte mit schnofelnder Stimme:

ich weiß nur gar zu wohl, was ich mit Heinrichen zu thun gehabt; ich will mich nicht mehr so abmatten, denn ich hätte dort schon Galle speien mögen. Heinrich war ein Knabe gegen Joseph; Joseph ist ein Mann: und obschon ich ein Teufel bin; so will ich doch Männer in Ruhe lassen, sonst hätte ich auch wirklich zu Rom schon öfters Spaß gemacht. — Wollt ihr denn wieder so gewaltthätig anfangen? da sage ich euch vorhinein, daß es mit uns aus ist.

Ei, bei leibe nicht, riefen die Römer, das wäre ein ziemlicher Ekstein; so klug sind wir schon.

Nun gut, sagte der Zunftmeister, ich will die Sache von meinen beßten Theologen untersuchen lassen, denn die Kerls wissen die Sache besser auseinander zu sezen, als euer Wittola, und altkirchlicher Plarer; geht nur getrost in die Zimmer, die euch über Nacht gewidmet sind, und ruhet von der Reise aus. Sie thaten es; und der Zunftmeister lies seine Theologen die Sache überdenken. Die Entscheidung fiel nun dahin aus, daß sich die Römer an einen gewissen Mann, der sich auf ihre Grundsäze verstünde, wenden sollten, welcher vielleicht allein helfen könnte.

Eibel. Nun, da wird's gut gehn. Der Mann ist selber in des Kaisers Ungnade, und wird vielleicht — — — —

Teufel. Nun da stehen wir frisch.

Eibel. Besser als jemals; denn es wird einmal Friede werden, aber à propos! du weist ja schon, daß der Pabst selbst beim Kaiser — —

Teufel. Was hat er bei Ihm gethan?

Eibel. Oefentliche Segen gegeben, und die heiligen Gräber besucht.

Teufel. Du Spaßvogel! kannst halt das foppen nicht lassen. Du fängst vom Unbedeutenden an, was hat er konferirt?

Eibel. War ich denn im Kabinette? Da must du Sie selbst fragen.

Teufel. Sieh' also! du weist nichts von allen, und schreibst so derb in den Tag hinein, hiemit ist alles, was du schreibst, Betrügereien.

Eibel. Ich hab nur geschrieben was konferirt werden soll; was konferirt worden ist, das weiß ich nicht, und von dem schreib ich nicht.

Teufel. Aber hat dir doch mein guter Freund Pater März recht das Maul gestopft? bist izt still, wie ein Maus, und rührst dich nicht, wahr oder nicht?

Eibel. Es war einst ein Mann, der akerte, damit sein Feld fruchtbar würde, es kamen nun mehrere, die sagten, du akerst schlecht, du wirst mehr verderben als gut machen. Der Mann aber wuste, daß er doch recht akerte, und daß er nur langsam sein Feld fruchtbar machen würde, wenn er sie lange widerlegte; und er akerte ungestört das Feld immer weiter. Hörst du, verstehst du?

Teufel. Ich höre und verstehe, aber war das (verzeih mirs) nicht eine Erzgrobheit, eben da; als der Pabst nach Wien kömmt, zu schreiben, was ist der Pabst? und zu beweisen, daß er nichts mehr sey als Bischof zu Rom, daß er Rechte haben wolle die ihm nicht gebühren, daß er über die Wolken hinaus wolle, und nichts davon wisse, daß er ein Knecht der Knechte ist. Ists nicht wider allen Anstand, wider alle Geseze der Gastfreiheit?

Eibel. Hör einmal, mein theologischer und kanonischer Teufel! was ich dir izt sagen werde. Es kömmt ein falscher Werber (es ist nur ein Gleichniß) in ein fremdes Land, er kömmt, um mir meine Leute abzufischen und auf seine Seite zu bringen; er stellt sich aber an, als wär er mein bester Freund und bekümmere sich gar sehr um mein Wohl. Ists, denn hernach eine Erzgrobheit, wenn ich den Leuten sage: Das ist ein falscher Werber, dem nachzugehen es eine Sünde ist, wenn ich aus politischen Ursachen ihn schon nicht mehr abweisen kann.

Teufel. Mit dir mag doch der Henker reden. Ich hab doch auch mein Kanonikum studirt und gründlich studirt; aber solches Zeug hab ich doch in meinem Leben nicht gehört noch gelesen.

Eibel. Das glaub ich wohl, daß wir kein teuflisches Kanonikum haben werden, aber wo hast denn du's studirt?

Teufel. Auf unserer Universität.

Eibel. Da mags was saubers geben.

Teufel. Spotte nicht, wer hat denn die Jesuiten Theologie, wer hat denn ihre Moral befestigt, und erleuchtet, als wir? Ja! Ja! wenn du verdammt wirst; so mußt du erst zu uns in die Schule gehen. Wer hat zu Rom die Kasuisten belehrt, als wir? Wer hat den Pabst für unfehlbar erklärt, als Lucifer der 1te? Wer hat ihm die Lumpen Petri abgenommen, als der große Mephistophiles? Wer hat die Kardinäle so wichtig gemacht, als wir? Wer hat ihn zum Herrn der Welt, zum Monarchen der Monarchen gemacht? Wer that alles dies, als wir? parbleu! und das alles that ein Teufel?

Eibel. Ja, ja, das that der Teufel, richtig!

Teufel. Ja, ja, ihr lokern Leute, könnt nichts, als immer nur schwäzen, und ohne Grund eines daher reden, was um und um keine Feste hat. Richtig, so alt ich bin, eine Reise muß ich noch machen, nach Augsburg, und will den Pater März, meinen guten Freund, persönlich küssen, daß er dich so gepeitscht hat.

Eibel. Von mir auch eine Empfehlung, er soll so gut seyn, und soll mich auch abschrepfen. Aber izt will ich der nemlichen Ordnung nach mit dir reden, wie du mit mir, und denn gehen wir von einander. Wir sind Kanonisten, die Grnnd haben, nicht ihr. Ihr versteht nichts, und all euer Wissen

ist Wind, Nebel, Spinnengewebe. Du prahlst damit, daß du die Jesuitentheologie festgesezt hast? —— gereicht dir das zur Ehre, eine Moral festzusezen, die Dinge wider Gott, den Monarchen, das Recht der Vernunft, und die menschlichen Geseze lehrt, welche das entschuldigt, was Christus, und die Natur verwirft? Du bist stolz auf die Kanonisten zu Rom, auf Kanonisten, welche ihre Wissenschaft nach dem Gönner, nach dem Geldsak, dem Kardinalhut einrichten? pfui! schäme dich Teufel, du bist doch sonst so klug! du hast dem Pabst seine Habschaften gegeben, da doch Christus arm war, und sagte, wer mir nachkommen will, der sey arm. Petrus wollte ihm nachkommen, war arm, und folglich muß auch des Peters Nachfolger es seyn. Du hast ihm die Lumpen des Petrus ausgezogen, die er auf Befehl Christi anhatte, und die Gott gefielen. Du hast die Kardinäle wichtig gemacht; so wichtig, mein Freund! daß du sie bald zu wichtig gemacht hättest: So wichtig, daß du mehr Unheil, als Gutes damit angefangen hast. Du hast es so weit gebracht, daß alle Bischöfe nichts thun dörfen, und faulenzen können. Christus selbst hat befohlen, daß die Apostel in alle Welt ausgehen, und das Evangelium predigen sollen. Wie kann es ihm angenehm seyn, wenn ihre Nachfolger nichts thun, an's predigen nicht denken, ja selbst alles, was sie thäten, für pflicht-

widrig halten würden. Du hast die Taxspesen, Exemtionen, und dergleichen mehr eingeführt; frag Josephen um seine Gründe, warum Er sie aufhob, frag Ihn, und widersiehe. Du hast die Armut, die Christum unterschied, die er lobte und befahl, vertrieben. Du schüzest die griechische Kirche vor, nein, diese kannst du nicht vorschüzen, denn wo haben wir in unserer Kirche solches Ansehen, solche Verehrung, Demüthigung? wo haben wir solche Kirchenzucht? sind unsere Priester so geehrt, als iene der Griechen? ist das Oberhaupt der Kirche so weit von seinem Ziele, als unsres? Du hast dem Pabst die dreifache Krone aufgesezt; Was hast dadurch gethan? Hast du dadurch nicht sein Reich über diese Welt ausgedehnt, da doch Christus selbst sagte: **mein Reich ist nicht von dieser Welt!** damit prahlst du dich? Wir haben nach der Lehre Christi gelebt, wir haben erkennt, was Recht, was Unrecht sey, was wider Gott, wider die Natur, wider Christum, wider seine Lehre ist.

Bringe nur Beweise, sporne deine Märze, deine Franziskaner, und Jesuiten, deine Kardinäle, und deine Könige der Kirche zur Vertheidigung deines Kanoikums an, und sehe, was sie thun werden? alle diese Herren können nichts, als sagen: es ist nicht wahr? und wenn tausendmal auf Ordinariats-Befehl auch Predigten gehalten werden sollten.

Der Teufel verstummte, hüllte sich in eine dike Nebelwolke, und verschwand. Jzt kann also auch der Teufel den Pabst und die Kurie nicht mehr vertheidigen, und wer ist bald wieder so wizig als er?

Von den Kirchtägen in den Wiener Vorstädten

Von

Leopold Einzinger.

Die Herren Verfasser der Beiträge zur Schilderung Wiens haben Manches mit gutem Grund, und erwünschten Erfolg an unsern Kirchengebräuchen getadelt; und gleichwohl vergassen sie auf einen Hauptgegenstand: den Kirchtag.

Es sei fern von mir, ich bin auch für mich nicht so sehr eingenommen, als daß ich mir sollte einfallen lassen, daß ich das, was Sie nicht berührten, durch gegenwärtigen Nachtrag zu ersezen im Stande wäre. Nein! ich wandere unter meinen Mitbürgern herum, und schmeke manch großes Vergnügen, wenn ich schöne Handlungen entdeke; aber über-

auch übergroßes Mißvergnügen und Weh empfind ich dann, wenn ich wahrnehmen muß, daß durch einen einzigen Mißbrauch so viel Schädliches unter den Menschenkindern angerichtet wird. Dies eben bewog mich, daß ich ohne Autorkizel diese wenige Blätter dem Publikum ihrer weitern Einsicht und Beurtheilung überlasse. Nun zur Sache selbst.

Der Kirchtag ist dem buchstäblichen Verstande nach eine jährliche Feyerung jenes Heiligen, dem zur Ehre die Kirche einer Gemeinde erbauet, und gewidmet worden ist. Ein untadelhafter ja löblicher Gebrauch, daß jede Gemeinde diese heilige Handlung in ihrer Kirche von Jahr zu Jahr beobachtet. Diese um so mehr zu verherrlichen, kamen vorhin, besonders auf dem Lande, die benachbarte, auch 2 und 3 Stunden weit entlegene Gemeinden Prozeßionenweise, wohnten der Andacht bei, und kehrten wieder auf solche Art nach Hause zurük. So auch am Tage der Kirchweihe.

Da alle diese Feste überhaupt zur Sommerszeit vor sich gehen, so gefiel es einigen nach und nach den kühlen Abend abzuwarten, und inzwischen ihre etwaigen Freunde des Orts zu besuchen; bei denen sie zu Mittage zusprachen, mit dem Vorbehalt, daß ein Gleiches von diesen an ihrem Kirchtage eben erwiedert werde. Einer dem andern es vorzuthun, entstanden nach und nach völlige Traktamenten. Wahrscheinlich ist es, daß man, um die

Kirchtagsgäste recht zu bewirthen, sie allenfalls auch vor der langen Weile zu schüzen, dieselben mit verschiedenen Spielen, und Musiken zu ergözen suchte; welches alles heutzutage freilich in den größten Mißbrauch ausgeartet ist.

Derzeit sind die obgedachten Prozeßionen nicht mehr; aber wenige Familien, die nicht dessen ungeachtet an ihrem Kirchtag ihre Anverwandte, Freunde, und andere gute Bekannte dem alten Gebrauch nach einladen. Die Gäste finden sich, ohne die Kirche nur von aussen zu sehen, richtig um die Mittagsstunde ein. Der Schmaus, oder vielmehr: die Fresserey fängt an; und ist bei einigen, besonders in Bürgershäusern so übermäßig, so verschwenderisch, daß das kleine Mittagmahl, (wie sich die geschäftige Hauswirthinn gemeiniglich beim Ende desselben auszudrüken pflegt,) nur vier oder fünf Stunden ununterbrochen dauert. Man hebt sich ganz gemach. „Herr Gevatter! wir werden doch „heute den Kirchtag auch ein wenig nüzen"?... Man wird einig, und geht schnaufend — in die Kirche?... Behüte Gott! — in die Tanzhütte. Hier wird wieder frisch darauf getrunken. Man sieht ein Paar Stunden andächtig zu: und um die Verdauung zu befördern, werden von einem und dem andern etliche Menuets gestolpert.

Die Nacht ist da. Die Frauen sorgen doch noch für ihre Hausangelegenheiten, und trachten, wie

billig, ihre Männer heimzubringen. „Nicht doch!
„Frau Muhme! wir müssen ja noch vorher einen
„Löfel Suppe, und die wenigen Ueberbleibsel gar
„verzehren.“ Es hilft also nichts. Man fängt
wieder an; und der Tisch muß fast wie zu Mittag
mit Ueberfluß beladen werden. Die späte Nacht
verursacht izt ihre Trennung; und jedes geht nach
geendigter dieser heiligen Handlung vergnügt nach
Haus.

Eine andere Gattung Menschen, die von dem
Kirchtage keinen weitern Begrif zu haben scheinet,
als daß da der Ort, und die Zeit sey, wo man sich
recht lustig machen könne, findet sich meistens zur
Abendzeit sehr zahlreich ein. Man lagert sich in-
oder um die aufgerichtete Laubhütte. Der Wirth,
der sein elendes, schlechtestes Getränk vom ganzen
Jahre gesammelt, und für diesen Tag bestimmet
hat, weiß es izt gut für baares und sündhaftes Geld
an Mann zu bringen. Junges, unabgelegenes, ge-
pantschtes Bier wird häufig hergegeben. Meth,
Lebzelten, Weichselwein, und derlei Gezeug scheint
eben darum da zu seyn, um die Gesundheit vollends
zu ruiniren. Man sauft sich toll und voll, wie die
meisten meiner lieben Landsleute ohne diesem nicht
aufgeräumt seyn zu können, vermeynen. Eine Bande
Bierfiedler trägt das Uebrige bei, daß der größte
Theil der Anwesenden auf blosser Erde (denn nicht
alle Hütten sind mit Brettern belegt) und fast im

handdiken Staube wie Unsinnige *) herumtoben. Die Herren Musikanten, um sich, wie es ihre lang hergebrachte löbliche Gewohnheit ist, mit einigen Maaßen in etwas zu erquiken, sezen ein wenig aus. Erhizt, um ja keinen ihrer reizenden Striche zu versäumen, flieht man zum Getränk, und suchet aussenher Abkühlung. Nun wieder frisch darauf gesprungen, und so die ganze liebe Nacht fort.

Ich habe schon viele traurige Folgen so viehischer Lustbarkeiten erlebet, und dabei beobachtet, daß ein Kirchtag in den andern gerechnet, mehrere Personen, wo nicht gleich, doch bald darnach, wirklich das Leben kostet, andere lebenslänglich unglüklich, und für ihre Berufsgeschäfte unbrauchbar machet.

Fast in jeder Gasse findet man das sogenannte Krügelspiel; eine Reihe Vagabunden würfelt betrügerisch untereinander; man kann in kurzer Zeit einige Scenen von Fluchen, Gotteslästern, öfters auch unmenschlichen Raufereyen erwarten. Ueberhaupt ist eine derlei Lustbarkeit noch nie ohne Zank, Zwistigkeiten, und darauf erfolgten Schlägereyen abgelaufen.

---

*) Ich finde nicht viel Unterschied zwischen den Israeliten, die abergläubisch um das goldene Kalb tanzten, und zwischen einigen meiner Landesleute, die auf gleiche Art um den in der Mitte aufgestellten Kirchtagsbaum, den Kirchenpatron genug zu ehren, waker herumspringen.

Uebrigens finden sich bei diesen Feyerlichkeiten die lieben Geschöpfe, die Freudenhändlerinnen, in größter Anzahl ein. Was für eine schöne Gelegenheit, ein oder ein Paar Fange zu machen, und noch oben drauf lustig seyn zu können! Die saubern Herren Nachtschwärmer von allen Klassen, worunter ich auch die so rechtschaffenen Ehemänner verstehe, die zu eben der Zeit, da sie derlei sträflichen Ausschweifungen nachhangen, Weib und Kinder zu Hause darben lassen, wissen sich diese Gelegenheit gut zu Nuzen zu machen. Es muß getobt, gepraßt, geschwärmt seyn! Kurz! es scheinet der Kirchtag nur bloß zu Ausschweifungen, und Ausgelassenheiten privilegirt zu seyn.

Gott Lob! er ist einmal geendet; denn es ist bereits der helle Tag. Es ist wahr: den einen hat der leere Sak, den andern das zerschlagene Gesicht, diesen sein in Raufhändeln zerrissenes Kleid, jenen sein durch übermäßiges Schwelgen sich nicht wohl befindender Magen noch zeitlicher nach Haus zu gehen gerathen. Ein großer Theil aber erwartet vollends den Kehraus. Auch geendet.

Nun verlassen die eifrigen Christen den Ort ihrer feierlichen Andacht; freilich ein wenig ausgemergelt, und mit einem bischen Kopfwehe. Die noch Andächtigeren, besonders die Handwerksgesellen, je nachdem sie bei Kasse sind, können den geheligten Ort noch nicht verlassen, sondern warten

ganz getrost den sogenannten Nachkirchtag ab. Dieser ist von dem ersten der Schwelgerey nach nicht viel unterschieden; und über acht Tage endet er sich erst ganz.

Dies ist also die löbliche Feierung der Kirchtäge unserer Vorstädte Wiens; und die schönen Folgen sind: Uebermäßiges Verschwenden, Krankheiten, Gotteslästerungen, nnd andere sündhafte Handlungen, wie schon gesagt worden.

Es ist schon vieles zum Wohl des Staates unter der noch sehr kurzen Regierung unsers weisesten Monarchen geschehen, auch unsere Kirche von vielen Mißbräuchen gereiniget worden: die Kirchtäge verdienten allerdings Aufmerksamkeit. Ich tadle nicht die Feierung des Kirchtages, wohl aber dessen Mißbrauch. Es wäre zu wünschen, daß an eben den Tagen in der nämlichen Gemeinde, niemals Musik erlaubt würde, weil sie dieser Feierlichkeit widerspricht, so würde sich der Mißbrauch, und das daraus entstehende Schädliche von selbst aufheben, und die Feierung des Kirchenpatrons Gott weit gefälliger werden, als sie heutzutage unmöglich seyn kann.

Es giebt Säle, und andere Tanzböden genug, wo man sich zu einer andern Zeit, weil es doch getanzt seyn muß, erlustigen kann. Daß mancher Wirth sein schlechtes Getränk anzubringen Gelegenheit hatte, ist wahr; man kann aber einzelnen

Menschen nicht das Wohl so vieler aufopfern. Er schenke ein besseres Getränk: begnüge sich mit wenigerm Profit: er wird auch ohne den Kirchtag, wie mehrere seiner Kollegen, immer Gäste haben. Was die Musikanten betrift, die auch darunter leiden möchten; so wird die bessere Klasse dessen ohngeachtet Verdienst finden; die schlechtere hingegen mit Recht gezwungen seyn, statt daß sie die ganze Woche von der sonntägigen Einnahm in Bierschänken herumvagirt, Tag und Nacht mit Spielen zubringt, sich einer Handarbeit, oder dem Tagwerk, woran es in unseren Staaten noch nicht gebricht, zu widmen, und dem Staate nüzlicher zu werden.

Innhalt des 5ten Bandes.

1 Briefe über den Cälibat unserer kathol. Geistlichen von K—u—r und W—o—g. 1stes Bändchen. S. 3
2) — Dieselben 2tes Bändchen (aus dem Manus. abgedrukt) 61
— (Beide sind auch einzeln zu haben)
3) Meine Predigt an das Volk gegen die Vorurtheile wider die Priesterehe. Als eine Vorbereitung zur Aufhebung des Cälibatgebotes. (Aus der Handschrift) 126
4) Betrachtungen über die Aufhebung der Eheverlöbnisse von Rautenstrauch. 172
5) Pius der 6. und D. Martin Luther 188
6) Von Sonnenfels erste Vorlesung (1781) 201
7) Was ist der Kardinal? von Eberle. 222
8) Bitte an die HH. Bischöffe der österreichischen Staaten die Volkssprache in öffentlichen Gottesdienst einzuführen, von Norbert Korber 230
9) Der Teufel in Wien, eine nächtliche Fatasie von Salzmann 2ter Theil. 292
10) Eibel und der Teufel. Ein Traum 343
11) Von den Kirchtägen in den Wiener Vorstädten von Leopold Einzinger. 342

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klüpfel, Engelbert

Vollständige Sammlung aller Schriften, die durch Veranlassung der Allerhö
chsten kaiserl. Toleranz und Reformations-Edikten auch anderer
Verordnungen, welche gröstentheils zu Wien erschienen, nunmehro zum Besten
der Freunde dieser interessanten Schriften zusammengetragen
Bd.: 5

Wien (1784)

J.can.p. 910-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10546716-6
VD18 80367356-001